This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Wiener Stadt-Bibliothek.
931 N

E 40317

Schloss Erlaa Bibliothek.

No. 2657

Schrank: I

Stelle: III

Reihe: III

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Der

König.

Ein Roman

von

A. J. Gross-Hoffinger,

Verfaſſer des „Buch der Freiheit.“

Zweiter Band.

Stuttgart.

Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

1835.

PT 2281
G56K

Γινωσκετε την ἀληθειαν, και ἡ ἀληθεια ἐλευθερωσει ὑμας.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Bibliothek Nikola

Drittes Buch.

Ich will nichts damit zu ſchaffen haben, es iſt ein gefährliches Ding, es macht einen zur Memme. Man kann nicht ſtehlen, ohne daß es einen anklagt; man kann nicht ſchwören, ohne daß es einen zum Stocken bringt; man kann nicht bei ſeines Nachbars Frau liegen, ohne daß es einen verräth. 'S iſt ein verſchämter blöder Geiſt, der einem im Buſen Aufruhr ſtiftet; es macht einen voller Schwierigkeiten; es hat mich ein Mal dahin gebracht, einen Beutel voll Geld wieder herzugeben, den ich von ungefähr gefunden habe; es macht jeden zum Bettler, der es hegt; es wird aus Städten und Flecken vertrieben, als ein gefährlich Ding und jedermann, der gut zu leben denkt, verläßt ſich auf ſich ſelbſt und lebt ohne Gewiſſen.

Shakespeares Richard III.

1.

„Im Namen der Wahrheit und Vernunft!

Wenn Ihr, mein theurer Fürſt, dieſen meinen letzten Willen entfaltet, hat ſich meine düſtere Ahnung erfüllt und mein Leib iſt dem Staube wieder gegeben, dem er entſtammt. Mir iſt dann wohl wie dem Schiffer, der im Sturme den Hafen gewann. Ich laſſe Euch bange zurück auf der bewegten See des Lebens, in einem gebrechlichen Fahrzeug, das Ihr von nun an allein ſteuern müßt, denn Ihr werdet keinen Lootſen finden, der die Klippen und Strömungen ſo wohl kennt und ſo guten Willen hat Euch ſicher zu führen, als ich, deſſen ſichere Hand todt, deſſen ſcharfes Auge erblindet iſt in der Nacht des Sterbens. Empfanget daher den letzten Rath eines geprüften Seemanns, der ſeine Fahrt vollendet und die Gefahren des Lebenselementes ſiegreich beſtanden hat, der nie zitterte, wenn die Wellen über ihn zuſammenſchlugen, nie das furchtloſe Auge dem Blitz, das Ohr dem Donner verſchloß. Laßt Euch das Gleichniß gefallen, es paßt auf mein Leben und entſchuldigt meine Thaten. Am Anfange lief ich aus auf einem prächtigen, mit allem Luxus erfinderiſcher Glanzliebe ausgeſtatteten Fahrzeug. Der Muth war mein Steuermann, der Ehrgeiz mein Kompaß, die Leidenſchaft mein Segel. Ich befuhr eine ſtille gefahrloſe See, ein wolkenlo-

ser Himmel und der frische Wind der Jugendkraft begünstigten meine Fahrt. Aber bald zeigte mein Kompaß in eine Gegend, wo Gefahren auf mich lauerten, zahlreiche Klippen den Grund des Meeres bedeckten; meine stolz aufgeblähten Segel beschleunigten meinen Lauf, mein trotziger Steuermann lenkte ihn dem Verderben zu. Stürme rasten durch das prächtige Mast-, Tau- und Segelwerk, Klippen zerstießen meinen Kiel. Ein Engel rettete mich vor gänzlichem Untergang — mein Schiff lief auf den Strand. Hier zerriß ich meine Segel, warf meinen falschen Kompaß ins Meer, entmastete das Schiff, und zimmerte mir ein schlichtes, aber stark gebautes Fahrzeug, alle unnütze Pracht, allen überflüssigen Ballast einer reichen Ladung über Bord werfend. Meinen alten Steuermann degradirte ich zum Bootsmann, an seiner Statt übergab ich der Klugheit das Steuerruder. Die Vernunft zeigte mir die Weltgegenden. So durchschiffte ich sicher und mit Zuversicht das große Weltmeer, überwand mit Besonnenheit und Kraft alle Hindernisse, kämpfte nicht mit dem Unvermeidlichen, erschrak nicht bei abwendbarem Unglück. Oft war ich genöthigt, eine theure Ladung, deren Gewicht mich in Gefahr brachte, über Bord zu werfen, und ich that es, wenn auch mit Schmerzen, doch ohne Wankelmuth, denn das gefährliche Seeleben — merket dieß, mein königlicher Freund, erstarkt die Herzen, wenn sie verständig sind, vernichtet sie, wenn sie es nicht sind. Freilich sagten Manche, wenn ich unschuldiges Leben opferte dem eigenen und meiner Liebsten Heil, er ist ein Bösewicht, ein Teufel, und auch Ihr werdet schwerlich mit Eurem weichen Gemüth die Härte meiner nothgedrungenen Maßregeln billigen können, aber verdammt mich nicht, bis Euch das Schicksal in die Lage gebracht hat, zwischen zwei Uebeln das kleinere wählen zu müssen. Ich würde zufrieden sterben können, wenn ich mir am Abend meines Lebens den Trost nicht versagen dürfte, den das Bewußtsein friedlicher Thaten, eines

simplen Handwerkerlebens gewährt, aber der unbesiegbare Schmerz, den ich über meine vollbrachten Opfer empfinde, ist keine Gewissensqual, sondern selbst ein Opfer meines Herzens für das erreichte Lebensziel meiner mühevollen Bestrebung. Auch Ihr, mein Fürst, werdet vielleicht dereinst in die den hart zu Prüfenden nicht ungewöhnliche Lage kommen, daß Ihr, auf dem letzten Balken eines zertrümmerten Schiffes schwimmend, mit Thränen im Auge den Freund, den Bruder hinabstoßen müßt in den Abgrund des Meeres, um Euch — gleichviel, ob die Hoffnung und Stütze selbsterzeugter Kinder oder eines unmündigen Volkes, das Euch Vater nennt, — in Eurem uneigenen, ihren Herzen verpfändeten Leben zu erhalten. Darum laßt Euch gewarnt sein vor der so häufigen Verzauberung des Augenblicks, wenn es gilt, Euch selbst oder was mit Eurem Leben zusammenhängt, zu verwunden, um einen allgemeinen Verfall zu hindern — stoß zu Brutus und wende das Gesicht ab von dem geliebten Opfer. Wer im Sturm mit kleinlichem Geiz einen Mast und gewichtige Schätze schont, der ist kein rechter Seemann. Fühle mit dem Verstand und denke mit dem Herzen.

Ich will Euch, mein junger Fürst, meinen letzten Willen in deutlichen Worten hinterlassen: er besteht in dem Wunsch, daß Ihr die Erfahrung und theuer erkaufte Klugheit des getreuesten Dieners im Laufe Eures Lebens nützen möget. Ich wünsche, daß Euch mein Leben und meine Thaten lehrreich werden, darum werfe ich am Rande des Grabes meine Masken hin, welche die Verderbtheit der Welt mir aufgedrungen, und zeige mich, allen Trugs entkleidet, Eurem jugendlichen Verstande. Als ich, ein froher Knabe, in die Welt trat, meine Kraft zu versuchen, mein Selbst geltend zu machen, begeisterten mich Edelmuth und Liebe, ehrgeizige Thatbegier und Heroismus, Vaterlandsliebe und edler Stolz. Gutmüthige Lehrer sagten mir, was gut und böse ist, was Laster und Tugend, und als Grundsatzungen ihrer Moral gäbten

ſie mir die zehn Gebote auf. Nachdem ſie mir, ſo wie ſie glaubten in ihrer frommen Herzenseinfalt, den Inbegriff der religiöſen Tugendlehre beigebracht hatten, erzählten ſie mir tugendreiche Exempel aus der Lebensgeſchichte frommer und großer Menſchen, und bezeichneten mir ihre merkwürdigſten Handlungen, als glorwürdige Muſter, nach welchen ich meine eigegenen geſtalten ſolle. Lehrreiche Bücher ſollten meine ſittliche Bildung vollenden, meine edlen Anlagen zum Guten wenden, mein Herz ſtärken, meinen Verſtand erleuchten. Mit jugendlicher Neugier verſchlang ich alle die ſchönen Geſchichten von den preiswürdigſten Tugendhelden aller Zeiten, und wenn meine Lehrer die Abſicht hatten, mich ſo zur Nachahmung zu ermuntern, ſo wurden ihre Bemühungen mit dem erwünſchten Erfolg bekrönt, denn ich kann es noch in meiner letzten Stunde mit einem hohen Eide bekräftigen, daß ich keine Legende las, ohne ein heiliger Märtyrer, kein Heldengedicht, ohne ein Tapferer, keine Königsgeſchichte, ohne ein tugendſamer und weiſer Fürſt werden zu wollen. So mit den ehrenwertheſten Vorſätzen ausgerüſtet, trat ich auf die Arena der Welt und warf ſchnell in meinem heiligen Zorn den Fehdehandſchuh meiner tugendhaften Grundſätze der Sünde hin. Ich wagte einen ritterlichen Kampf mit dem Laſter — aber höre mein Fürſt — die ganze Menſchheit trat lachend gegen mich in die Schranken und erdrückte, zertrat mich. Freilich wohl hatten mir meine Lehrer geſagt, dieſe Welt liege im Argen und kein Erdgeborner ſei frei von Sünde — das hatte ich vergeſſen, wie ich meine. Demnach war mir dieſer Sieg des Laſters, dem ich in Schmach und Elend unterlag, eine unbegreifliche Thatſache, und ich fand mich bitter getäuſcht, denn ſelbſt der karge Lohn der Tugend, der, wie ſie ſagen, keinem Gerechten verſagt bleibt, die Süßigkeit eines reinen Bewußtſeins habe ich nicht gekoſtet. Was mehr iſt, mein Fürſt, aber wahr wie mein Tod, eben dieß reine *Gewiſſen peinigte*, verbitterte meine Seele, es hat mich faſt

zum Wahnsinn gebracht und ein Jahr lang die Galle aufgerührt, es hat mich wüthend gemacht wie einen hungrigen Wolf und giftig wie einen Skorpion, wenn ich dachte: weil ich recht gethan, bin ich unfrei, beschimpft, verarmt, erniedrigt, verhöhnt. Dieses Gewissen brachte mich zum Selbstdenken, stürzte alle meine Grundsätze, alle meine Glaubensartikel um, dieses Gewissen würde mich moralisch und physisch getödtet haben, rettete nicht ein sündiger Mensch Leib und Seele aus dem allgemeinen Schiffbruch meiner Existenz. Den Einzigen nahm ich aus von meinem Fluch, ihm wendete ich alle meine Liebe zu, die ich der Menschheit schuldig war, aber die Welt und die Gesammtzahl jener glattzüngigen falschen Kreaturen spie ich an mit dem Gift meiner unversiegbaren Galle. Stoßt kein vorschnelles Urtheil aus, mein Fürst, keinen vornehmen Tadel meines ungerechten Menschenhasses, hört erst, wie sie mich behandelt haben, den flüchtigen, hilfsbedürftigen Tugendmärtyrer, die Menschenbrüder jenseits und diesseits zweier Meere. Nackt und arm, krank und elend ward ich hinausgestoßen aus der Nacht eines Kerkers in ihren brüderlichen Kreis und weinend warf ich mich in die Arme der Christgläubigen, welche da sagen: liebe Deinen Nächsten, stille seinen Hunger, bedecke seine Nacktheit, tröste seine leidende Seele. Als sie aber meinen elenden hilflosen Zustand sahen, wichen sie ausspuckend zurück, ekelten sich vor meiner Betastung, stießen mich mit den Füßen zu ihren Hunden uud Pferden, die allein Mitleid zu fühlen schienen mit mir, denn sie erwiederten meine Liebkosungen, erwärmten meine Kälte, bewachten meine Hilflosigkeit. Hoch rechneten sich dagegen die Menschen das gute Werk in ihrem Gewissen an, wenn sie mir aus einem schmutzigen Winkel die dürren Brodkrumen, die verunreinigten Abfälle ihres Ueberflusses zuwarfen mit harten Worten und Flüchen! Nur der Einzige der mich liebte, half mir in meiner Noth. Mit den Geschenken seiner Liebe zog ich in fremde Länder, Mißtrauen, Selbstsucht,

Eigennutz, begegneten mir hier. So lange sie Geld sahen bei mir und Wohlstand, schmeichelten sie mir, bis sie mich betrogen, bestohlen oder bevortheilt hatten. Meine gutmüthige Verschwendung versammelte Speichellecker, Afterfreunde, Menschen aus allen Ständen, Staatsmänner, Soldaten, Gelehrte und Künstler um meine Person. Umgeben von ihren Verführungen, feinen Prellereien, scharfsichtigen Diebsaugen, wurde ich wieder arm. Da schmähten mich meine Freunde, ließen mich darben, hilflos in der Noth, trostlos in Leiden, verhöhnten, erniedrigten mich. Diebe prahlten mit meinem gestohlenen Eigenthum, Betrüger nannten mich einen Thoren, Verschwender, Leichtsinnigen. Die Armuth, fand ich, entkleidet einen Menschen in den Augen seiner Brüder aller Vorzüge. Die Reichen vermieden meinen Umgang, theils aus Furcht vor Zudringlichkeit, theils aus Geldstolz und Geringschätzung aller Unglücklichen, welche nicht selbstsüchtig genug waren, um reich werden zu können. Alle meine geistigen Vorzüge, welche man, so lange ich reich war zu rühmen fand an mir, wurden jetzt verachtet, mein Lebenswandel unmoralisch, meine Gestalt erbärmlich gefunden. So viel ich ehedem Freunde hatte, so viel hatte ich nun Feinde. Freunde verriethen mich, Gleichgültige verspotteten mich, die ganze Gesellschaft war einig darüber, man müsse mich ausrotten. Als ein Armer, Hilfloser gerieth ich in das Jagdgehege der Gerichte, Polizeidiener zogen mich ein als einen Vagabunden, Spione beschuldigten mich aufrührerischer Reden, die Inquisition der Gotteslästerung, Weiber eines unzüchtigen schlechten Lebenswandels, die Betrüger und Diebe endlich, welche mich um das Meinige gebracht hatten, beschuldigten mich der selbstverübten Verbrechen aus dem einzigen Grunde, weil ich arm war. Der Geringste meiner Bekannten, den ich einst nicht mit geziemender Ehrfurcht begrüßt, rächte sich nun an mir, mehr noch gab es der Muthwilligen, die nur, um eine grausame Lust zu büßen, den Gefallenen mißhandelten.

Ich wanderte mit einem Herzen, das sich keinen Vorwurf machen konnte, mit einem reinen Gewissen von Gefängniß zu Gefängniß. Ich ward ein Spielball der „Gerechtigkeit," ein Gegenstand des Abscheues, der Verachtung und des grundlosen Hasses meiner Mitmenschen, bloß, weil ich arm war. Mein Elend wurde mehrere Jahre alt und zerrüttete meine Tugendphilosophie. Tiefe Erbitterung gegen das menschliche Geschlecht leiteten mich freilich erst auf Abwegen zur Wahrheit. Die Gesammtsumme meiner Erfahrungen in dieser jammervollen Zeit war diese: Ich sah Könige und empfand ihre Macht, die nie für das Wohl des Landes, stets aber für ihre eigene Person besorgt waren, die ungerechte Kriege führten, die nur Gutes übten aus Eigennutz, Selbstsucht, Ehrgeiz und Prahlerei. Ich sah Patrioten, welche ihren Patriotismus in Lobpreisungen eines Tyrannen kund gaben, welche Verse machten auf alle guten Eigenschaften, die ihm gebrachen, welche das Volk im Namen ihres Herrn bedrückten, seinen Wohlstand verzehrten, Untergebene zu Maschinen ihrer Ränke gebrauchten. Ich sah, wie der Staat aller Orten nur durch Eigennutz, Selbstsucht, Habgier zusammengehalten wurde, wie die Gewaltigen ihre Interessen vereinigten, um gemeinschaftlich das gemeine Wesen zu plündern. Ich sah Menschen, welche ehrlich waren, weil sie genug hatten, aus Hochmuth, aus Furcht vor dem Gesetze, aus Eitelkeit, oder weil es ihnen an Gelegenheit und Verstand gebrach unehrlich zu sein — kurz, aus allen möglichen Ursachen, nur nicht aus Tugend und Pflichtgefühl. Ich sah Menschen, welche thätig waren aus Hunger, Noth, Geiz, Ehrsucht oder aus Langeweile, nicht aber in der Absicht, den Mitbrüdern nützlich zu werden. Ich sah Menschen, welche wohlthätig waren, weil sie im Ueberfluß lebten, und das kleine Almosen, welches sie ihrem leidenden Nächsten mit unfreundlichen Worten ertheilten, leicht entbehren konnten, oder weil ihnen die Wohlthätigkeit Ehre und Zinsen eintrug, und sie in einen

guten Ruf brachte. Ich sah Fromme, welche religiös waren aus Dummheit und Aberglauben, oder weil sie zu faul waren zum Denken, oder weil es ihnen bequem war, ihre Handlungen nach religiösen Gesetzen einzurichten, oder weil es vorgeschrieben war im Staate. Ich sah Helden, welche tapfer waren, um Ehrenstellen und Reichthümer zu gewinnen, aber nie sah ich Einen, der eine Gelegenheit zur unbemerkten Flucht unbenutzt gelassen hätte. Ich sah Weiber, welche treu waren aus Furcht vor der rächenden Eifersucht und der Schande, aus Phlegma oder Krankheit, oder weil ihre Männer ihrer Putz- und Gefallsucht Vorschub leisteten, oder weil sie durch selbe der Armuth und dem Elende entrissen worden waren, und eine Verstoßung fürchteten, oder weil sie Niemand zur Verführung anlockte, oder aus Einfalt und weil ihre Sinnenlust durch kräftige Gattenliebe gesättigt ward. Ich sah Mädchen, welche keusch waren aus angeborener Schamhaftigkeit, aus Blödsinn, aus Klugheit, aus Furcht vor Strafe und Schmach, aus Unfähigkeit zur Wollust oder furchtsamer Eitelkeit. Kurz, wo ich sogenannte Tugend, Redlichkeit, Keuschheit, Enthaltsamkeit, Mäßigung, Fleiß, Tapferkeit, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit fand, sah ich sie durch ihre Ursachen herabgewürdigt und geschändet, und achtete sie darum nicht mehr, als das unverhohlene Laster.

Während ich diese bitteren Erfahrungen machte, verließ mich ein treuloses Weib, welches meine Armuth nicht theilen wollte, schmachtete ich in Kerkern und duldete entehrende Mißhandlungen, die ich durch nichts verdient hatte. Ein König verstieß mich aus seinem Lande, ein anderer zwang mich zu Kriegsdienst, ein dritter schmiedete mich an eine Galeere, mit eines vierten Handelsschiffen fuhr ich über den Ozean. Das Glück winkte mir neuerdings, ich gewann Eigenthum und einige Ehre, da fiel mein Fahrzeug in die Hände grausamer Piraten, welche mir meine Reichthümer abnahmen, und meinen Kopf verstümmelten. Aus den Händen der Bar-

baren rettete mich ein junger Osmane Selim, um mich zu seinem Sklaven zu machen. Neue Mißhandlung, neue Knechtschaft und Armuth ward mein Loos. Ich diente einer Türkenfamilie zum Stichblatt ihrer Spöttereien, zum Schalksnarren ihrer Kinder, zum Knecht ihrer wilden Leidenschaften. Mein Lebensretter war ein gutmüthiger Knabe, aber stolz und herrschsüchtig. Aus seinen Händen empfing ich den Lohn für meine Dienste, als eine Wohlthat. Seine üble Laune brachte mir Schläge und rauhe Schimpfworte, Vorwürfe und Mißhandlungen ein, seine Liebe war ein ekelhaftes Gelüsten. Mein Menschenhaß erhielt täglich frische Nahrung und ein unaufhörliches Wüthen verzehrte mein innerstes Lebensmark. Eines Abends beredete ich Selim zu einer nächtlichen Seefahrt; er willigte ein. Wir entfernten uns vom Ufer, und als wir auf der hohen See waren, eröffnete ich ihm meinen Entschluß zur Flucht. Alle Beredsamkeit eines leidenden Gemüthes bot ich auf, den Barbaren zu bewegen, daß er ruhig mein Entfliehen dulde, allein er antwortete mit Säbelhieben. Mein Zorn brauste auf und ich warf ihn über Bord — gerne hätte ich seiner geschont, wäre er menschlich gewesen. Ein nahes Christenschiff nahm mich auf und brachte mich in das Vaterland meines theuren Fürsten Alexis.

Die erlittenen Drangsale, der Verrath, die Grausamkeit, Gefühllosigkeit der Menschen, die ich erfahren, hatten den letzten Funken Menschenliebe in meiner Brust erstickt. Ich kannte Niemand, der mich liebte; ich war verlassen, entehrt, verstoßen, mißhandelt von den Menschen, die ich geliebt hatte. Die Lebenslust war aber noch nicht erloschen in mir. Ich mußte meine Grundsätze ändern, meine Handlungen nach den Motiven gewöhnlicher Menschen einrichten. Ich war Niemanden verpflichtet, Niemand Dank schuldig, darum fing ich an, die Menschen als meine Feinde zu betrachten. Entschlossen, Alles meiner Selbstsucht zu opfern, fing ich an, meinen Mitmenschen die niedrigen Künste abzulernen, wodurch sie

eine erträgliche Existenz gewinnen. Ich lernte jede meiner Geberden wachsam beherrschen, meine Worte abwägen, fremden Schwachheiten schmeicheln, mit Selbsterniedrigung Vortheile erkaufen und in allen Dingen mein Interesse als das Heiligste betrachten. Meine Grundsätze hinderten mich nicht mehr an Verfolgung meines Ziels, Selbstbeglückung. Meine Religion hatte ich nichtig gefunden, eben so die Titel und Ehren der lächerlichen Menschengrößen, eben so die Weisheit der Sittenlehrer, die gewöhnlichen Begriffe von Ruhm und Hoheit. Welcher Maßstab blieb mir nach diesen Entdeckungen für meine sittlichen Handlungen, als der eigene Verstand, welche Verpflichtungen hatte ich in einer Welt, die mich haßte und verfolgte, als die gegen mich selbst? Mein Verstand ging von nun an Hand in Hand mit meiner Selbstliebe, aber mein Herz strauchelte oft auf dem Wege der Selbstsucht. Die neuere Richtung meines Geistes war, so erkenne ich sie jetzt, mehr eine Fiktion des verbitterten Gemüths, denn eine Wahrheit, mein Menschenhaß war Hypochondrie und machte Niemand elend, als mich selbst. Die Pläne meiner Selbstliebe wurden nicht mit Beharrlichkeit ausgeführt, die Kraft des Bösen wurzelte nie fest in mir. Zwar überredete ich mich des stärksten Willens zum Bösen, aber ich fand Bedenken, Hindernisse, Selbstqual bei den Uebelthaten, die ich begehen wollte. Gegen das kleinste Unrecht, welches ich Anderen zufügen wollte, empörte sich mein Gewissen, und ich fand, daß das Bewußtsein des Bösen eben so marternd ist, als das des Guten. Und doch sah ich Andere die größten Bubenstücke ausüben, ohne eine Spur von Gewissen bei ihnen zu entdecken, ich sah, wie sich Betrüger ihres Lebens freuten, Diebe mit Heiterkeit ihre Beute verzehrten, Mörder lachend sich ihrer Verbrechen rühmten. Nie begegnete ich einen Ehebrecher, der nicht in Erinnerung an seine Schandthat gelächelt, sie wohlgefällig schmunzelnd über den berückten Gatten erzählt, nie einen Ränkeschmied, der nicht mit seiner List ge-

prahlt, wäre es auch nur mit einem pfiffigen Lächeln, nie einen Räuber, der nicht Freude gehabt an seinem blutigen Gewinn, nie einen König, der einen traurigen Sieg über einen übermüthig gekränkten Feind nicht mit Lärm und Gepränge, mit Festspiel und Jubel gefeiert hätte. Mit Eifer suchte ich das Gewissen unter den Lasterhaften der Welt und fand es, nachdem ich vergeblich nachgespürt bei unglücklichen Sündern, bei armen Teufeln, welchen eine Sünde mißlungen war', bei kleinen Dieben, welche aus Hunger gestohlen, bei bettelarmen Kindern, welche im Wald dürre Zweige gesucht, um die Krankenstube eines Vaters damit zu erwärmen, bei unglücklichen Züchtlingen, welche sich ein einzig Mal in ihrem Leben, von unglücklicher Leidenschaft oder Noth, von Liebe oder flüchtigem Zorn getrieben, von der Bahn der Gerechten entfernt hatten.

Längst herabgesunken in die tiefste Gemeinheit des Lebens, lernte ich den von vornehmen Schuften so geschmähten und verabscheuten, sogenannten Pfuhl des Lasters und der Sünde kennen. Banditen, Vagabunden, Diebe, Betrüger, Schlemmer, kurz „gemeines Gesindel" aller Art war eine Zeitlang meine tägliche Gesellschaft. Werdet Ihr es wohl glauben, mein theurer Fürst, wenn ich Euch sage unter diesem „Auswurf der Menschheit," der den Gefängnissen ihre Bevölkerung, den Galgen und Schaffoten verfallene Häupter liefert, fand ich zum ersten Mal den der Menschenliebe werthen Menschen wieder, begrub ich meinen Menschenhaß. Wer Euch sagt, mein Fürst, daß in diesem Troß Unglücklicher die Extreme menschlicher Verworfenheit zu finden sind, dem trauet nie, wenn er klug ist, dem folget nie, wenn er blödsinnig und unerfahren ist. Ich fand edlere Menschen unter gedungenen Mördern, als auf den Höhen der Menschheit, welche den Thron umgeben, menschlichere Herzen, als unter den geizigen Reichen, welche mit stolzen Namen und glänzendem Hausstaat prangen. Ich fand einen wegen Mord verurtheilten Galee-

renſklaven, der beim Schiffbruch entfeſſelt, ſich in das Meer ſtürzte, um Menſchen zu retten; ich fand einen Dieb, der ſtahl, um ſeine Mutter zu nähren, einen Räuber, der ſein Leben in Gefahr ſetzte gegen eine wilde Menge blutdürſtiger Geſellen, um ein hilfloſes Kind ihrer Grauſamkeit zu entziehen — kurz, ſo viele große Beiſpiele von Edelmuth, Liebe und Dankbarkeit unter Verbrechern, daß ich ihr Unglück beweinte, welches ſie zwang, um ein kümmerliches Leben zu friſten, Raub und Mord anzuwenden. Manchen großen ehrenwerthen Mann könnte man aus einem Kerker gewinnen, und manchen niedrig denkenden Schuft aus der Geſellſchaft hochgebildeter Geizhälſe und Ehrſüchtiger an ihre Stelle ſetzen. Ziehet einem intrikanten Kardinal — wie ich Euch mehrere nennen könnte, die Jacke, Manier und Mundart eines Tagelöhners an, und er wird ein Dieb; ſetzet dem Dieb einen Kardinalshut auf den Kopf und ſtecket ihm hinreichend Geld in die Taſche, Kenntniſſe in den Kopf und er wird ein frommer und eifriger Diener Gottes ſein. Nicht nach ſchreienden auffälligen Thaten beurtheilet den Werth des Menſchen. Prüfet das Herz eines habſüchtigen Miniſters, der das Wohl ſeines Vaterlandes für Gold an fremde Höfe verhandelt, und Ihr werdet es von Niederträchtigkeit voll und eines zehnfachen ſchimpflichen Todes werth finden. Verſetzet das junge noch unverdorbene Reis eines niedrigen Menſchenlebens aus dem Sumpf, wo es Gift einſaugt, auf guten nahrhaften Boden, und es wird zu einem geſunden, ſtarken und fruchtbaren Baum heranwachſen. Blicket um Euch, mein Fürſt, und Ihr werdet ganz in der Nähe, wenn Ihr Jedem auf des Herzens Grund ſchaut, die menſchliche Verderbtheit, Gemüthshärte und Abſcheulichkeit in ihrem höchſten Grad finden. Ganz dicht in Eurem Umkreis entſpringen tauſend, Heere fällende, Mordgedanken — ein einziger von ihnen entflammt in der Tiefe oft in einem unbewachten Augenblick zur kleinen Frevelthat — aber ſie entſpringen dort nicht in der maßloſen Unzahl, als

hier, in dem Gehirn feiger, mit Ehren und Titeln bekleideter Bösewichter.

Als ich zu meiner Verwunderung das Gewissen nur bei Menschen fand, die nicht die schlechtesten ihres Geschlechtes waren, gewahrte ich meinen Irrthum, und die völlige Grundlosigkeit meines Menschenhasses. Ich besah mir von Neuem Tugend und Laster, und fand in ihnen, urplötzlich erleuchtet, nur äußerst wandelbare Begriffe, die ziemlich Jeder nach seiner Einsicht und seinem Vortheil gemäß, definirt. Manches Verbrechen erschien mir nun als eine tugendhafte, manche gute, als eine lasterhafte That. Das Menschengeschlecht fand ich nur einer gemeinschaftlichen Erbsünde theilhaftig, der Selbstsucht, und wenn ich diese Sünde von Neuem untersuchte, so wurde es mir klar, daß ich ein alberner Thor gewesen sei. Es kann nicht Bestimmung des Menschen sein, ergrübelte ich, daß er sich, sobald er nur seine Arme rührt und seinen Verstand gebrauchen kann, sogleich hinopfert im Kampfe mit dem Laster der Welt, und keine Tugend kann es sein, die nicht neben der ganzen Menschheit, wie sie ist, unbeeinträchtigt existiren kann. Ich bemerkte, wie die Menschen alle nach einer gewissen natürlichen Weisheit leben, deren Grundsatz die Nothwendigkeit der Existenz ist, und fand, daß sie dieß mehr aus Instinkt, denn aus Ueberlegung thun, und ich tadelte mich selbst, daß ich diesen Instinkt mit unseren stumpfsinnigen blödsinnigen Dogmatikern für einen gemeinschaftlichen Hang zum Bösen hielt. Ich erkannte, daß dieser natürliche Trieb der Selbsterhaltung, jene Alles besiegende Selbstliebe nothwendig sei, soll sich das ganze Menschengeschlecht nicht aufreiben; daß all mein Unglück aus instinktwidrigen, unnatürlichen Handlungen entsprungen, und daher selbstverschuldet sei. Ich beschloß in der Folge nie wieder abzuweichen von den Naturregeln des Lebens, in deren Befolgung allein das Heil liegt, nie wieder hinauszustreben aus meinem irdischen Kreis. Meine ganze hinfortige Philosophie be-

schränkte sich auf die Folgerungen und Schlüsse aus vier Worten, welche man im Munde gewöhnlicher Menschen so oft hört, deren Sinn einfach, aber tief bedeutend ist. Sie heißen: leben und leben lassen. Meine ganze hinfortige Moral war ein einfaches Rechenexempel, in dem meine Person als eine Einheit vorkam. Ich schlug meinen Werth nie zu hoch an, und ließ auch den Anderer gelten, und das, glaube ich, kann ich meine Tugend nennen, aber ich vergaß ihn nie wieder in Rechnung zu bringen, und das war mein Recht. Ich sah zwar in den Menschen, die mich gezwungen, von der erhabenen Idee abzulassen, keine unirdischen Götter, ich hielt Keinen mehr für einen Gott, aber auch Keinen für einen Teufel. Ich blieb von nun an in dem irdischen Mittel zwischen Himmel und Hölle, und fand meine Lage ziemlich erträglich. Das schwärmerische Feuer meiner heldenmäßigen Begeisterung war verpufft in den Wind, aber auch die Galle war heilsam abgesondert von dem Blute meines Lebens.

Von diesem Zeitpunkt an ist meinem königlichen Herrn das Wesentlichste aus meinem Leben bekannt. Ich trat in die Dienste der Frau Herzogin, Eurer Mutter, die mich mehr als einen Diener geschätzt und der ich mehr, als einer Herrin, ergeben war. Ich trug Euch auf meinen Armen, mein König, und gewöhnte das hochgeborne Kind an meinen Anblick, Ihr erschraket nicht, wenn Ihr mich saht, Ihr liebtet Eure schöne Amme nicht so und Eure Mutter nicht mehr, als Samboro. Der grausam Entstellte, den Alles scheu floh, den Niemand ohne Abscheu betrachtete, ward von einer Herzogin geachtet, von einem Prinzen geliebt, rieth der Mutter, erzog den Sohn. Meine Dankbarkeit dafür ward zur Leidenschaft, ich vergaß mein eigenes Selbst, um Euch zu dienen, opferte Eurem Wohl die Achtung der Welt, ihre Liebe, ihren Leumund, denn Ihr waret ja der Einzige, der mich nicht vermied, der Einzige, der mich nicht höhnte, in dessen unschuldsvollen Augen ich weder Argwohn noch abergläubische Scheu

entdeckte. Ich haßte die Menschen nicht, aber das Mißtrauen gab ich ihnen zehnfach zurück. Ich lernte ihren Hohn, ihre Verachtung, ihr verleumderisches Zischeln bei meinem Anblick, ihre vorgefaßte Meinung standhaft ertragen, und mit List bekämpfen. Ich ließ sie meine geistige Uebermacht empfinden, und wer in meinen Kreis gerieth, den machte ich abhängig von ihr. Ich studierte wie ein Komödiant alle Verstellungskünste, und übte sie bald mit so großer Geschicklichkeit, daß man mich fürchtete, meine Freundschaft suchte, meinen Willen folgsam erfüllte. Das Alles, mein Fürst, habe ich gethan, um Euch zu nützen. In dem Grade, wie ich Euch liebte, haßte ich den Tyrannen Severin; ihn zu stürzen, Euch zu erheben, den Namen seines Geschlechts zu vertilgen, dem Eurigen Glanz zu verleihen, war die Aufgabe meines Lebens. Ich erwürgte seine männlichen Kinder, um Euch eine gesetzliche Thronfolge zu sichern, und so lange Ihr athmet, war ich rastlos bemüht, alle Hindernisse Eures Glücks zu beseitigen. Um Euch duldete ich Entehrung, Verachtung, Mißhandlung, Schande, und war ich je im Leben ein Verbrecher, so war ich es nur aus rastloser Liebe zu Euch.

Meine Bemühungen waren so lange glücklich, als Ihr selbst jung und unbekümmert waret. Von dem Augenblick Eurer erwachten Mannheit an aber wurden meine Projekte gefährlich und schwierig. Seit Eurer Geburt war ich wachsam bemüht, kein thronräuberisches Leben aus dem Schooß einer Königin aufkeimen zu lassen — da kommt Ihr selbst und säet ein solches auf den reizenden Acker des schönsten Königsweibes. Noch habt Ihr nicht Gewißheit über das Schicksal des Prinzen, der durch die geübten Hände meiner ehrenwerthen Gemahlin geraubt worden war, und über die Person des hassenswerthen Thäters. Wohlan, nehmet alle Eure angeborne Kraft und Milde zusammen, um die Gewißheit zu ertragen, und dem Kindesmörder nicht zu zürnen! Gerne möchte ich Euch den Trost geben, daß der vom Baum ge-

trennte Sprößling eine Frucht der nervenschwachen Liebe Severins gewesen sei, aber diese Lüge wäre lächerlich und unglaublich zugleich. Ich fühlte den Schmerz eines Vaters, als ich es tödtete, ich habe eine furchtbare Strafe erlitten im Verbrechen selbst, und nur die Liebe zu Euch war stärker, als die Qual derselben. O, es war ein schönes, edel gestaltetes Kind, würdig, von Euch im geweihten Ehebett erzeugt zu sein, würdig, für eine Krone erzogen zu werden. Es blickte mich an in seiner letzten Sekunde, wie das Kind Alexis, es war mir, als tödtete ich Euch selbst, meine einzige Lebenshoffnung, den einzigen Trost für ein verlorenes, in Leiden verzehrtes Leben. Weinet, Alexis, aber zürnet mir nicht, daß ich das grausamste Begehren des Schicksals mit blutendem Herzen erfüllte. Denket nicht weiter an die That, sondern an ihre Früchte — in dem Bastard Eurer Liebe habe ich den Namen Severins, die Hoffnung Eurer Todfeinde, den furchtbaren Racheplan des Schicksals zerstört. Das herangewachsene Kind würde für sein vermeintliches Recht den Nebenbuhler vernichtet, sein eigenes Haupt mit dem Fluch des Vatermordes belastet haben. Ich habe nur ein grauses Verhängniß von Eurem Blut abgewendet, einen teuflischen Plan des Zufalls vernichtet.

Ihr wisset nun, mein theurer Fürst, so viel von meinem Leben und den Zwecken meiner Thaten, als ich Euch sagen durfte, ohne einer heiligen Pflicht entgegen zu handeln. Vielleicht wird Euch bald mehr eröffnet werden — bis dahin bewahret mir ein liebevolles Andenken. Ich fordere von Euch keinen anderen Dank, als daß Ihr das eigene Glück mit Wachsamkeit und Klugheit gegen hinterlistige Feinde vertheidigen möget. Meinem Weib werdet Ihr zu leben geben — sie ist nicht schlechter, als Andere ihres Geschlechts, obwohl sie ein lasterhaftes Leben geführt hat, und meine Gemahlin nur dem Namen nach gewesen ist. Heißet sie in ein Kloster gehen — das ist für Geschöpfe ihrer Art das einzige Mittel,

dem unfähigen Leib und dem schwachen Geist ein erträgliches Alter zu bereiten, und beide vor gänzlichem Verfall zu retten. An die Herzogin, Eure Mutter, bestellet das eingeschlossene Schreiben sammt meinem letzten ehrfurchtsvollen Gruß. An die übrige Welt habe ich nichts zu bestellen, denn ich war ihr ein Fremdling. Auf meinen Leichenstein lasset die namenlosen Worte setzen: „Hier ruht ein Unglücklicher.“ Mein Nachlaß an Geld und Gut werde Bedürftigen preis gegeben. Einen hinreichenden Theil gebet dem Gärtnerburschen Jack, damit er sein Liebchen heirathen kann. Meinen lieben Hektor pfleget so lange er lebt. Es ist ein tüchtiges Pferd, gelehrig, fromm, anhänglich, tapfer — wenige Menschen kann ich so loben wie dieses Thier.

Lebt wohl! Seid klug, vorsichtig, mißtrauisch, tapfer, edel, großmüthig, thätig, ausdauernd und beherrschet Euch selbst. Opfert nie das eigene Wohl der Schwärmerei, nie ein wirkliches Glück einer Idee. Achtet die Menschen nicht über ihren Werth; gewinnet Euch um jeden Preis ihre Achtung und Liebe, nützet ihre Thorheiten, bekämpft sie aus Großmuth, wenn sie Anderen Gefahr bringen. Hütet Euch vor Weibern, Freunden, Schmeichlern, Pfaffen, Gelehrten. Achtet die Wissenschaft, liebet die Kunst, meidet die Künstler. Lasset nicht mehr Aufklärung zu, als die Zeit verlangt, aber auch nicht weniger. Fruchtlos und einfältig ist ein Versuch, das Licht der Sonne zu verfinstern, thöricht und selbst feindlich die Absicht, durch verheerende Feuersbrunst die Nacht zu erleuchten. Gott befohlen!

Samboro.“

Nachschrift. Vergeßt den alten Magus nicht, so lange er lebt; er besitzt mehr Weisheit als der versammelte Staats- und Kriegsrath Eurer Majestät, als alle Schriftgelehrten und Hohenprieſter Eures Landes zusammen genommen. Gern wird er Euch rathen, noch lieber Euch helfen, wenn Ihr unglücklich seid.

Mit Thränen las Alexis diesen Brief, welchen Samboro vor der Schlacht in die Hände des Feldpaters niedergelegt hatte. Weit entfernt, den abgeschiedenen Diener als einen Verbrecher zu verachten, fand er sich vielmehr von Ehrfurcht für dessen ungemeine Seelenkraft und Liebe ergriffen. Zwar schauderte er bei dem Geständniß hinsichtlich des Mordes, den er an seinem Blut verübt, aber er maßte sich selbst größere Schuld an demselben bei, als Samboro, und klagte sich nun doppelt an wegen des Schicksals der Mutter und des Kindes. Sein Gemüth war ganz von Trauer erfüllt. Das scheußliche Ende Samboros, der Anblick des blutigen Elends, das seine Waffen verursacht hatten, sein körperliches Leiden hatten seinen kühnen Geist niedergedrückt, eine vergangene Zeit mit wehmüthigen Erinnerungen in seinem Gedächtniß aufgeweckt. Er beklagte Samboro, sein Kind und Amanda. Die Erbitterung gegen sie, die er ungerecht des Ehrgeizes, Verraths anklagte, löste sich auf in Zweifel und Schwermuth. Mit keiner Silbe erwähnte Samboro in seinem letzten Schreiben die gegenwärtige Lage, wohl wissend, daß der blutige Streit entschieden sein müsse nach der Schlacht, daß es keines weiteren Raths bedürfe, wo entschiedene Thatsachen von selbst auf den Weg hinzeigten, den Alexis weiter verfolgen mußte. Von allen Seiten waren seine Truppen gegen die Hauptstadt vorgerückt, die Feinde zurückgeworfen, der Succurs abgeschnitten, die Stadt von der Land- und Seeseite vollständig eingeschlossen. Von dem geschlagenen Heere erreichten nur Haufen von Feigen, Flüchtlingen, Verwundeten und Entkräfteten die schützenden Mauern, worin ein alter schwacher König über das späte Unglück seine Besinnung verlor. Seine Lage war verzweifelt, die Entmuthigung allgemein, Hilfe und Rettung von den falschen Rathgebern und Freunden, welche den Krieg erregt hatten, unmöglich. Alle Einwohner der bedrängten Stadt wußten, daß ihr Schicksal in den Händen des heldenmüthigen Jünglings liege, dessen Ruhmes kein Ende war.

Alexis kannte die Noth seiner Feinde, aber der Gedanke an Amanda hinderte ihn, dieselbe zu seinem Vortheil durch eine rasche That zu benützen. Nicht ohne Thränen konnte er daran denken, mit Mord und Plünderung bis zu dem Palaste vorzudringen, wo Amanda wohnte und des Vaters Unglück mit ertrug. Endlich vermochten ihn die Kriegsräthe wenigstens zu einer Drohung, auf welche Ergebung ohne Kampf erfolgen mußte, wenn dem alten König sein Thron und sein Leben lieber war, als seine Ehre. Eine mächtige Flotte mußte im Angesicht des Hafens der Stadt ihre Kräfte entwickeln, und die Anzahl ihrer wohlbewaffneten Schiffe zeigen, während zu Land ein enger Halbkreis um die Stadt geschlossen, und jede nöthig in die Augen fallende Anstalt zum Sturm getroffen wurde. Zum Ueberfluß wurde ein Herold in die Stadt gesendet, welcher derselben, im Namen des Königs, Verheerung oder Unterwerfung, dem König selbst Tod oder Bande bieten mußte. Zur Bedenkzeit wurde nur die kleine Frist einer Stunde bewilligt.

Banger konnten die Einwohner der Stadt jetzt nicht die Entscheidung ihres Schicksals erwarten, als der Eroberer selbst, in dessen traurigem Herzen die Liebe wieder erwacht war. Sein Ehrgeiz und die Klugheit geboten ihm, im Fall einer trotzigen Antwort die eiserne Strenge der Waffen zu gebrauchen; dringender forderten es seine Räthe und das beuteluſtige Heer, welches in der reichen Stadt den Lohn für so viele Entbehrungen, Gefahren und Wunden zu finden hoffte. Alle Wahrscheinlichkeit war dafür, daß er allen diesen Gründen nachgeben, oder für den einfältigsten Thoren, der je einen Sieg errang, werde gelten müssen. So sehr sich sein Stolz gegen solchen Ruf sträubte, so sehr widersetzte sich die Liebe und sein angeborner Edelmuth einer schonungslosen Fortsetzung der Feindseligkeit bis zur Vernichtung des Feindes. Er fand sich in der Stimmung eines betrogenen Gatten, der, in rasenden Zorn ausgebrochen, den Dolch auf die Treulose

zückt, aber, überwältigt von der Liebe, die mordbereite Hand sinken läßt und statt Rache, nur Thränen findet. So gestaltet sich die Rache edler Herzen zur Versöhnung, und nicht selten geht die Liebe noch mehr erkräftigt aus einem Kampfe hervor. Zwar nährte Alexis in seinem Herzen noch immer Bitterkeit genug gegen Amanda, um jeden Gedanken an Versöhnung abzuweisen, aber trotz allen Gegenvorstellungen des harten Verstandes konnte er sich nicht enthalten, die Unglückliche zu bedauern. Daß in solcher Lage das Mitleid die Wärme der Liebe annahm, kann für kein Wunder gelten, ja wir wagen es zu vermuthen, daß solches Mitleid selbst zur Liebe wird bei dem geringsten Anlaß zur Näherung, selbst dann, wenn sie nicht schon früher vorhanden war.

Die eingeräumte Stunde der Bedenkzeit war für den hochherzigen Jüngling ein Jahrhundert. Er trat mit banger Ungeduld aus seinem Zelt heraus, seine brennende Stirne im Schatten eines laubreichen Baumes zu kühlen, mehr aber noch, um die Ankunft des Boten schon von Weitem zu erspähen. Ein dürrer heißer Tag überschwemmte die Gegend mit seinem Lichtmeer; die unbewegte Luft, in der die Sonnenstäubchen still standen, zitterte vor Hitze, die ganze Natur drückte die Bangigkeit der Erwartung aus. Schweigend lag die Stadt vor den Augen des Fürsten; ihre Schornsteine hatten ausgeraucht, theils weil die Jahreszeit und die einfache Lebensweise der Südländer keiner Feuerung bedurfte, theils weil es vielleicht auch nur wenige Lebensvorräthe in den Häusern gab, welche zeitig gespart werden mußten, sollten sie ausreichen für die Dauer einer Belagerung. Auf seinen Ringmauern war ein großes Gedränge von bestürzten neugierigen Einwohnern, welche den Waffenstillstand benutzten, das herrliche Lager ihres kühnen Feindes zu überschauen. Man sah Frauen, welche die Hände rangen, als wollten sie den Himmel beschwören, Greise, welche die Umstehenden zu ermahnen schienen, finster blickende Männer, neugierige Kin-

der. Ein wirres Gemurmel hörte man von dort sich erheben; es wurde zuweilen unterbrochen von klaffenden Hunden, welche lustig auf die Mauern sprangen und mit gespitzten Ohren und ungeduldigem Gewinsel die fremden Männer in der Tiefe anbollen, ärgerlich, daß sie ihnen nicht mit scharfen Zähnen an die Beine fahren konnten. Das feindliche Lager selbst mit seinen weißen Zelten, glänzenden Waffen und kriegerischen Gruppen war herrlich anzuschauen, obgleich die ganze Mannschaft, erschöpft von der drückenden Hitze, größtentheils auf den Boden hingestreckt ruhte. Zwar sah man hier und da Einzelne beschäftigt, aber ihre Arbeit war mehr wirthlich, nicht kriegerisch. Sie hatten ihre Rüstungen und alle überflüssige Kleidung hinweggeworfen, und verrichteten mit sichtbarem Verdruß die Geschäfte, welche ihre Lebensweise und die Wandelbarkeit ihrer Wohnungen nothwendig machte. Hier brachten sie Stroh zum Lager für Pferde und Menschen, dort steckten sie Pfähle zu den Zelten in die Erde, reinigten einfaches Kochgeschirr, oder rostige Waffen, verbrannten verunreinigte Lumpen und faules Stroh mit lautem Gelächter und plumpen Späßen über den Tod der inwohnenden blutdürstigen Insekten. An anderen Orten sah man geschäftige, laut schreiende Marketänder, welchen in dieser Zeit der allgemeinen Ruhe am wenigsten Rast gegönnt war, denn sie wurden belagert von Dürstenden, deren Jeder einen Krug in der einen, Geld in der anderen Hand mit unhöflichen Worten seinen Trunk verlangte und zuerst befriedigt sein wollte. Wer da gegen Püffe, Schimpfreden, Rippenstöße empfindlich war, konnte darauf rechnen, daß er erst am Abend das erhalten werde, was er am Mittag verlangte. Die besten Kameraden zankten sich da um den Vorrang und das Recht des Früherkommens; — Denker, deren es glücklicherweise in der Nähe nicht gab, hätten sich als Zeugen dieser Auftritte einer Bemerkung über die thierische Natur des Menschen nicht enthalten können. Wo körperliche Begierden streiten, ist der Mensch selten besser, als ein Hund,

der sich mit einem anderen beim Fraße beißt, und nach nichts begieriger trachtet, als nach den Bissen, welche sich dieser zueignen will. Man durfte sich nur wenig Schritte abseits bemühen, um zu dieser Bemerkung einen neuen Anlaß zu finden, denn dort balgten sich an einem Ort, der zu jeder Art körperlichen Entleerung bestimmt war, zwei bereits abgefütterte und getränkte Söldner mit einer schmutzigen schweißtriefenden Dirne, welche nichts desto weniger ein Gegenstand ihres viehischen Gelüstens war. Sie schien unschlüssig, welchem von Beiden sie das Prävenire gestatten sollte; bei Jenem lockten sie die größeren Anerbietungen von Geld, bei diesem körperliche Vorzüge, deren Werth sie wohl schon manch schönes Mal erprobt haben mochte. Einen grellen Gegensatz zu diesen Szenen bildete das nahe gelegene Feldhospital, wo man Aerzte, Priester, Krankenwärter geschäftig sah, den Kranken und Verwundeten beizustehen. Rings umher hing auf Bäumen und Stangen die Wäsche der Kranken, manches von Kugeln und Säbelhieben zerfetzte Hemd neben unförmlichen Lappen und Bandagen, aus welchen man eben das Blut gewaschen. Auf dem zertretenen Rasen standen, lagen oder wandelten abgezehrte Gestalten mit verbundenen Köpfen, Händen und Füßen; aus den Fenstern blickten bleiche Gesichter mit erloschenen Augen, die wohlthätige Sonnenwärme auf sich einwirken zu lassen. Mancher ächzte in diesen Mauern unter schändlichen Wunden, die ihm keine Ehre gebracht, und beneidete seine blutenden Kameraden, welche in ihren Schmerzen durch die stolze Erinnerung an überstandene Kämpfe getröstet wurden. Dicht an dem Gebäude floß ein wasserarmes Bächlein vorüber, dessen Fluthen von einem Dutzend waschender Personen getrübt wurde. Dennoch liefen lechzende Hunde herbei, welche begierig aus dem Bache tranken und die umliegenden ekelhaften Reste der kärglichen Krankenmahlzeiten verschlangen. Blicken wir in den inneren Raum der zahllosen Zelte, so finden wir meistens Schlafende, auf weiches

Stroh hingestreckt, das Haupt auf Torniſter gebettet, zu ihren Füßen manchmal auch einen ſchnarchenden Hund. Weniger Ermüdete ſind emſig beſchäftigt, ſchadhafte Kleidungsſtücke und Schuhe auszubeſſern, oder einen Brief auf beſchmutztem Papier, wie es der Zufall finden ließ, an zurückgelaſſene Kinder und Geliebte zu ſchreiben — ſo ſehr wir uns aber bemühen, die Geheimniſſe der Briefſteller zu erforſchen, ſo werden wir doch nirgends finden, daß irgend ein Oreſtes an ſeinen Freund Pylades in der Ferne ſchriebe. So zärtlich iſt die Freundſchaft nicht, daß ſie ſich im Feldlager an bekümmerte Freunde erinnerte! Die Stimmung im Lager war ſo, wie ſie unter ſolchen Umſtänden ſein konnte. Einige wünſchten ſich in die Heimath zurück, Andere, denen der Krieg noch keine Ehren und keine Wunden gebracht hatte, ſehnten ſich nach Eroberung und Plünderung der reichen Stadt. Alle lobten den ritterlichen König und ſeine kühnen Thaten; die Todten waren vergeſſen, das vergangene Uebel verſchmerzt, die Zukunft unter ſo glücklichen Auſpizien ſollte Jedermanns kühner Hoffnung Ruhm, Ehre, Lohn, Genuß und Glück bringen. Man machte Projekte, baute Luftſchlöſſer, und Jeder gab ſeinem Hang ſeine eigenthümliche Nahrung. Schöne Dirnen, viel Geld, guter Wein, reiche Beute um den Preis einiger Strapatzen oder blutiger Naſen, waren ſo ziemlich Aller Wunſch, und wenn auch Einige darunter nebenbei ſich nach dem friedlichen Vergnügen der Fiſcherei, Jagd, des Vogelfanges, der Gartenpflege, des Kartenſpieles, Tanzes und dergleichen ſehnten, ſo hatte das wenig zu bedeuten, und verdiente kaum erwähnt zu werden. Um die Urſachen des Krieges, das Recht ihres Königs kümmerte ſich Niemand. In nichts waren aber die Gemüther ſo wunderbar übereinſtimmend, als in Vermaledeiung der mörderiſchen Hitze, die ſie abmattete wie Fliegen. Ihre, ohnehin hinlänglich geblähten Bälger wurden von einem im Lager herrſchenden Hitzausſchlag gepeinigt, der nicht aufhörte ihnen läſtig zu ſein, als zur Nachtzeit, wo Myriaden

tückischer Insekten die unbarmherzig Gemarterten überzeugten, daß es noch andere unleidliche Qualen giebt. Hoch erhaben über diese niedrigen Beschwerden seines Kriegsvolks hauste der junge König in einem prächtigen Zelt von scharlachrothem Zeuch, dessen innerer Raum mit aller Bequemlichkeit einer guten Wohnung ausgestattet war. Freilich mußte er sich statt des Marmorgetäfels einen schlechten Bretterboden gefallen lassen, aber er bemerkte ihn nicht unter den reichen Teppichen die ihn bedeckten. Ein bequemes Feldbette stand verborgen hinter goldgestickten Vorhängen, aber es war — ruhelos. In den schwülen Nächten wünschte sich der königliche Jüngling daher oft den Schlaf des niedrigsten Soldknechtes — und manchmal auch dessen kummerlose Einfalt, welche eine zärtliche Freundin des tröstenden Morpheus ist. Wenn nicht Alles zusammen, so wollen wir nicht entscheiden, was ihm die nächtliche Ruhe geraubt hat, ob das Gewissen über das vergossene Blut, ob seine Liebe zu Amanda, der Schmerz um Samboros Verlust, die Qualen seiner Wunde. Das Lager eines Königs ist, wenn nicht alles menschliche Gefühl in ihm verstumpft ist, von so vielen Geistern der Unzufriedenheit umschwämt, daß es schwer zu unterscheiden ist, was mehr oder minder beiträgt den trostreichen Engel der Unglücklichen, den heilsamen Arzt der Kranken, den Erkräftiger der Müden von den ihm geweihten Kissen zu verscheuchen.

Wir haben schon bemerkt, daß es Alexis während der erwartungsvollen Stunde zu eng geworden in seinem Zelt, daß er deßhalb sich unter den Schatten eines nahe stehenden Baumes verfügt habe. Wir kehren nach vollendeter Umschau zu dem Leidenden zurück, und werden einige Minuten an seiner ängstlichen Unruhe Theil nehmen. Seine ungefährliche Hauptwunde schmerzte ihn heftiger, als er mit unstäten Blicken den Raum zwischen hier und dem aus dem Häusermeer hervorragenden Palast des feindlichen Königs durcheilte

und ſtets nach ſeiner kurzen Wanderung, ohne etwas Ungewöhnliches entdeckt zu haben, zurückkehrte. Endlich, nachdem er des ungeduldigen Umherirrens der Blicke ſatt geworden, blieb er mit einem Mal, gleich einer abgelaufenen Uhr, ſtille ſtehen. Der Anblick des Palaſtes und die Vorſtellung, daß Amanda darin wohne, feſſelten ihn ſo, daß er auf einige Zeit ſeine Unruhe vergaß und ſeinen unſtäten Geiſt mit wachen Träumen nährte. Bald ſah er ſie in Gedanken vor einem Chriſtusbilde knien und Unglück auf ſein Haupt herabflehen, bald ihrem Vater rathend zur Seite zu Trotz und Gegenwehr ermahnen. Da geriethen aber ſeine ſinnlichen Vorſtellungen mit den geiſtigen in Widerſpruch, denn er konnte ſich Amanda nicht denken mit einem von Rachluſt und Zorn verzerrten glühenden Geſicht. „Muß ſie denn nicht zürnen?“ ſagte er dann wieder, ſeiner Beſorgniß das Wort redend, „muß ſie den Mann nicht verabſcheuen, der ſie verführt, ihren Gemahl getödtet, ihr Kind ermordet, ſie ſelbſt vom Thron geſtoßen, gekränkt und vertrieben hat, der nun mit bewaffneter Hand ihrem Vater gegenüber ſteht, ſein Land verwüſtet, ſeine Heere geſchlagen, ſeine Macht und ſeinen Ruhm vernichtet hat? Muß ſie nicht die unglückſelige Stunde der Schwachheit verfluchen, welche der Urquell aller dieſer Leiden und Uebel iſt, jene flüchtige Minute des Sinnenrauſches, welche zwei jammervolle Jahre nach ſich gezogen, die Ordnung der Dinge in zwei Reichen umgeſtürzt, das Wohl zweier Nationen gefährdet hat? O Samboro, Samboro, Du haſt mir keine Wohlthat erwieſen, obgleich ich Dir danken muß für dieſe Liebe. Es iſt ſchmerzhaft, das Herz einer theuren Perſon bitter gekränkt zu haben, entſetzlich, das Schickſal der Millionen von den kleinen Fehltritten unſerer Schwachheit abhängig zu wiſſen. Dieſe blutige Krone zerdrückt mein Haupt und mein Herz, meine Hand iſt zu ſchwach, um einen Szepter zu ſchwingen. Einem König ziemt ein eiſernes Herz und eine eiſerne Hand, nicht die hektiſche Schwachheit eines Empfind-

lers. Ein König soll nicht lieben! Die Opfer, die er bringen kann, sind zu groß für die Liebe eines Weibes; denn wie Jeder sein Kostbarstes, so legt ein König die Wohlfahrt der Nationen, das moralische und physische Leben der Generationen, auf den Altar der Liebe. O, ihr kalten Menschen im Volke, die ihr ihn schmäht, weil er es thut, wie wenig kennet ihr des Menschen schwaches Gemüth, dem ihr solche Stärke abfordert, wie thöricht seid ihr, alle Schätze Eures Lebens den Leidenschaften eines Knaben anzuvertrauen und ihn dann zu schelten, wenn er seine kindischen Begierden auf Kosten Eures Glückes befriedigt! Einem Menschen vertrauet ihr göttliches Recht und fordert von ihm göttliche Kraft! Ich danke Eurem Leichtsinn nicht, Ihr sanguinischen Thoren, denn der Glanz meiner Größe beglückt mich nicht. Amanda, Amanda, Du galtst mir mehr, als mein Königreich, dem ich Dich nun opfern soll. Dein Gedanke wird mir fluchen und doch möchte ich Dich gerne um meine Größe tauschen."

Unter so trübsinnigen Gedanken verstrich die anberaumte Stunde der Entscheidung. Ihre letzten Minuten brachten einen keuchenden Boten aus der belagerten Stadt, der umrungen von einem bewaffneten Geleit vor den König gebracht wurde. Sein bestäubtes schweißtriefendes Gesicht verlor den Ausdruck der Angst, als er im Angesicht des feindlichen Monarchen stand, denn sein Kopf war für die richtige und schleunige Erfüllung seines Auftrags verpfändet. Die Eile, mit welcher er seine Schritte beflügelte, die wimmelnde Regung auf den Ringmauern der Stadt, wo man die müßigen Zuschauer bereits zu entfernen strebte, die Zögerung der Feinde, die Fahne des Waffenstillstandes, welche auf die Thürme gepflanzt erschien, abzunehmen, Alles dieß wies deutlich auf die Furcht und Schwäche des bedrängten Königs hin, und wurde von dem Lager mit Freuden bemerkt. Nur einige unerbittliche Eisenfresser, welche bereits zum neuen Kampf gerüstet da standen, ärgerten sich über diese Wahrzeichen einer nahen

Schlichtung des Streites, und meinten, es wolle den Anschein gewinnen, als werde nun ein Federkrieg entstehen, in welchem ein braver Soldat nur einfältige Gesichter machen könne. So bärbeißig sich aber diese Helden anstellten, steht es doch dahin, ob sie nicht ein geheimes Wohlbehagen bei dem Gedanken an den Frieden empfunden haben, denn inmitten ihres erschreckenden Grimassenspiels erschien zuweilen in der Gegend der Mundwinkel ein verstohlenes Schmunzeln, wobei sie nicht unwahrscheinlich an den friedlichen Weinkrug und die aufmerksamen Horcher der erfahrnen mit ehrenvollen Narben bedeckten Kriegshelden zurückdachten.

Der Abgesandte war so unvermuthet schnell in dem Gesichtskreise des jungen Monarchen angekommen, daß er kaum noch Zeit fand, sich den Staub von der Stirne zu wischen, und die belegte Kehle durch ein sehr eilfertiges Räuspern von allen Hindernissen der Beredsamkeit zu befreien. Als er näher trat, bemerkte man, daß sein Haar nicht allein vom Staub, sondern auch vom Alter entfärbt worden, doch erschien diese Thatsache in seltsamem Widerspruch mit der Geläufigkeit seiner dünnen Beine und der Lebhaftigkeit in allen seinen Bewegungen. Mit raschen Schritten begab sich Alexis in sein Zelt und hieß den Erschöpften, der es erst bis zu einigen demüthigen Verbeugungen gebracht hatte, nachfolgen.

„Mein erlauchter Herr und Gebieter," begann der Abgesandte, noch immer beschwerlich athmend, „Se. Majestät der König von Arkanien, König von —"

„Und so weiter, wenn es Euch beliebt."

„Sendet mich, seinen demüthigen Knecht, an Eure gepriesene Majestät, um Euch seinen freundschaftlichen Gruß zu bringen. Nach reiflicher Erwägung der ihm von Eurer Majestät gemachten Vorschläge, hat sich Höchstderselbe bewogen gefühlt, vor der Hand um Verlängerung der Bedenkzeit und des Waffenstillstandes anzusuchen, dieweil eine so wichtige Angelegenheit nicht in so kurzer Frist mit aller erforder-

lichen Genauigkeit erwogen und berathen werden könne. Da aber Snr. Majestät, meinm erhabenen Herrn, die rasche jugendliche Weise seines glücklichen Feindes hinlänglich bekannt geworden ist, und er von derselben Handlungen besorgt, welche der Wohlfahrt, dem Ruhm und der Macht beider Theile gleich schädlich werden können, so ersucht er Euch ferner, seiner königlichen Tochter eine Unterredung mit Euch zu gestatten, um damit Ihr alle streitigen Punkte mit Höchstderselben in vorläufige Erwägung ziehen könnet. Inmaßen nämlich die streitigen Punkte — —"

Der redselige Bote schien eben in große Weitschweifigkeit gerathen zu wollen, ward aber von Alexis gleich am Anfang seiner diplomatischen Digression heftig unterbrochen, denn, abweichend von der Art gewöhnlicher Schwätzer hatte er bereits den wichtigsten Inhalt seines Auftrags zuerst mitgetheilt und so das Anhören seiner weiteren Schlüsse überflüssig gemacht. Alexis hörte nur Eines und ward davon mächtig ergriffen. Sein tiefgewurzelter Groll war mit einem Mal entwaffnet, als er hörte, Amanda wolle ihn sprechen, wolle die Vermittlerin machen in dem unseligen Streit zwischen ihrem verkannten Geliebten und dem unglücklichen Vater. Nichts versöhnt edle Gemüther so schnell, als Nachgiebigkeit und freiwillige Demüthigung, welche an die Großmuth eines hochherzigen Feindes appellirt. Alexis ward durch das Anerbieten innig gerührt — er konnte nicht schnell genug Worte finden, die Weichheit, Versöhnlichkeit seines Herzens auszudrücken.

„Geht, eilt," rief er dem freudig bestürzten Gesandten zu, „meldet der Königin meinen freundlichen Gruß, sagt ihr, ich erwarte mit Ungeduld, daß sie mir schnell Zeit und Ort zur Zusammenkunft bestimme, ich überlasse Beides ihrer Wahl, nur wünsche ich so baldige Entschließung, daß mir der Vortheil des Krieges, den ich mit großen Opfern erkaufte, nicht geschmälert werde. Sagt ihr, daß ich die Folgen des

unseligen Zwistes aufrichtig beklage, daß ich — obwohl sie mich unverdient und tiefgekränkt, obwohl sie mein gutes Recht mit feindlicher List verletzt, — dennoch das Schicksal ihres Vaters und seiner schändlichen Vasallen in ihre Hände lege, daß ich Frieden und Eintracht, Freundschaft und Bündniß wünsche mit Allen, die mich und das Vaterland blutig beleidigt haben. Geht, mein Freund, und sagt ihr Alles, was Euch geeignet scheint, meinen guten Willen auszudrücken und ihren Kummer zu beseitigen. Ich will nicht länger, daß sie Thränen vergießt über das Glück meiner Waffen — doch, wozu der vielen Worte, geht und bringt mir bald neuen Bescheid."

Ergriffen von der edlen Ungeduld des Königs vergaß der Abgesandte alle die schönen einstudierten Worte und seine diplomatische Ruhe des Vortrags. Mühsam seine Rührung verbergend, erwiederte er mit ungeheuchelter Frömmigkeit die Aufforderung des großmüthigen Feindes.

„Hier waltet sichtbar die Hand der Vorsehung," sagte er, seine matten Augen zum Himmel erhebend, „der Herr der Himmel lenkt die Herzen der Menschen, und er hat das Eurige erwärmt mit Menschlichkeit. Zwar schickt es sich für einen klugen vorsichtigen Gesandten nicht, die eigene Noth zu verrathen, aber da Ihr so freundliche Worte der Versöhnung sprecht, kann ich Euch wohl vertrauen, denn aus Eurem Auge spricht Großmuth und Frömmigkeit. Zwei Völker werden Euch segnen Herr für die Milde, die Ihr als Sieger übt, und in jener erschrockenen Stadt werden sich Gebete für das Wohl Eures Hauses zum Himmel erheben. Die Edelsten des Landes sind im Kriege gefallen, die Vasallen werden treulos, das Volk murrt und versagt dem gekränkten Landesherrn alle Hilfe. Ihn hat die Hand des Herrn schwer getroffen, er liegt krank und verzweifelnd darnieder, die Königin Amanda allein vermochte ihn zu trösten, obgleich sie selbst von unsäglichem Kummer niedergebeugt scheint. Ihre schönen Augen

vertrocknen, sie schließen sich nicht in erquickenden Schlaf, ihr Mund öffnet sich nur zu Seufzern und Klagen. Sie harrt Eures Winkes, Herr, um bittend vor Eurem Thron zu erscheinen, und hat bereits die Stadt verlassen, um an ihren Thoren Eure Antwort zu erwarten. Geruht es Eurer Majestät zu befehlen, so begrüßt Ihr Hochdieselbe noch in dieser Stunde.

Gewährend winkte Alexis — die Sprache versagte ihm. Noch kämpfte er um Fassung und Ruhe, als ein lautes Geräusch im Lager hörbar wurde, welches die Königin auf dem Weg begleitete. Schleunigst wurden indeß Anstalten getroffen, den hohen Besuch mit geziemenden Ehren zu empfangen, und ein freier schattiger Raum zu der wichtigen Zusammenkunft bestimmt. Mit pochendem Herzen trat der König aus dem Zelte heraus und sah hinab in das Getümmel des Lagers. Ueber zertretene Saatfelder und staubige Straßen durchschneidend, bewegte sich langsam ein kleiner Trupp Reiter in deren Mitte eine prächtige Sänfte von Dienern und Beamten gefolgt, umschlossen wurde. Traurig tönten die militärischen Ehrenzeichen, welche man dem Zuge erwies, denn er war von keinem Jubel und Lebehoch begleitet. Ein zweifelhaftes Gemurmel im Lager allein ließ die Theilnahme des Heeres erkennen. Am Fuße des Hügels, der des Königs Zelt trug, hielt der kleine Zug; die Reiter blieben zurück und aus der Sänfte stieg eine schwarz gekleidete dicht verschleierte Frau, welche nun langsam und unterstützt von dem Arm eines greisen Mönchs den Pfad heran kam. Eine ziemliche Anzahl reich gekleideter Magnaten begleitete die Trauernde bis in den von Garden geschlossenen Kreis, wo Alexis den Besuch erwartete. Er fühlte seine Wangen erkalten, seine Glieder beben, als er Amandas gebeugte Gestalt erblickte, mit der größten Anstrenguug nur behauptete er jenen Anschein von Ruhe, der den Zeugen dieser Zusammenkunft den innern Sturm verbergen mußte. Dem scharfen Beobachter konnte aber dem-

ungeachtet die ungewöhnliche Bewegung der beiden hohen Personen entgehen, die sich jetzt mit abgemessenen Schritten näherten, und, wie es den Uebrigen schien, kalt begrüßten. Einer unter den Zeugen namentlich, dem die geheimsten Verhältnisse der unglücklichen Liebenden bekannt waren, wußte es mit Gewißheit, daß unter der kalten Maske des Ceremoniells ein Paar wild entflammte Herzen einander bange entgegenschlugen — der Pater Pius, an dessen Arm die Zitternde einherwankte, und der selbst dann nicht von ihrer Seite wich, als sich das gekränkte Weib fast demüthig verneigte. Seiner wachsamen Sorgfalt allein hatte sie es auch zu danken, daß sie nicht in dem Augenblick der Begrüßung zu Boden sank. „Fassung, gnädigste Frau!“ flüsterte er ihr leise zu, indem er sie fest am Arme hielt, „Fassung! auch dieser Kelch geht vorüber!“

Alexis war nicht minder von dem schmerzlichen Moment dieses Wiedersehens ergriffen. Zwar konnte er nicht in den bleichen Zügen ihres Gesichts die Geschichte ihres Grames lesen, denn sie waren dicht verschleiert, doch sah er wohl, daß es nicht mehr die jugendkräftig blühende Prinzessin war, die nun niedergedrückt von dem Gewicht einer unheilvollen Krone vor ihm stand. Eine Pause stummen schmerzlichen Betrachtens folgte auf seinen ehrerbietigen Gruß, ein mitleidvolles Lächeln spielte um seinen Mund wie selbstpeinigende Ironie, blieb aber unbemerkt von den gesenkten, in Thränen schwimmenden Augen der Königin. Wer gewohnt war, Zufälligkeiten eine beziehungsvolle Bedeutung zu geben, konnte die Bangigkeit dieses Augenblicks auch in der Natur harmonisch ausgedrückt finden, denn von dem westlichen Horizonte her tauchten finstere Gewitternebel empor und verschleierten den lachenden Himmel. Sein schwüler Hauch wehte schüchtern durch das zitternde Laub der Bäume.

„Wäre es Eurer Majestät genehm,“ sagte endlich Alexis mit etwas gedämpfter Stimme, „so würde ich, bei so be-

denklichen Zeichen am Himmel, Euch in mein Zelt einladen, um dort die mir zugedachten huldvollen Befehle zu vernehmen. Wir werden dort Schutz vor dem drohenden Unwetter, wenn auch nicht eine Eurer Majestät würdige Umgebung finden."

Stumm sich verbeugend folgte Amanda der Einladung. Nur Pater Pius begleitete sie in das Zelt, die übrigen ihrer Begleiter wichen unter ehrerbietigen Verneigungen zurück. Schwer ist es, die eigenthümliche Verlegenheit zu schildern, welche aus dem Widerstreit tiefer Empfindungen entsteht und auch hier, einer hochsentimentalen Szene voranging. Man findet seine Zunge gelähmt, die Bewegungen des Körpers nicht in seiner Gewalt, die Gedanken verwirrt, den Blick scheu und von Thränen getrübt. Mit dem größten Unrecht schreiben Einige diesen sonderbaren Zustand der Geistesschwäche zu, denn die kräftigsten Geister sind am häufigsten vielleicht dieser Ohnmacht des Gemüths und Verstandes unterworfen. Für den Psychologen ist sie eine der merkwürdigsten, für den Mystiker eine der bedeutungsvollsten, unerklärlichsten Erscheinungen. Wer sich entweder selbst oft in diesem Zustande befunden, oder an Anderen seine Wirkungen und Folgen beobachtet hat, muß nothwendig an der unumschränkten Willens- und Wahlfreiheit der Geistes- und Gemüthsrichtung der Menschen verzweifeln. Wer wäre wohl so stark, daß er sich der Verlegenheit erwehren könnte, wer so seiner selbst mächtig, daß er die Bewegungen seines Gemüths während derselben zu lenken im Stande wäre? Sie zerfließt in Liebe, oder erstarrt in Haß; jedenfalls aber bezeichnet sie den Wendepunkt der edelsten und niedrigsten Leidenschaften. Sie unterjocht die unbändigsten Geister unter die Gewalt des Herzens, sie gleicht die ältesten Mißverhältnisse aus, zerstört die festesten Bündnisse, sie übt göttliche Gewalt über den Menschen aus und entreißt ihm die einzige Kraft, durch die er selbstständig ist, die Besinnung. Freunde werden durch sie entzweit, Feinde

versöhnt, aber mehr sind der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlechte erweist, als der Uebel, die durch sie entstehen. Sie entsteht aus Schaam und löst sich auf in Reue und Liebe, sie entsteht aus Kränkung, und löst sich auf in Schmerz oder Wuth. Die ganze Macht des Verhängnisses ist an ihren Moment geknüpft. Sie entwaffnet den schleichenden tagscheuen Haß, wenn er schaamerröthend vor das Auge des offenen Feindes tritt, sie bricht alle Schranken durch, die zwei sich mißverstehende Herzen von einander trennen und vereinigt sie in einem ewigen Bund.

„Gott segne Eure Majestäten!" sagte der greise Mönch gerührt, indem er die Königin vorführte, „möge aus dieser Stunde die Palme des Friedens zum Heil der unglücklichen Völker entsprießen."

Eine lange Pause folgte diesem frommen Spruch. Amanda zitterte so heftig, daß sie sich nur mühsam aufrecht halten konnte, Alexis selbst stützte sich mit einer Hand auf die Lehne seines Thronsessels, um eine festere Haltung zu gewinnen. Er hatte nicht gebebt im heißesten Gewühl der Schlacht, und fand sich jetzt unkräftig einem Weibe gegenüber. Als er Amandas Zittern bemerkte, bat er sie mit einem beredten Wink, sich niederzulassen auf den prächtigen Sitz, der nur ihm allein gebührte, aber sie weigerte sich dessen, demüthig in ihrer Stellung verharrend. Vergeblich erwartete Alexis, von ihr angeredet zu werden; die Unglückliche konnte kein Wort hervorbringen, obgleich sie sich lange zu dieser Zusammenkunft vorbereitet hatte. Jetzt blickte sie scheu durch den schwarzen Flor zu ihm auf und sah verwundert statt des jugendlich frischen Gesichtes, bleiche etwas abgefallene Wangen, matte Augen und die mit einer Binde umwundene Stirne. Auch er hatte gelitten, auch er war nicht seines Sieges froh, vielleicht unglücklich aus demselben Herzensgrunde wie sie!

Alexis brach endlich das lange peinvolle Schweigen mit zitternden Worten.

„Warum verbirgt Eure Majestät mir das Antlitz? Bin ich nicht mehr werth, Anderes zu sehen von Eurer geheiligten Person, als Gewänder und finsteren Flor?“

Amanda schlug den Schleier zurück und Alexis erblickte ein abgehärmtes, farbloses Gesicht, niedergeschlagene Wimpern und herabperlende Thränen.

„Bei Gott, Königin,“ rief Alexis erschüttert aus, „Ihr habt mehr gelitten, als Ihr verdient! — Und doch wer ist schuld an Eurem Unglück, bedaurungswürdige Frau, wer schuld an diesem unseligen Zwist, an dem Unglück und Blutvergießen, welches seit vielen Monaten unsere Länder erschreckt? Ich stehe Euch hier gegenüber, geharnischt von der Zehe bis zum Wirbel, angethan mit dem eisernen Gewand des Krieges, als Euer Feind — Feind! — Gott weiß es, daß ich es nie gewesen bin. Ich habe Euch geehrt, Königin, wie eine Heilige, und den Himmel um nichts so inbrünstig angefleht, als um Eure Erhaltung. Mein Volk lag zu Euren Füßen, liebte und ehrte Euch wie ich, sein unglückbeladener König. Da kam Euch eine böse Laune bei — verzeiht mir den Vorwurf — und Ihr begannt mich zu hassen und zu verfolgen. Die sanfte fromme Frau kränkte mich plötzlich mit Beleidigung und Schimpf, verschwor sich mit ehrgeizigen Männern und fanatischen Priestern zu meinem Untergang, rief die Macht dreier Fürsten herbei, um mich um mein Recht, um meine Ehre zu berauben. Mein Recht berief mich auf den Thron, mein Volk wollte mich zum König, meine Ehre hieß mich ihm gehorchen; aber es hätte nur eines Winkes von Königin Amanda bedurft und freiwillig hätte ich meine Krone, als ein geringes Opfer Eurer heiligen Würde gebracht, zu Füßen gelegt. Aber — kaum glaublich ist es — Ihr dürstetet nach Rache, nach Blut; seht nun die Früchte Eures unverdienten Hasses — bei meiner Ehre, ich habe sie nicht gesäet!“

Laut schluchzend sank die Gekränkte in die Arme des

Mönchs. Dieſer übernahm es, ſie zu vertheidigen gegen die bitteren Vorwürfe, welche ihr Alexis machte. Er erzählte dem erſtaunten König nun mit Würde und Gewiſſenhaftigkeit den wahren Zuſammenhang der unglücklichen Ereigniſſe, wie man die Kränke mit Ränken und boshaften Verleumdungen aufgereizt, wie ſie dennoch alle Pläne zu ſeinem Sturz mit Abſcheu zurückgewieſen und ſelbſt den durch fremde Intereſſen und falſche Vorſpiegelungen auswärtiger Höfe aufgeregten Vater vergeblich abgemahnt habe von allen Feindſeligkeiten. Eine kenntnißvolle Darſtellung aller verwickelten Staatsverhältniſſe, welche den Krieg entzündet hatten, vermehrten die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Behauptungen und reinigte die Königin von aller Schuld. Erklärung folgte auf Erklärung, und bald gewann Alexis die beruhigende Ueberzeugung, daß die zwiſchen ihm und Amanda obwaltenden Mißverhältniſſe die geringſte Veranlaſſung zum Kriege gegeben hätten. Wir übergehen dieſen Theil der Unterredung, wobei Amanda nur eine ſtumme Zeugin war, als unwichtig für unſere Erzählung. Genug, die beiden Liebenden überzeugten ſich, daß ihr zärtliches Verhältniß wenig oder gar nicht eingegriffen habe in das Staats- und Völkerleben der beiden kriegführenden Nationen, und Amanda erſchien als Fürbitterin eines unglücklichen Fürſten, welche das Herz des Siegers zur Großmuth gegen ſeine Feinde ſtimmen ſollte, frei von aller Mitſchuld und verbrecheriſcher Theilnahme.

„Sprecht denn, unglückliche Frau, was fordert Ihr von mir? Obwohl Ihr mich ſelbſt, abgeſehen von allen Staatshändeln, tief gekränkt habt, weil ich mich nicht rühmen kann, mehr als ein Menſch zu ſein, obwohl Ihr mich ſo ſehr verachtet, daß Ihr keine Gemeinſchaft mehr mit dem wünſcht, der eben ſo unglücklich iſt durch Euch, als Ihr durch ihn, werde ich doch ſtets nur Freundſchaft walten laſſen in allen meinen Handlungen, und mich in allen Dingen Eurem Willen ergeben. Fordert meine Krone und mein Reich, ich werde

nicht stark genug sein, Beide zu versagen, fordert meine Ehre und ich gebe sie Euch, fordert mein Blut, mein Leben und — hier in meinem verblutendem Haupt ist Beides.“

So überwältigt von der Liebe Leidenschaft riß er den Verband von seiner Stirne und warf sich erschöpft in den Stuhl.

„Glaubt mir, strenge Königin, Ihr habt nicht mehr gelitten, als ich — ich werde nie wieder glücklich sein, als im Tode. Laßt mich hier sterben zu Euren Füßen und vielleicht gewährt Ihr mir doch in der letzten Minute meiner Lebenspein den Trost Eures Mitleids. O, ich glaube Verachtung von Euch nie verdient zu haben!“

„Um Gotteswillen, helft!“ rief Amanda dem staunenden Priester zu, „steht ihm bei, ich beschwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, er verblutet.“

Pater Pius achtete auf diese Aufforderung nicht sogleich, als sie erwartete. Vielmehr betrachtete er den edlen Monarchen mit staunendem Wohlgefallen, sein großes Auge glänzte einen Augenblick, sein Gesicht überstrahlte eine bedeutsame Heiterkeit, doch dauerte dieses Betrachten nur einige Sekunden. Dann eilte er dem unbesonnenen Schwärmer zu Hilfe, legte ihm schweigend den Verband wieder um die Stirne, deren Wunde glücklicherweise noch von einem Heftpflaster geschützt war. Alexis ließ es willig geschehen, denn er mochte mit Schaam fühlen, daß sein Betragen etwas Kindisches an sich hatte. Indessen war ihm die Bewegung und Rede Amandas nicht entgangen.

„Würdigt mich Eurer Befehle, Königin!“ sagte er ruhig.

„Nicht ziemt es mir zu befehlen,“ flüsterte Amanda nach einigem Besinnen, während dessen sie sich überzeugte, daß Alexis keinen Schaden genommen, „ich komme, um Eure Majestät um Großmuth gegen meinen unglücklichen Vater, gegen seine getreue Stadt und das ganze Reich, mein Va-

terland, anzuflehen; nur Frieden und Schonung erbitte ich von Euch.“

„Frieden um Bündniß und Freundschaft,“ erwiederte Alexis rasch, „gerne gewähre ich ihn um Eurer Fürsprache willen, sonst dürfte mich die Lust anwandeln, das Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten, den Königsstamm, der mich beschimpft und angegriffen, von der Erde zu vertilgen. Meine edelsten Freunde haben hier verblutet, die Blüthe meiner Generation wurde mir erschlagen — erwäget das, Königin, und Ihr werdet die Größe meines Opfers würdigen, indem ich, gerührt von Eurem Unglück, eine gerechte Rache aufgebe. Ihr seht, wie sehr ich Euer Sklave bin — habt Ihr sonst nichts zu fordern?“

„Nichts!“

„So meldet Sr. Majestät, Eurem königlichen Vater, daß ich auf Fürbitte seiner Tochter ihm, dem Besiegten, Alles gewähren will, was er in Vergessenheit unseres Streites zu fordern billig findet.“

Auf diesen Bescheid näherte sich Amanda, von Freude belebt, dem großmüthigen Feind, und dankte mit unsäglicher Sanftmuth und Rührung. Aber die Verklärung ihres Gesichts zerflog schnell wie ein Lichtblick durch Wolken und ein tiefer Schmerz kündigte sich in ihren Geberden an. Mühsam kämpfte sie eine furchtbare Bewegung nieder, verneigte sich tief und wankte mit zögernden Schritten der Thüre zu. Schon war sie im Begriff, das Zelt zu verlassen, als ein plötzlicher Blitzstrahl ihre Schritte hemmte. Muthlos stand sie still, Schreck, Liebe, Kränkung, Freude erschütterten ihre leidengewohnte Brust. Sie war nicht fähig, den letzten Schritt zu unternehmen, der sie auf immer von dem geliebten Verbrecher trennen sollte, denn sie war fest entschlossen, abgeschieden von der Welt in heiligen Mauern frommen Werken hinführo zu leben. Pater Pius, den die Szene tief gerührt hatte, that nichts, ihre Unschlüssigkeit zu beseitigen, stumm

nicht stark genug sein, Beide zu versagen, fordert meine Ehre und ich gebe sie Euch, fordert mein Blut, mein Leben und — hier in meinem verblutendem Haupt ist Beides.“

So überwältigt von der Liebe Leidenschaft riß er den Verband von seiner Stirne und warf sich erschöpft in den Stuhl.

„Glaubt mir, strenge Königin, Ihr habt nicht mehr gelitten, als ich — ich werde nie wieder glücklich sein, als im Tode. Laßt mich hier sterben zu Euren Füßen und vielleicht gewährt Ihr mir doch in der letzten Minute meiner Lebenspein den Trost Eures Mitleids. O, ich glaube Verachtung von Euch nie verdient zu haben!“

„Um Gotteswillen, helft!“ rief Amanda dem staunenden Priester zu, „steht ihm bei, ich beschwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, er verblutet.“

Pater Pius achtete auf diese Aufforderung nicht sogleich, als sie erwartete. Vielmehr betrachtete er den edlen Monarchen mit staunendem Wohlgefallen, sein großes Auge glänzte einen Augenblick, sein Gesicht überstrahlte eine bedeutsame Heiterkeit, doch dauerte dieses Betrachten nur einige Sekunden. Dann eilte er dem unbesonnenen Schwärmer zu Hilfe, legte ihm schweigend den Verband wieder um die Stirne, deren Wunde glücklicherweise noch von einem Heftpflaster geschützt war. Alexis ließ es willig geschehen, denn er mochte mit Schaam fühlen, daß sein Betragen etwas Kindisches an sich hatte. Indessen war ihm die Bewegung und Rede Amandas nicht entgangen.

„Würdigt mich Eurer Befehle, Königin!“ sagte er ruhig.

„Nicht ziemt es mir zu befehlen,“ flüsterte Amanda nach einigem Besinnen, während dessen sie sich überzeugte, daß Alexis keinen Schaden genommen, „ich komme, um Eure Majestät um Großmuth gegen meinen unglücklichen Vater, gegen seine getreue Stadt und das ganze Reich, mein Va-

terland, anzuflehen; nur Frieden und Schonung erbitte ich von Euch.“

„Frieden um Bündniß und Freundschaft,“ erwiederte Alexis rasch, „gerne gewähre ich ihn um Eurer Fürsprache willen, sonst dürfte mich die Lust anwandeln, das Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten, den Königsstamm, der mich beschimpft und angegriffen, von der Erde zu vertilgen. Meine edelsten Freunde haben hier verblutet, die Blüthe meiner Generation wurde mir erschlagen — erwäget das, Königin, und Ihr werdet die Größe meines Opfers würdigen, indem ich, gerührt von Eurem Unglück, eine gerechte Rache aufgebe. Ihr seht, wie sehr ich Euer Sklave bin — habt Ihr sonst nichts zu fordern?“

„Nichts!“

„So meldet Sr. Majestät, Eurem königlichen Vater, daß ich auf Fürbitte seiner Tochter ihm, dem Besiegten, Alles gewähren will, was er in Vergessenheit unseres Streites zu fordern billig findet.“

Auf diesen Bescheid näherte sich Amanda, von Freude belebt, dem großmüthigen Feind, und dankte mit unsäglicher Sanftmuth und Rührung. Aber die Verklärung ihres Gesichts zerflog schnell wie ein Lichtblick durch Wolken und ein tiefer Schmerz kündigte sich in ihren Geberden an. Mühsam kämpfte sie eine furchtbare Bewegung nieder, verneigte sich tief und wankte mit zögernden Schritten der Thüre zu. Schon war sie im Begriff, das Zelt zu verlassen, als ein plötzlicher Blitzstrahl ihre Schritte hemmte. Muthlos stand sie still, Schreck, Liebe, Kränkung, Freude erschütterten ihre leidengewohnte Brust. Sie war nicht fähig, den letzten Schritt zu unternehmen, der sie auf immer von dem geliebten Verbrecher trennen sollte, denn sie war fest entschlossen, abgeschieden von der Welt in heiligen Mauern frommen Werken hinführo zu leben. Pater Pius, den die Szene tief gerührt hatte, that nichts, ihre Unschlüssigkeit zu beseitigen, stumm

und traurig folgte er ihren Bewegungen. Da rief eine zum Herzen dringende schmerzliche Stimme durch den ferne rollenden Donner zugleich fragend und auffordernd: „Amanda!“ Noch zögerte sie bebend, aber ihr Herz pochte vernehmlich, als es zum zweiten Male, noch schmerzlicher als zuvor „Amanda!“ rief. Länger vermochte die von Leiden Erschöpfte dem lockenden Ruf nicht zu widerstehen, sie fing laut zu weinen an und stürzte sich in die offenen Arme des schmerzerschütterten Königs. Dort preßte sie heftig ihr Haupt an die Brust des Geliebten, ihr Schluchzen zu ersticken, umklammerte ihn mit den Händen und riß sich nach einigen Sekunden wieder los.

„Verzeih Dir Gott, Alexis, ich habe Dir verziehen!“

Mit diesen jammernden Worten wollte sie forteilen, aber mit sanfter Gewalt hielt sie Alexis zurück. Sein unbändiger Stolz war von Liebe überwältigt, er sehnte sich stürmisch nach Rechtfertigung und Versöhnung. Leicht gelang es ihm die schwach Widerstrebende zu dem Thronsessel zu führen, wo sie ermattet niedersank. Zu ihren Füßen kniete Alexis nieder, erhob die Rechte empor und rief mit starker, das brausende Gewitter übertäubender Stimme:

„Beim allmächtigen Gott, dessen Hand über unseren Häuptern schwebt, dessen Blitze den Meineid strafen mögen, schwöre ich Dir, Amanda, meine theure Amanda, daß ich frei bin von jeder Schuld, deren mich Dein ungegründeter Argwohn zeiht. Wenn ich lüge, soll meine erhobene, den Himmel zum Zeugen aufrufende Hand erstarren, mein Verstand sich verwirren in Wahnsinn, mein Name untergehen in Schmach und Elend, mein Leib auf einem Hochgericht verfaulen, meine Seele in ewiger Verdammniß leben. Du hast Dich gerechtfertigt gegen mich, Amanda, laß darum mich auch reinigen von dem bösen Verdacht, der mir Dein Herz entfremdet, der Dir ungerechte Verachtung und Abscheu eingeimpft. Du, mir theurer als mein Reich, mein Volk,

meine Krone, meine Ehre, haſt mir die Ruhe und Zufriedenheit meines Herzens getödtet, Du, die ich mehr liebte als Gott, gegen den ich mich verſündigte aus Liebe zu Dir, haſt meine Liebe mit Haß vergolten. Amanda, Du ladeſt ein größeres Verbrechen auf Dein Haupt, als das iſt, deſſen Du mich fähig gehalten, wenn Du nicht gerecht biſt gegen mich, denn unverdient gekränkte Liebe iſt eine ſchreckliche Leidenſchaft in dem Herzen eines Königs. Muß ich aufhören Dich zu lieben, Amanda, ſo werde ich die Menſchheit haſſen und die Welt, mein Vaterland und mein Volk, Gott und das Gute. Nur die Macht werde ich lieben, welche der Unverſtand in meine Hände gegeben, um mit ihr zu raſen gegen mein Geſchlecht; Zerſtörung, Rache wird mein Tagewerk ſein und es wird keinen Glücklichen geben, wo ich athme und wo mein Arm Kraft hat. Ich werde keine Liebe um mich dulden, kein Vater ſoll ſich ſeines Kindes, kein Gatte ſeines Weibes freuen, wenn mein Auge das Glück ihres Herzens erſpäht, ich werde morden, trennen, vernichten vom Morgen bis zum Abend, jeden Tag mit Blut zeichnen und den Jahrestag meines Unglücks ſollen Tauſend gebrochene Herzen mit Jammer und Verzweiflung feiern. Krieg werde ich anfangen mit friedlichen Nachbaren und meine Zeit ſoll es ſchrecklich fühlen, daß ein König unglücklich war. Alle die Greuel der Verwüſtung, des Mords, der Schmach werden ihren Urſprung haben in meinem vergällten Herzen, und auf Euch fällt die ungeheure Schuld eines tauſendfachen Meuchelmordes, verübt an den Kindern der Menſchheit.“

Amanda ſchauderte bei dieſem Toben eines leidenſchaftlichen Gemüthes, aber wenn ſie den Schwur des Geliebten mit freudigem Herzen glaubte, konnte ſie an eine ſolche Entartung nicht glauben. Dennoch that ihrem ſanften Gemüth die aufbrauſende Heftigkeit des Königs weh, und ſie ſuchte ſie in dem Augenblick, da ſie verſöhnlich geſtimmt war, zu beſchwichtigen.

„Läſtere Dich nicht ſelbſt, Alexis,“ ſagte ſie faſt ſchmeichelnd, „nimmer möchte ich Dich ſo tyranniſcher Raſerei fähig halten.“

„O, Du kennſt mich, Amanda, Gott ſei Dank, Du denkſt nicht mehr übel von Alexis,“ erwiederte er bis zu Thränen beſänftigt, „wohl wäre ich nicht fähig ſo herzloſer Unthaten, nein, ich würde meinen Schmerz keinen ſchuldloſen Dritten empfinden laſſen. Aber möglich, denke ich, wär' es, hätt' ich Dich nie geliebt, nie mein wildes Herz mit dem Anblick Deiner Huld gewöhnt. Nur mich ſelbſt würde ich zerſtören, nur gegen mich ſelbſt raſen und über fremdes Unglück — fremdes Glück — weinen. Und was iſt's dann? ein elendes Einzelding in der Unzahl irdiſcher Exiſtenzen, welches untergeht durch Deinen Haß, Amanda, nicht einer Thräne des Bedauerns werth, Amanda ſelbſt würde es nicht beweinen!—“

Keine Leidenſchaft gefällt ſich ſo in Selbſtqual, wie die Liebe, keine macht ſich ſo bittere Vorwürfe und verweilt ſo gerne bei Gedanken die das Innerſte ſchmerzlich berühren. Pater Pius, der Zeuge dieſer Szenen war, zerfloß faſt in Thränen, und fürchtete mit Unrecht ein neues Mißverſtändniß. Bei der längſt vermutheten, nun außer Zweifel geſetzten Unſchuld des Königs, wünſchte er ſehnlich zu der beiden Liebenden Heil ihre Vereinigung, die ihm jedoch weit ſchwieriger ſchien, als ſie es war. Er hatte Amanda hundert Mal betheuern gehört, daß ſie nie wieder weltlichen Freuden ſich ergeben werde, er beſorgte ernſtlich, ihr feſter Vorſatz werde durch dieſe Szenen nicht erſchüttert werden. Kaum traute er daher ſeinen Augen, als er ſah, wie Amanda, gänzlich außer ſich, durch ſtumme Bitten — denn lautes Schluchzen erſtickte ihre Stimme — den peinlichen Vorwurf von ſich abzulehnen ſtrebte, wie ſie endlich laut weinend an ſeine Bruſt ſank und mit der größten Anſtrengung nur zwei Worte hervorbrachte: „Vergieb mir!“ Die Liebe hatte das Unglaubliche vollbracht, ſie waren wieder vereinigt. Zwar hatte Amanda keine

anderen Beweise seiner Unschuld an dem Mord ihres Kindes erfahren, als einen Schwur, aber der Liebe Glauben ist allmächtig. Ein frommer Christ glaubt nicht so fest an die Unfehlbarkeit der Kirche, als eine Liebende an das Wort der Betheuerung des Geliebten, keine That ist so wunderbar und unglaublich, kein Versprechen so tollkühn und unmöglicher Erfüllung, daß nicht ein Liebender sie glauben würde. Ist doch der Liebe uranfänglicher nie bezweifelter Schwur eine entschiedene Unmöglichkeit, und doch glauben in der Stunde Millionen an die „Ewigkeit der Liebe und Treue."

Die reinste Wollust gefühlvoller Herzen liegt in der Versöhnung. Das edle Paar, an dessen Geschick wir den wärmsten Antheil nehmen, schwelgte in ihr mit so unersättlicher genußverlängernder Begier, daß wir den Leser ermüden würden, wollten wir diese Szene schildernd ausführen. Pater Pius, dessen Geduld harte Prüfungen gewohnt war, konnte selbst das Ende derselben nicht erwarten. Ermüdet von des Tages heißen Mühen und den ungewohnten Gemüthsbewegungen, die sein altes Herz in den letzten Tagen aufgeregt hatten, innerlich getröstet, beruhigt und erfreut über die glückliche Wendung der Dinge, gab sein schwacher Körper den ungestümen Forderungen der Natur nach. Unbemerkt von den Liebenden murmelte er einige Segenssprüche und schlief, auf einen Stuhl unwillkürlich hinsinkend, sanft und fromm erbaut ein.

Wenige Monate nach dieser Szene, eine kurze Frist, welche wie ein Augenblick unter mancherlei Vorkehrungen, diplomatischen Verhandlungen und Regierungsgeschäften verstrich, sah man unter dem Jubel einer großen Volksmenge ein stattliches Schiff aus dem Hafen laufen. Es war festlich geschmückt und bekränzt, von vielen anderen kleinen und großen Fahrzeugen umschwärmt, und steuerte nach Nordost der

Küſte des Reiches zu, welches von dem ſchönſten, edelſten und tapferſten Fürſten der damaligen Zeit beherrſcht wurde. Kein Zweifel kann über dieſes glückliche Land obwalten, wenn wir vernehmen, daß jenes ſtattliche Schiff zwei hohe Liebende aus dem Vaterlande der Braut entführte. In ſeinem Raum herrſchte das Entzücken, auf ſeinem Verdeck jubelte die Freude, ſchäkerte der jugendliche Muthwille geſchäftiger Schiffsjungen. Nur einer der vornehmen Reiſenden war zuweilen ungewöhnlich mürriſch und freudelos, und zwar ein Mann, von dem wir es wegen ſeiner heiteren Gemüthsart am wenigſten vermutheten, der junge mit Lorbeern bekrönte Kriegsheld Auſon. Auf der ganzen Fahrt führte er ein der Seemannsweiſe nicht entſprechendes Leben; am Tage verkroch er ſich in den Raum und ſchlief, oder ſtellte ſich krank, in der Nacht ſtieg er aufs Verdeck empor, um mit den Sternen zu hadern. Sein verdrießliches Geheimniß zu erforſchen, müſſen wir den Einſamen in einer hellen Mondnacht belauſchen. Die See war ruhig, der Wind günſtig, der Sternhimmel ganz entwölkt und von der keuſchen Luna überſtrahlt. Man hörte nichts, als das einförmige Knarren des Steuerruders, das Fachеln der Segel, wenn der Wind umſprang oder das Schiff eine andere Richtung einſchlug, und die monotone Stimme des Steuermanns, der einen leichtgläubigen Matroſen mit Mährchen unterhielt. Auſon ſchritt allein auf dem geräumigen Verdeck auf und nieder, unbekümmert um die Mährchen des Steuermanns, ja, wie es ſchien, auch wenig das leiſe murmelnde Spiel der Wellen und das Geſchimmer der Sterne beachtend. Er hatte kein Auge für die nächtliche Pracht der Natur, und verwendete das Auge ſelten von den Brettern, auf welchen er ging oder ſtand, wenn das Schiff ſich auf die Seite neigte. Auf ſeinem Geſichte konnte man neben dem Ausdruck des vorwaltenden Unmuths auch noch einige Spuren der ihm eigenthümlichen Laune bemerken. Sein Betragen verrieth einige innerliche Unruhe; bald ſtampfte er

mit den Füßen, bald schüttelte er das Haupt, bald schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirne.

„Ein Narr bin ich, das ist ausgemacht," sagte er zu sich selbst, „ein heilloser Narr und unbeständiger Windbeutel dazu, und doch wieder auf der anderen Seite ein so schwermüthiger Kopfhänger, als man nur sein kann, wenn man beständig liebt. Angelika ist schön und gut und schlank, fein gebaut wie ein arabisches Pferd — schlechter Vergleich — wie ein Reh vielmehr oder wie — nun sei's wie immer, kurz, ich liebte sie wie meinen Augapfel — mehr als meine Hunde, meine Pferde — schöne Liebe das! Und doch, es ist wahr wie meine Mannheit, die ich empfinde wie einen Stachel — ich liebe sie über Alles und sollte mich ohrfeigen, wenn ich an Andere denke. Es ist verrätherisch, schurkisch, infam, eine Andere lieben zu wollen — aber mein Gott, was kann ich dafür, wenn mir die Königin gefällt, die der König heirathet, der König, der König, mein gütiger Freund! Nein, Auson, das ist eine dumme Grille, ein vorübergehendes Gelüsten — keine Liebe. Wenn ich sage, ich liebe die Königin, so heißt das so viel, als ich liebe den Mond. Sehr viel Ehre für den Mond, daß ich ihn liebe, wahrhaftig, ich mache Verse auf ihn und sende ihm Seufzer zu, die nur von meiner Nase vernommen werden. So liebe die Königin, wie den Mond, das ist nichts Unerlaubtes, das ist nur närrisch. Warum liebe ich sie? Weil sie schön ist — Angelika ist schöner — weil sie mir die Hand gedrückt hat, als ich sie fliehen ließ, weil sie mich süß lächelnd angeblickt? — Angelika hat mir mehr als ein Mal die Hand gedrückt, mehr als ein Mal gesagt, daß sie mich liebe, mich geküßt — o, das ist elend von Dir, daß Du das vergessen konntest. Wenn ich sage: ich liebe; was heißt das? Ich will sie haben, besitzen, mit ihr Kinder zeugen. Ich liebe den Mond, folglich will ich ihn haben, besitzen, mit ihm Kinder zeugen.

Oder ist die Königin mir nicht so unerreichbar wie der Mond? Es giebt nur einen Berg, der hinaufreicht bis zu diesem Gestirn — es ist eine Leiche. Hu, welch ein alberner, schuftiger Gedanke. Hat Auson je einen so niederträchtigen Gedanken gehabt? Nein. Gut also, unerreichbar wie der Mond und damit gut. — Beim Lichte betrachtet ist es eben kein Unglück, daß ich und wenn ich sie liebe. Wollte sie wie ich, wäre uns Beiden geholfen und Niemanden geschadet. Wäre nicht das erste Mal, daß ein Kukuk ein Ei legt. Es wird nichts schadhaft durch die Liebe. — Pfui, über diese Grundsätze, wenn es noch Grundsätze sind. — Glücklich, der keine Grundsätze hat — das Gewissen? hol es — es ist nicht noble, ein Gewissen zu haben. Es schickt sich für keinen Kavalier, höchstens für Taglöhner — besonders im Punkt der Liebe. Das Gewissen ist wie ein hinkender Bote, er kommt immer zu spät. — Aber ich sage, ich liebe sie nicht. — Manchmal ist es mir auch, als hätte ich nie oder schon unzählige Male geliebt. Was ist die Liebe? Die Begierde, ein Weib zu besitzen. Gerechter Himmel, dann bin ich ein großer Sünder! Habe ich je ein schönes Weib gesehen, ohne sie zu lieben, das heißt, ohne sie in mein Bett zu wünschen? Das ist wahr, unter den Schönen gefiel mir immer die Schönste und Nächste am meisten. Wer steht mir dafür, daß, wenn ich heute die liebe, ich nicht morgen eine auffinde mit größeren Vollkommenheiten, so daß es mich gereuen muß, daß ich mich der gestrigen mit Leib und Seele verschrieben habe? Das, Auson, ist die rechte Betrachtung, die führt zum Ziel — es handelt sich nur darum, recht bald aus diesem schwimmenden Kasten erlöst zu werden, wo die Einzige immer die Schönste ist, und meine Liebe wird auf dem blumenreichen Festlande verschwinden wie die Seekrankheit. Ist es ein Wunder, daß ich sie liebe, hier auf dieser Wasserwüste, wo ich nichts sehe, als struppige Matrosenköpfe und Hä-

ringe? Welcher Haifisch soll ihr meine Zärtlichkeit abwendig machen, welche wilde Gans soll im Fluge mein Herz erobern? Kurz, es läßt sich gar nichts sagen von dieser Liebe, es muß erst wieder eine ordentliche Konkurrenz eintreten. Was ist die Liebe, die ausschließend ewige treue Liebe? Einbildung. Man lasse Konkurrenz eintreten, man entferne eine einzig Geliebte und stelle dem verliebten Thoren eine andere Schöne vor, die schöner ist, oder eben so schön, gutherziger oder eben so gutherzig, zärtlicher, oder eben so zärtlich, man lasse ihm nun freie Wahl, erlaube ihm, die schöne Nebenbuhlerin zu lieben, wenigstens ad interim, und wenn er von der Erlaubniß keinen Gebrauch macht, so will ich zeitlebens im Cölibat leben und mein Fleisch mit Geißelhieben kasteien. Wäre dem nicht so, gäbe es wohl eine Verführung? Was ist die Verführung, als die Macht der Liebe im reizenden Wechsel, welche sich manchmal schnell selbst tödtet, um nächstens für eine Dritte zu entbrennen, oder wohl auch zurückkehrend sich dem erstgeliebten Individuum mit neuer Frische zuzuwenden. Im Wechsel allein lebt die Beständigkeit der Liebe. Warum also soll ich Einer zu sehr anhängen, die ich meiden muß, warum soll es mich so unmäßig grämen, wenn ich mir eine Einzige versagen muß, da mir doch die Zuflucht zu tausend Schöneren bleibt? In vernünftigen Augenblicken, deren ich zuweilen einige habe, kommt es mir weit härter vor, um Einer willen Alle, als um Aller willen Eine zu entbehren. Glaube mir, mein lieber Anson, der König ist weit schlimmer daran, als Du. Er hat jetzt seinen Theil und muß damit zufrieden sein zeitlebens. Kurz und gut, ich liebe sie nicht, ich mag sie nicht, ich heirathe weder Angelika, noch grämʼ ich mich um Amanda, sondern bleibe ein ehrbarer lustiger Junggeselle und aller Schönen, die sich willig finden lassen, ungebundener und zeitweiliger Gemahl. Bei dieser Philosophie allein kann ich gedeihen, dick und fett werden und selig

ſterben, ohne mich je über ein Weib betrübt zu haben. Somit gute Nacht, geliebter Mond — von nun an will ich ſchlafen und, wenn mir der Kitzel kommt, einen Becher Waſſer trinken.“

Hierauf verfügte er ſich in ſein ſchwankendes Lager und träumte die ganze übrige Nacht in einem peinlichen Halbſchlaf von — der verbotenen Frucht im Paradieſe.

2.

Unser edler Held hat nun, wie wir wissen, einen Akt des Lebens, mit welchem alle Romane schließen, trotz aller Widerwärtigkeiten glücklich zu Ende gebracht, er ist in dem Hafen der Ehe eingelaufen und hat sein Fahrzeug mit weniger Weisheit, als Glück in allen Stürmen unversehrt erhalten. Es wäre eine undankbare Neugierde, wollte der geneigte Leser erforschen, mit welcher glühenden Hast er das Brautlager der Königin bestieg und wie ihm die geheimen Freuden der ersten Nacht gemundet, denn er war bereits so glücklich, einen wonnevollen Moment des ersten Liebesgenusses zu belauschen, der außer ihm nur der ewigen Verschwiegenheit des Beichtstuhles vertraut ward und konnte folglich nichts erwarten, als eine Wiederholung dessen, was ihm in der Erzählung gewiß nicht das Vergnügen verursachen würde, welches man in der Wirklichkeit bei Wiederholungen so süßer Art empfindet. Zudem heißt es, und vielleicht nicht ohne Grund, daß der Erstgenuß der Liebe alle späteren Genüsse an Ueberwonne der Empfindung in hohem Grade übertrifft. Wenn das wahr ist, so kann der Erzähler einer Geschichte keinen vernünftigen Grund haben, bei einer Begebenheit die kostbare Zeit zu vergeuden, welche so wenig außerordentlicher Art ist und in der Regel mit jedem Menschen sich ein Mal ereignet, vorausgesetzt, daß

er auch physisch nicht vergeblich zu leben gesonnen ist. Eben so wenig wollen wir uns bei den glücklichen Flitterwochen oder Flitterjahren aufhalten; denn so reich an Glückseligkeit sie sein mögen, sind sie doch für eine Erzählung eben so wie für einen abgelebten Wüstling zu arm an Wechsel. Noch weniger Grund, als zu so unnützer Forschbegier, haben wir, unseren Helden an der Schwelle des ehlichen Schlafgemaches, welches kein Geheimniß enthält, und dessen Bestimmung an seinen Geräthschaften so leicht erkannt wird, als eine Krämerbude oder Werkstätte an den ihrigen, zu verlassen, da er sich doch erst im zweiten Akte des Lebens befindet, welchem noch mehrere und gewiß die wichtigeren nachfolgen, ehe der Tod das Drama auf immer beschließt. Selbst in Bezug auf das geschlechtliche Leben des Menschen muß es jeder oberflächliche Halbphilosoph selbst für grundfalsch erkennen, wenn man die Geschichte seines Herzens mit dem Ehebündniß beschließt, gleichsam, als würde, wie Viele auch festiglich vermeinen, die Liebe am Traualtar für ewige Zeiten abgethan. Nicht grausamer und thörichter ist das Selbstverbrennen der indischen Wittwen beim Tode ihrer Gatten, als dieser mörderische Gebrauch, die prächtigsten Romanhelden vor den gleichgültigen Augen der Leser moralisch abzuschlachten, oder, um deutlicher zu sprechen, seinem Interesse zu entrücken, denn jenseits jenes fingirten Todes ist noch so reiches Leben, so wunderbares Verhängniß, daß wir nicht einsehen, warum dem armen betrogenen Leser nicht auch ein Blick jenseits der verbindenden Hand des segnenden Kopulators vergönnt sein soll. Streng genommen ist dieses altherkömmliche Verfahren eben so unehrlich und betrügerisch, als thöricht, denn mancher unglückliche Held findet sein Eldorado erst, nachdem er diesen heißen Aequator passirt, und mancher geschmeichelte Glückspilz, den man bis dahin in einem Meere von Wonne und Glückseligkeit schwimmen ließ, geräth jenseits in ein starres Eismeer, in welchem nachträglich seine brennende Liebe

und sein Süßwasserleben gefriert. Wenn man auch zugeben muß, daß der Eine durch den Gewinn einer schönen Hand auf lange Zeit, oder immer beglückt wird, so kann man doch auch nicht läugnen, daß ein Anderer nach einigen Wochen vergeblicher Wahnfreuden hochzeitlichen Lebens die Eitelkeit der Weiber und alles Irdischen nach dieser Blattwendung erst erkennen lernt; bei einem Dritten ist es sogar leicht erweislich, daß nach der Hand ihm kein größeres Glück begegnen konnte, als der Verlust oder die Treulosigkeit einer über Gebühr angebeteten Geliebten.

Die Geschichte des Geistes oder des höheren Menschen beginnt dagegen erst dann in der Regel, wenn die Geschichte des Herzens vorbei, das Herz selbst beruhigt oder vernichtet oder erstarkt ist. Bis dahin, namentlich bis zur Gewährung der Liebessehnsucht und der stärksten physischen Postulate, führen die Menschen ein schwachherziges Naturleben, aus dessen Tod und Vergehen erst das edlere geistige Selbst des Menschen ersteht. Es ist dieß das Zeitalter der Gottwerdung des Thieres, das Zeitalter der Vernunft, wie jenes entschwundene das Zeitalter der naturkräftigen Empfindung war. Vor diesem ist das menschliche Wesen ein gährender Stoff, in welchem der Geist und die Thierheit auf- und niederbraust, bis die Liebe den Geist entbindet, das Wesen aufklärt, die Hefen der Thierheit absondert. Vor diesem ist die kostbarste Materie eng verschlossen wie das Erz im Felsen, und erst jenes göttliche Feuer, welches man Liebe nennt, schmilzt das Gold in reine unvermischte Massen, sondert die Schlacken von ihm. Mit der Liebe entzündet sich das Licht. Es strebt nach dem Himmel, woher der Funke entglommen, es nährt sich vom Körperlichen, ohne selbst körperlich zu sein, wie die Flamme vom Docht und Oel. Nur dann ist die Erscheinung des Lebens vollkommen, wenn das Wesen entzündet ist, nur dann ist es entwickelt und auf dem Wege seiner Bestimmung. Vor dem ist der Mensch eine Fackel, die nicht brennt, ein

Vulkan, der schweigt, ein Gewitter, das stumm und ohne Blitze den Himmel überzieht, ein unvollkommenes werdendes Ding.

Schwerlich kann Jemand ein großer Mann werden, hat er nicht den Prozeß der Liebe körperlich und geistig durchgemacht auf dem ordentlichen vernunft- und naturgemäßen Wege, und sollten wir wirklich berechtigt sein, den großen Newton, der bekanntlich nie der Liebe Freuden genossen, nie eine Geschlechtsempfindung befriedigt haben soll, als eine Ausnahme gelten zu lassen, so kann man sie nicht anders, als ein unerhörtes Naturwunder nennen. In der Regel aber bildet die allgewaltige Liebe aus dem Kampf gegebener Neigungen nicht nur den Charakter, sondern auch aus den gegebenen Anlagen und Fähigkeiten die geistige, produktive Potenz der Menschen. Vor Eintritt der Pubertät und Liebe ist der Mensch ein Sklave seiner Begierden, seines Instinkts, seiner eingelernten Gewohnheit, ein künstlich abgerichtetes Thier, welches artig auf den Hinterbeinen geht, mit Anstand ißt und trinkt, tanzt und apportirt und zwar nach Maßgabe der Bemühungen seiner Erzieher mit mehr oder weniger Geschicklichkeit. Erst in der Liebe wird seine Kraft selbstständig, sein Geist zeugungskräftig, sein Wille stark. Wer diese Schule der Natur vernachlässigt, bleibt ein Affe, der nur nach fremden Mustern lebt. Aus der Zahl dieser verunglückten Geschöpfe rekrutirt die Welt Narren und Fanatiker, die Religion ihre Märtyrer, das Tollhaus seine Bewohner. Mit dem entzückenden Geheimniß der Weiblichkeit erschließt sich dem Jüngling eine neue Welt, in der er zum ersten Male als handelnde Person auftritt — es ist ein kleinliches Interesse, welches ihm auf seinen neuen Wegen nicht zu folgen vermag, denn jetzt erst tritt er in die Reihe selbstthätiger Wesen ein. Hier empfängt er aus den Händen der Natur die körperliche und geistige Rüstung, die Waffen seiner entschiedenen Leidenschaften, das Auge der Vernunft. Sein

Kampf ist ein Schauspiel für Götter, seine früheren Handlungen waren Knabenspiele.

Unseren Helden hat die Liebe glücklich entwickelt. Sein Körper ist erstarkt, seine Seele vollkommen ausgebildet. Die erfreulichen Anlagen, welche wir an ihm bemerkt haben, sind zur entschiedenen Kraft geworden, seine stürmischen Neigungen haben sich ein breites tiefes Strombett gegraben, sein Wille hat eine feste Richtung genommen. Der Liebe Kämpfen hat sein Gemüth veredelt und gestärkt. Zwei Jahre einer glücklichen Ehe haben wilde Begierden aufgezehrt, den umwölkten Geist von dem Dunst der Phantasterei befreit. Er ist Gatte, Vater geworden, hat sein Herz befriedigt und sein heißes Blut in Genuß beschwichtigt. In der wohlthätigen Ruhe der Sättigung hat er Muße gefunden, an eine vernünftige Anwendung seiner Kräfte zu denken und ihre Thätigkeit dem Vaterlande geweiht. Nach dem Verfluß des Sinnentaumels der ersten Ehewochen beginnt sein thätiges Regierungsleben. Bis jetzt waren seine Kräfte durch einen gefährlichen Krieg, mehr aber noch durch die Unruhe seines Herzens zerstreut worden und alle bisherigen Regierungsmaßregeln, welche in seinem Namen ergriffen worden waren, gingen in der Regel von Samboro aus, dessen Leitung sich Alexis in allen Dingen gerne überließ. Anders war es jetzt. Mit unermüdlichem Fleiß erforschte er die Gebrechen des Staates und erhöhte seine Thätigkeit, seinen philanthropischen Eifer für das Wohl des Volkes, um diesen schnell abzuhelfen. Zuerst gewann er sich die Liebe des Volks durch Verminderung der drückenden Steuern, und indem er den unnützen todten Schatz von Kostbarkeiten und luxuriösen Raritäten, welche Severin angehäuft hatte, dem Staate opferte, die mit unschuldigen Opfern angefüllten Kerker entleerte, Handels- und Gewerbsfreiheit einführte. Gleichzeitig verbesserte er die Landesgesetze, das rechtliche Verhältniß der Personen und Stände, schränkte die Privilegien des Adels ein, vermehrte die der

Bauern und Bürger. In Glaubenssachen verordnete er die unumschränkteste Toleranz, Denk- und Sprechfreiheit wurden begünstigt, die öffentlichen Lehranstalten vermehrt und verbessert, das unbebaute Land bebaut, das unbevölkerte bevölkert. Seine Reformen waren kühn und umfassend, seine Maßregeln kräftig und unwiderruflich, denn sein unbeugsamer Sinn duldete seit Samboros Tod keinen fremden Einspruch. Er folgte stets nur seinem Herzen und Verstand, voll von der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß er gerecht und weise handle. Persönlich war er im Umgange mit arroganten Magnaten stolz und herrisch, mit niedrigen Bürgern leutselig, vertraulich, herablassend. Als Richter war er streng, gerecht und gnädig. Sein erfinderischer Geist brütete stets neue Entwürfe und dem Entschluß folgte schnell die Ausführung. Seine Ehre suchte er in Beglückung seines Volkes, und ward dafür von den besseren Zeitgenossen vergöttert. Der Ruhm seiner Größe, Gerechtigkeit, Humanität, Tapferkeit erscholl bald von einem Ende der Welt zum andern. Keiner von den damaligen Regenten konnte sich gleich ihm rühmen, so von den Unterthanen geliebt, so glücklich in seinen Unternehmungen zu sein, daher sagte der Neid, es würde ein übles Ende nehmen mit seiner Größe. Alexis kümmerte sich wenig um das Geflüster der Mißgunst, denn sie war unmächtig, ihm zu schaden. Er genoß das Glück und die Selbstzufriedenheit eines gerechten Monarchen im vollen Maße. Nie zeigte er sich dem Volke, ohne von seinem Jubel begrüßt zu werden, nie erließ er eine neue dem gemeinen Wesen nützliche Verordnung, ohne durch Lobpreisung seiner Verehrer belohnt zu werden. So sah sich sein Ehrgeiz befriedigt, seine Vaterlandsliebe reich belohnt. Wo ist der gefürchtete Widerspruch, fragte er sich selbstzufrieden, wenn er der Warnungen des alten Magus gedachte, zwischen den Forderungen der Ehre und jenen der Pflicht? Habe ich nicht zugleich meine Menschen- und Regentenpflicht erfüllt, indem ich dem Ehrgeiz

folgte? Läßt das Volk nicht meinen guten Handlungen Gerechtigkeit wiederfahren, und habe ich wohl ein Opfer meinem Ehrgeiz gebracht? Die Menschen sind nicht undankbar, nicht unverständig — nein, ich achte sie, denn sie achten auch mich. Wie leicht wurde es mir, ihren Wohlstand zu verbessern, ihre Freiheit zu vermehren, ihren Verstand aufzuklären. Wo sind die geträumten Gefahren, welche mir begegnen sollten? Das Volk segnet und preist mich, das Heer ist stolz auf mich, der Adel achtet mich, der Klerus fürchtet mich. Nur klein und unbedeutend können die Gefahren sein, welche aus dem Guten entspringen, die Liebe meiner glücklichen Unterthanen ist eine überkräftige Waffe gegen sie. — Niemand störte die glückliche Illusion des edlen Monarchen, Niemand warnte ihn. Täglich huldigten ihm Tausende, dankten ihm beglückte, dem Elend der Armuth entrissene Unterthanen. Aber nicht makellos war dieser Stern, dem die Menschheit göttliche Verehrung darbrachte; wir werden bald Gelegenheit haben, durch ein verdüsterndes, die Blendung zerstörendes Glas die Flecken seines Glanzes zu entdecken.

Das Familienglück des königlichen Hauses war eben so ungetrübt; auch in diesem kleinen Kreis war Alexis die Sonne, um welche sich die übrigen Planeten bewegten, gebannt durch einen natürlichen Zauber in die Lichtsphäre seines Lebens. Die Mutter des Königs hatte bald den wahren Schmerz über das blutige Ende ihres getreuen Dieners überwunden, nachdem sie seinem Andenken manche Thräne des Dankes geweiht. Ihr fröhliches Naturell kehrte bald wieder, als sie ihren Sohn glücklich und vergöttert sah, als ihre Hoffnung eines Enkels erfüllt war. Mit Amanda lebte sie wieder in der zärtlichsten Freundschaft, obgleich der Pater Pius, der nun als Beichtvater der Königin angestellt war, manches ernste Wort frommer Ermahnung gegen ihre unsittlichen Grundsätze fallen ließ. Seinen Bemühungen gelang es endlich, auch diese leichtsinnige Frau zu bekehren; denn

seit Samboro todt war, gab es Niemand, der ihren religiösen Indifferentismus und ihre frivole Lebensphilosophie gebilligt und genährt hätte. Auch lag es jetzt nicht mehr in ihrem Interesse, die Sittenstrenge der Königin mit leichtfertigen Räsonnements anzugreifen, denn in ihr war das Glück ihres geliebten Sohnes bedingt. Dieser tadelte laut die bequeme Moral seiner Mutter; denn obwohl er in derselben Schule gebildet worden war, sah er es doch nicht gerne, wenn ein Weib über den kleinen Denkkreis der Religion hinausstrebte. Er fand etwas Unzartes, Unweibliches und Widernatürliches in solchem Hang und fühlte wohl, daß die weibliche Schwachheit des Glaubens bedürfe, um nicht auszuarten in zügellose Ausschweifung. Diese nie verhehlten Ansichten ihres Sohnes, dessen Geisteskräfte sie fast überschätzte, in dessen Weisheit sie sich gerne fand, nicht minder das zunehmende Alter, welches ihren kecken Witz abstumpfte, ferner eine rasch sich ausbildende hektische Anlage und die unter solchen Umständen nahe liegenden Todesbetrachtungen, Alles dieß wirkte harmonisch zusammen, ihr Herz wieder empfänglich zu machen für die frommen Lehren des Pater Pius, dem sie gerne zuhörte, denn er sprach mit Wärme und Salbung. In wenigen Monaten brachte es dieser fromme Mann so weit, daß sie wieder die Kirche besuchte, regelmäßig zur Beichte ging und eine Menge Seelenmessen für einen abgeschiedenen Freund lesen ließ. Nach und nach stellte sich ein wahrhafter Eifer in ihrer Religiosität ein, und gleichmäßig mit ihrer schönen Haut trocknete der letzte Rest von Freigeisterei ein. Wir wollen sie wegen ihrer Frömmelei eben so wenig tadeln, als wegen ihrer vormaligen philosophischen Extravaganz; denn kein Weib hat den Muth, bis ans Ende ihres Lebens den religiösen Wahn zu verhöhnen.

Nur eine Unglückliche zählte die königliche Familie unter ihren Mitgliedern — die schwärmerische Angelika. Ihr Gram war so alt als das Glück ihres Bruders — sie konnte

ſich nie mit Amanden befreunden. Auſon, der ihr wiederholt ſeine Anträge erneuerte, ward endlich ihrer freundlich ausweichenden Antworten überdrüſſig und verbannte ſich ſelbſt aus ihrer Nähe. Ihre phantaſtiſchen Launen wurden Allen zuwider, nur Alexis konnte ſie ertragen, aber er hatte wenig Muße, ſich mit ſeiner Schweſter zu beſchäftigen. Vergeblich drang die Herzogin Mutter, ſelbſt Alexis in ſie, den Werbungen eines ihrer Anbeter nachzugeben, ihre Antwoet war immer ein feſtes Nein. Da Niemand ihren Seelenzuſtand begriff, ihren verzehrenden Gram mit Troſt und Theilnahme milderte, denn Niemand konnte ſie für unglücklich halten, fing ſie an, ſchweigſam und nachdenkend zu werden. Zuſehends ſchwand ihre Nervenkraft dahin, vergeblich bemühten ſich die Aerzte, den Grund und das Weſen ihrer Geiſteskrankheit zu erforſchen. Das Letzte hoffte man von den religiöſen Vorſtellungen, welche Pater Pius ihr zu machen beauftragt wurde, aber das Reſultat ſeiner Bemühung war für ihre Lieben kein ſo erfreuliches, als für den gottesfürchtigen Beichtiger ſelbſt. Sie verſicherte ihm unter Thränen, eine unbeſiegbare Schwermuth habe ihr Herz ergriffen, alles Irdiſche habe ſeinen Reiz für ſie verloren, ihre Seele ſei von einer unnennbaren Sehnſucht nach den reinen Freuden des jenſeitigen Lebens erfüllt. Er fand ihr Gewiſſen rein, ihr Herz voll Demuth, und erklärte ſie, verwundert über die Erleuchtung ihres, wie er meinte, vom heiligen Geiſte beſchatteten Verſtandes, zur geringen Freude ihrer Verwandten und Beluſtigung des jungen Fürſten Auſon, für eine Heilige des Himmels. Amanda aber hielt ſie mehr für eine Närrin, denn die offenbare Abneigung, welche ſie ihr bei jeder Gelegenheit erkennen ließ, ſchien ihr ſehr unverträglich mit wahrer Heiligkeit, die ſelbſt Feinde und Sünder liebt und nur das Laſter an und für ſich verabſcheut. Sie empfand jedes Mal, wenn ſie ihr begegnete, eine geheime Furcht und erſchrack vor jedem Blick ihrer phantaſtiſchen Augen, wie vor einem böſen Dämon. Dieſes unwill-

kürliche Grauen paßte zu einem anderen von der frommen Ansicht des Pater Pius sehr abweichenden Glauben ungebildeter Leute, welche versicherten, die arme Prinzessin sei vom Teufel besessen.

Das ist kürzlich die Familiengeschichte des Königs, welche einen Zeitraum von zwei glücklichen Jahren umfaßt. Während derselben war Alexis in Aller Augen ein Muster der Vollkommenheit, ein weiser und gerechter König seinem Volke, ein guter Sohn seiner Mutter, ein zärtlicher Gemahl seiner Amanda, ein besorgter Vater seinen Kindern, ein warmer Freund dem jüngeren Auson. Der unglückliche Ausgang seines Zweikampfes mit Quintus ward von dem König zwar so schmerzlich empfunden, daß er eine Zeitlang nur mit Mühe sein Uebelwollen gegen Auson unterdrückte, aber dieser hatte ihm später und früher so viele Beweise von aufrichtiger Ergebenheit gegeben, daß Alexis sich des abscheulichsten Undanks schuldig gemacht haben würde, hätte er ihm länger sein Wohlwollen entzogen. Die Aufopferung seiner Kindespflicht gegen einen unnatürlichen Vater, und selbst die jetzt erst dem König bekannt gewordene edelmüthige Rettung der gefangenen Königin, wodurch er dem König eine voreilige Ungerechtigkeit erspart, ja selbst zu seinem nachherigen Glück beigetragen hatte, waren zu starke Beweise einer hochherzigen Sinnesart, daß Alexis hätte davon ungerührt bleiben können. Seine Persönlichkeit überdieß, seine freimüthige Offenheit, sein Frohsinn und biederer Stolz nahmen Alexis für ihn ein, während dessen ritterliche Tugenden, sein erprobter Muth, ihn eben so achtungs- als jene übrigen Eigenschaften liebenswerth machten. Kurz, es waren alle Bedingungen der Freundschaft vorhanden, und ihr Bündniß daher nothwendig. Orest und Pylades, Castor und Pollux waren einander nicht so theuer, als die beiden Freunde, keinem war ein Opfer zu groß, welches für den Anderen gebracht werden sollte. Die Gründe des königlichen Wohlwollens haben wir bereits angeführt;

es erübrigt daher nur, die Gegenseitigkeit der Freundschaft psychologisch zu begründen. Des Fürsten rühmliches Betragen bei Gelegenheit der Verschwörung war die erste Vorbedeutung der nachherigen Freundschaft — er achtete damals schon den jungen reichbegabten und ritterlichen König, denn er war ein Mann, wie der chevalereske Auson sich einen König dachte. Dennoch leiteten ihn bei seiner Handlung mehr seine Grundsätze, als die erst im Keimen begriffene Vorliebe. Diese wurde erst rege in dem Augenblicke, als er in Ungnade fiel, nämlich als Alexis dem Todschlag eines werthen Jünglings keine Rache, sondern einen Verweis folgen ließ. Diesen Akt einer Selbstbeherrschung fand er sich gedrungen um so mehr zu bewundern, als er wohl fühlte, daß er selbst einer solchen nicht fähig war. Somit war eine der wichtigsten Bedingungen der Freundschaft erfüllt, die Anerkennung eines ihm mangelnden Vorzugs, der seine Achtung erheischte. Einem König war es nun leicht, ein so vorbereitetes Gemüth zur wärmsten Freundschaft zu stimmen, indem er seinen Neigungen durch angemessene Gunstbeweise schmeichelte. Eine der höchsten militärischen Würden im Reiche befriedigte seinen Stolz, die persönliche Auszeichnung des Königs seinen Ehrgeiz, ein ihm geschenktes Pferd seine Schwachheit. Solyman, ein arabischer Hengst von der edelsten Abkunft, dessen beigegebener Stammbaum die Namen der edelsten Pferdefamilie eines Jahrhunderts nannte, besaß so viele Vollkommenheiten, daß der übellaunigste Ritter kein Fehl an ihm entdecken konnte. Sein Gliederbau zeigte das vollkommenste Ebenmaß, seine Bewegung war zierlich, rasch und kräftig, der Körper vollblütig und edel geformt. Sein Charakter entsprach der körperlichen Schönheit und Anmuth. Er hatte das, was man bei Pferden Geist nennt, in hohem Grade, war aber dabei so sorgfältig erzogen, daß man seine wildesten Launen mit einem sanften Wort bändigen konnte. „Der König ist ein Narr," pflegte Auson sich oft zu sagen, wenn

er Solyman liebkoste, „ein wahrer Narr, mir das Pferd zu schenken, er hätte es für sich behalten können, denn die elenden Mähren seines Marstalls sind nur Bestien gegen dieses königliche Pferd. Und ich — undankbarer elender Thor — konnte mich unterstehen, das Auge bis zu seinem Weibe zu erheben — o es ist abscheulich. Nie will ich wieder daran denken, daß sie mir gefiel — bei meiner Ehre, lieber will ich ein Pfaffe werden, als mir das Weib dieses wackeren untadelhaften Helden und Freundes gefallen lassen.“

Diese Verhältnisse, mit Ausnahme von Angelikas trister Lage, mußten nicht wenig beitragen, das Glück des vom Schicksal ungewöhnlich begünstigten Alexis zu vermehren, denn Freundschaft und Liebe gewähren selbst solchen, denen alles Uebrige fehlt, so reiche köstliche Freuden, daß sie den letzten Ersatz für Alles leisten und sie noch dazu dieses irdische Thal des Jammers schön finden lassen. Aber ohne Wechsel ist kein Leben, am wenigsten das eines Königs, und diese Freuden sind in der Regel von nichts weniger als ewigem Bestand. Nach Verfluß der oft bemeldeten ersten Jahre ehlicher Glückseligkeit, und schon während derselben, ward das edle Männerpaar immer häufiger und länger beisammen gesehen — Folge einer Zunahme an freundschaftlicher Wärme, die große Menschenkenner eine entsprechende Abnahme auf irgend einer anderen Seite voraussetzen ließ. Es mag vor der Hand dahin gestellt bleiben, mit wie vielem Recht diese Voraussetzung gemacht worden sei, es mag uns sogar für ein erfreuliches Zeichen gelten, daß die Freundschaft, statt in der Zeit zu erkalten, wie jede andere Neigung, vielmehr durch Dauer erwärmt worden ist. Orest und Pylades wurden sich von nun an unentbehrlich, jedes Vergnügen wurde nur halb empfunden, welches man nicht mit dem Freunde theilen konnte. Der von den beschwerlichen Regierungsgeschäften müde Monarch sehnte sich zu verschiedenen Stunden des Tages nach den heiteren Scherzen Ausons, nach seinen lustigen Streichen und

gemeinschaftlichen Lustparthien, welche beiden Theilen nie so viel Ergötzung gewährten, als wenn kein Dritter, oder doch nur ein gewisser, von welchem wir bald sprechen werden, daran Theil nahm. Das Unglaubliche trat ein, ein junger glücklich vermählter, glücklich regierender König empfand Langeweile, wenn er einige Zeit des Günstlings Gesellschaft entbehren mußte. Der Dritte im Bunde der Freunde war der Hofnarr Mac Cuddy, welchen man, da es ein Mal Sitte war an den Höfen, begabte Menschen gleich Hunden und Affen zur Ergötzung der hohen Herrschaften zu halten und aus der Narrheit ein Amt zu machen, aus England verschrieben hatte. Der Mann machte sich durch seine Späße und treffenden Einfälle, durch die immerwährende Schlagfertigkeit seines Witzes, bei den Freunden bald so beliebt, daß sie ihn nie mißten, ohne es zu bedauern. Auson besonders liebte ihn über alle Maßen und erklärte oft im Beisein des Königs, es gebe nur drei Dinge, über deren Verlust er weinen würde, den König, Solyman und Mac Cuddy. Weil er sonach den Narren in seine besondere Protektion nahm, mußte der König ihm erlauben das Kostüm für denselben, gleichsam sein Amtskleid selbst zu wählen. Natürlich geschah dieß nie ohne Beistimmung Mac Cuddy's, denn Auson war der richtigen Meinung, daß kein Mensch berechtigt sei, aus einem Anderen einen Narren zu machen, wofern derselbe nicht selbst sich dazu machte. Beide beriethen sich zusammen, als ob sie Beide Narren wären, über die vorzubringenden Schwänke, welche am geeignetsten wären, des Königs oft verdrießliche Laune zu verscheuchen. Beide erreichten auch in der Regel die schönste Satisfaktion, des Königs schallendes Gelächter. Es wird dem größten Theile der Leser bekannt sein, welchen bedeutenden Einfluß die Narren von jeher auf das Wohl und Wehe der Menschheit ausgeübt haben, daher wird er es mit der großen Wichtigkeit der Sache bestmöglichst entschuldigen,

wenn er bei einer Schilderung der Persönlichkeit Mac Cuddy's einige Minuten aufgehalten wird.

Mac Cuddy, ein geborner Irländer aus Devonshire, Sohn eines Strumpfwebers, katholischer Religion, unverheirathet, knapp fünf Fuß hoch und einige dick, hatte laut seines Paßdokuments, braune steife Haare, graue kleine Augen, hervorragende Stirne, lange Ohren, dicke Nase, gute Zähne und keine besonderen Kennzeichen — denn daß einer seiner Arme zu kurz gerathen, und einer seiner Füße ein sogenannter Ziegen- oder Pferdefuß sei, hatte der Protokollschreiber in aller Eile und Verwunderung übersehen — wofür ihm Mac Cuddy in einem besondern Schreiben seinen Dank abstattete, denn nun war es amtlich erwiesen und ausgemacht, daß an seinem Körper nichts Namhaftes auszusetzen sei. Seine Gliedmaßen waren bei all ihrer unbeholfenen Mißgestalt, dennoch unglaublich gelenkig und behend, sein Gesicht kann man sich kaum häßlicher denken und doch war es charaktervoll. Eine große Menge unordentlich laufender Runzeln und Falten bedeckten es — ein köstlicher Schatz beweglicher Geberden, welchen er mit einer großen Geschicklichkeit verbrauchte. Sein Mienenspiel war ungemein ergötzlich, denn durch langes Studium kam er hinter das Geheimniß, wie man dem Gesichte jeden beliebigen Ausdruck geben, ja was mehr ist, wie man mit dieser Fertigkeit sein Fortkommen finden könne. So thöricht er war, wußte er doch gar wohl, daß man, um allen Menschen zu gefallen, nie etwas von selbst sein dürfe, sondern — so erfordert es der eigene Vortheil — jedem Einzelnen gegenüber eine besondere Maske annehmen müsse. Man sieht, der Mann hat Schule, er ist kein blödsinniger Narr, kein alberner Grimassenschneider, sondern — ein Künstler. Sonderbar ist es bei alle dem, der Mann hat sein Talent auf einer sehr ernsten Wanderung gebildet, im Elend. Er hat studiert, um die nöthigen Mittel zu seinem Fortkommen ausfindig zu machen, er hat seine Kunst geübt, um

Brod und Obdach zu erbetteln, erschmeicheln, erfratzen — mit Grimassen. Begegnete er einem Andächtler, so machte er ein schaffrommes Gesicht, gab ihm den Ausdruck von so unerschöpflicher Geduld, Demuth, Gottergebenheit und Geistesarmuth, als man kaum auf den Porträten der heiligen Märtyrer wieder findet. Da griff der Andächtler in seine Tasche, gab ihm einen Zehrpfennig und empfahl ihm ein gottseliges Leben. Kam ihm ein Soldat in den Weg spannte er alle Muskeln prall, sah trotzig und ging mit kecker Lustigkeit auf ihn los. Die Wette steht zehn gegen Eins, der Soldat nöthigte ihn in einen Schnappsladen. Anders und vorsichtiger gebährdete er sich, wenn er irgend auf einen Diplomaten, Steuerbeamten, Zöllner, Geldjuden oder Handwerksbetrüger stieß; da wußte er so viel Pfiffigkeit, Schlauheit, Verschmitztheit, Zuversicht und Geheimnißthuerei zu affektiren, daß die, welche Niemands Freunde sind, die seinigen wurden, weil sie einen Ebenbürtigen, einen würdigen Zunftgenossen zu erblicken glaubten, von dessen Verschlagenheit sie entweder Nutzen zu ziehen dachten oder böse Streiche befürchteten. Die Meisterschaft seiner Kunst erreichte er aber, wenn ihm das Glück eine jener matten Seelen in das Gehege trieb, welche man gewöhnlich Hasenfüße, Einfaltspinsel, Schafsköpfe zu nennen pflegt. Nach Umständen spielte er gegen diese bald den grimmigen Straßenräuber, bald den Büttel, Konstabel, Scheriff, je nachdem er sich ihrer Börse oder ihrer Kräfte und ihres Einflusses zu bedienen strebte. Er verwendete so die gutmüthig Gehorchenden zu Lastthieren, oder zu Aerzten seiner Mittellosigkeit. So wandelte er ohne Anstoß auf den schlüpfrigsten Pfaden des Lebens, bekämpfte glücklich alle Widerwärtigkeiten und arbeitete sich mit unermüdlicher Thätigkeit bis zu seinem gegenwärtigen Glücksstand empor — einzig und allein durch die Allmacht der Grimassen.

Seine Bildung anlangend, können wir melden, daß er eine Zeitlang auf der Universität Oxford studiert hat, doch,

versicherte er selbst nachher, daß er sich während der Studienjahre wegen seiner großen Armuth mehr mit den Stiefeln seiner Kollegen, als mit den Büchern beschäftigt habe. Was er daher in dieser berühmten Anstalt an Kenntnissen profitirte, war eitel Flickwerk, welches bald stückweise auseinander ging. Mac Cuddy betrübte sich darüber nie sehr, denn seine Gelehrsamkeit war unter allen unnützen Dingen, die er in seinem Gehirn beherbergte, das allerunnützeste. Dennoch ließ er sich mit den Schriftgelehrten des Landes in manchen lustigen Wettstreit ein und hatte immer die Lacher auf seiner Seite. Seine übrigen rühmlichen Eigenschaften waren seiner Charge angemessen. Leidenschaften wußte er mit vieler Charakterstärke im Nothfall zu bezähmen, doch zog er es vor, so oft es ging, sie zu befriedigen. Er fühlte sich nur zweien unterworfen, der Habsucht und dem Trunke — die erste befriedigte des Königs unerschöpfliche Großmuth, die zweite sein Kellermeister, mit welchem Mac Cuddy ein unverbrüchliches Freundschaftsbündniß schloß. Grundsätze hatte er durchaus nicht, ausgenommen den einzigen, sich in alle Umstände zu fügen, und alle nothwendigen Uebel gleichgültig zu ertragen. Unter die letzteren rechnete er hauptsächlich die Launen derjenigen Menschen, in deren Händen sein eigenes Schicksal lag. Kurz, er war der vollkommenste Hofnarr unter der Sonne, und vermöge seiner Verschlagenheit, Menschenkenntniß und Klugheit würdig, Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden.

Alexis hatte oft gehört und gelesen, daß die meisten Könige der Welt sich von einem ihrer Beamten und Günstlinge lenken und meistern ließen, so daß man diese mehr fürchtete, als die Fürsten selbst. Er hütete sich demnach wohl, Favoriten zu wählen, welche seinem selbstständigen Willen gefährlich werden konnten — Auson und der Narr schienen ihm in dieser Beziehung ganz ungefährlich. Der erste mischte sich durchaus in keine Regierungsangelegenheiten und gestand freimüthig

seine Unwissenheit in diesen Dingen; der Narr nahm sich wohl in Acht, seinen eigenen Einfluß zu Gunsten irgend eines fremden Interesses zu mißbrauchen, denn er wußte, daß dieß der sicherste Weg sei, die Gunst eines Königs von der Art zu verscherzen. Dennoch übten diese Günstlinge, ohne daß sie und der König es wußten, einen mächtigen, wiewohl indirekten Einfluß auf das Wohl des Landes aus. Die Sehnsucht nach ihrer Gesellschaft entzog ihn oft in wichtigen Stunden den Regierungsgeschäften, ihr sanguinischer Leichtsinn und ihre Unbekümmertheit steckte ihn an, schwächte seinen ernsten Eifer. Des Narren Witz, der Alles belachte, machte dem König manches Würdige lächerlich, Ausons lakonische Lebensphilosophie, welche nach Zerstreuung, Sinnenlust und Vergnügen strebte, ließ ihn bei ernstem Mühen die Bürde der Arbeit fühlen, in welcher er vordem Genuß fand. Nach und nach stiegen seinen kühnen Plänen und Entwürfen unbesiegbare Hindernisse entgegen, die nur durch eine unerschöpfliche Geduld besiegt werden konnten, und versetzten ihn in eine Stimmung von Verdruß und Unlust, in welcher er es bequemer fand, eine schwierige Sache aufzugeben, als durch ein langweiliges zauderndes Verfahren mit unermüdlicher einförmiger Thätigkeit nach einem gegebenen Ziel hinzuarbeiten. Er überließ daher immer mehr von seinen Geschäften den Ministern und Beamten, und beschränkte sich darauf, große Entwürfe zu machen, deren Ausführung er, gleich dem Meister eines Handwerks, seinen Gesellen überließ. Er wollte von nun an nur Schöpfer sein, nicht zugleich Arbeiter, weil es ihm leichter und kürzer war, einen Plan zu machen, als ihn auszuführen. Nur im Großen wollte er wirken, im Kleinen aber sich selbst leben. Er betrachtete sich als die Seele des Staates, sein körperliches Leben wollte er diesem nicht aufopfern. Er dürstete nach Reformen der riesigsten Art, und je weniger er von seiner Zeit und Kraft einzelnen Werken widmete, je kühner, großartiger wurden seine Gedanken. Hatte er eine neue glän-

zende Idee in seinem Geiste ausgeführt, dann übergab er sie dem über die Größe der Aufgabe bestürzten Ministerium und machte neue Entwürfe. Natürlich liefen bald Klagen über vorkommende Schwierigkeiten ein, welche manche Ideen ganz unausführbar machten, anderen nur unter der Bedingung einer rastlosen Thätigkeit die Ausführung gestatteten. Anstatt nun zu jener nichts zu klein und mühsam findenden Arbeitsamkeit zurückzukehren, durch welche man allein die Größe einer Aufgabe ermißt, überließ er sich nun ganz und gar seiner Neuerungssucht, und meinte nur durch eine Universalreform des Staates können alle die kleinen verdrießlichen Schwierigkeiten beseitigt und eine neue vernünftigere Ordnung der Dinge erschaffen werden. In dieser Ueberzeugung forderte er die erleuchtetesten Geister auf, den Plan einer zweckmäßigen Umgestaltung aller gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse zu entwerfen, wodurch allen bestehenden Uebeln mit einem Male abgeholfen werden könne. Unter der großen Anzahl schriftlicher Vorschläge, welche aus allen Theilen des Reiches eingesendet wurden, fand sich auch ein Memorandum in lustiger Dekretform höchst seltsamer Art, welches von Mac Cuddy unterzeichnet war und hier nicht vergessen werden darf. Es lautete, wie folgt:

„Wir Mac Cuddy der Erste von Gottes Gnaden ein geborner Mensch, von des Königs Gnaden Hofnarr und des regierenden Oberhauptes rechte Hand, Seele seiner Weisheit, Grundessenz seiner Macht, dekretiren und verordnen in seinem Namen Folgendes:

In weiser und huldvoller Erwägung der vielfachen Mängel und Uebelstände, unter welchen Unser Staat leidet, der zahlreichen Gebrechen, deren Größe und Unheilbarkeit ihn einem zerrissenen Kleide ähnlich machen, an dem man nichts mehr ansetzen und flicken kann, weil seine Ueberbleibsel nirgends Stich halten, und jeder Versuch der Reparatur die bedauerlichen Löcher vergrößert und vermehrt, haben wir Uns zu einer ra-

dikalen Reform aller Staats- und gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen, ökonomischen und technischen, bürgerlichen, bauerlichen und adeligen, moralischen und unmoralischen, rechtlichen und unrechtlichen Verhältnisse dergestalt entschlossen, daß das Unterste zu oberst gekehrt, jede Spur des alten miserablen Zustandes vernichtet, und nichts beibehalten werden solle, als Unsere königliche Würde und Machtvollkommenheit. Zu dem Behuf fassen wir Unsere königliche Willensmeinung in nachstehende Punkte zusammen.

Erster Punkt. Da Uns nichts so sehr am Herzen liegt als das Wohl Unserer geliebten und getreuen Unterthanen, für welche wir jedes noch so große Opfer, das Unseren eigenen heiligen Rechten und dem Wohlbefinden, Neigungen und Wünschen Unserer gesalbten Person keinen Eintrag macht, stets zu bringen bereitwillig sind, da ferner nichts so sehr dieses Wohl befördert, als die Befriedigung des allgemeinen Trachtens nach Freiheit, so dekretiren Wir zuvörderst allgemeine Freiheit und Gleichheit. Es ist nämlich Unserer erhabenen Weisheit keineswegs verborgen geblieben, wie die Güter und Genüsse so schlecht vertheilt sind, daß Manche zu viel, Andere zu wenig oder gar nichts besitzen und genießen, daß Manche den Reichthum einer ganzen Provinz gefräßig verzehren, während Andere, welche nicht selten besser sind, als sie, vor Hunger und Elend umkommen. Eben so wenig ist es uns ein Geheimniß geblieben, daß es nicht die Fähigsten und Besten sind, welche ungebührliche Macht, Ehrenstellen und prahlende Titel besitzen, daß die größten Geister oft unmächtig, arm und verachtet sind, während Dummköpfe und Schurken die Welt regieren. Ja es hat sich der Fall ergeben, daß ein so seltener Mann wie Mac Cuddy, Unser geliebter Hofphiloſoph, von dessen Art jedes Jahrtausend nur Einen zählt, der ihm an Weisheit und Witz gewachsen ist, mehr als dreißig Jahre seines Lebens in der Verborgenheit der Armuth und einer niedrigen Gesellschaft mit unnützen Din-

gen verloren hat. Um diesem schrecklichen Uebelstande abzuhelfen und jedem einzelnen Unterthan ein gerechtes Schicksal zuzumessen, haben Wir beschlossen, alle Rangunterschiede, Stände, Titel, Würden und Privilegien abzuschaffen, alles Vermögen einzuziehen und die Güter gleichmäßig unter Unsere geliebten Unterthanen zu vertheilen. Es soll von nun an nur Namen geben, keine Titel und Würden, welche den Stolz der Besseren beleidigen. Alle Unterthanen sollen unter einander gleich sein, und nur Uns allein unterthänig und ergeben. Da jedoch eine gleichmäßige Vertheilung der Güter auf direktem Wege unausführbar und unnütz sein würde, denn in wenigen Wochen würden Tausende das Ihrige vergeudet, Andere der Ersteren verschwendetes Gut an sich gezogen haben, so soll von nun an Jeder gehalten sein, am Ende des Jahres eine gewissenhafte Rechenschaft von dem Stande seines Vermögens abzulegen. Darnach soll ein verhältnißmäßiges Gleichgewicht im Güterbesitz hergestellt werden, so daß es Keinen im Lande giebt, der unverschuldet darbt und Jeder von denen, welche zu viel haben, soll gehalten sein, so viel von seinen Reichthümern abzugeben, als erforderlich ist, um die Nahrungslosen zu unterhalten. Es soll keine größere Armuth im Lande geben, als Mangel an Ueberfluß, und keinen größeren Reichthum, als bestehen kann, ohne einen Theil der Bevölkerung zu ruiniren. Der Neid soll in Zukunft nicht aus Hunger, der Diebstahl und Betrug nicht aus Noth entspringen. Die Größe des todten Besitzthumes soll gesetzlich bestimmt, wer seinen Reichthum vergräbt, soll mit dem Tode bestraft werden, wer sich nicht ausweisen kann, daß er sein Geld zu Geschäften, zu immerwährender Betriebsamkeit anwendet, soll dessen verlustig werden. Ein eigenes Gesetz wird die näheren Bestimmungen der gleichmäßigen Gütervertheilung enthalten. Was die Gleichheit in Bezug auf Rang, Stand und Gewerbe betrifft, so befehlen Wir, daß von heute an alle Titel, Würden, Prärogative u. drgl. aufhören und

weiter nicht geachtet werden sollen, so daß hinführo Niemand die Möglichkeit benommen wird, seinen Theil Achtung und Ehre durch persönliche Tugenden zu verdienen, und daß keine persönliche Tugend in der Folge durch einen hergebrachten Titel in Schatten gestellt werde. Was aber die Freiheit Unserer geliebten Unterthanen betrifft, so soll es Niemand verwehrt sein, Alles zu thun, was nicht Diebstahl, Mord, Betrug, Nothzucht, Gewaltthat, Verleumdung, Injurie genannt werden kann. Damit aber Unsere geliebten Unterthanen nie in Irrthum und Verfänglichkeiten gerathen und in unserem gnädigen uneingeschränkten Willen eine unfehlbare Richtschnur ihrer Pflichten erblicken können, soll keine von allen diesen Unseren Verfügungen irgend eine Anwendung auf Uns selbst gestatten, Unsere eigene Machtvollkommenheit und Willensfreiheit in keiner Hinsicht eine Beschränkung erleiden; denn göttlich und unantastbar ist Unser Recht, keines Irrthums fähig Unsere Weisheit.

Zweiter Punkt. Ein anderes schreckliches Uebel, welches Wir mit einem Schlage vernichten wollen, ist der in Unseren Landen noch herrschende Aberglaube und religiöse Wahn, ein Ueberbleibsel aus der barbarischen Zeit ferner Jahrhunderte. Wir haben bisher in Unserer erhabenen Milde getrachtet, den Götzenglauben der Religion auf eine sanfte Weise umzubringen, aber zu Unserem größten Leidwesen erfahren, daß kein Thier einer so starken Natur und kräftigen lebenszähen Konstitution sich erfreue, als dieses blödsinnige Ungeheuer, welches mit seinen ungeschlachten Tatzen jede Bewegung der Aufklärung niederschlägt. Es bleibt Unserer Weisheit sonach kein anderes Mittel übrig, das Rad der Zeit von dem bleiernen Gewichte des Wahns zu befreien, als die Gewalt. Wir geruhen in dieser Ueberzeugung, den Glauben an einen persönlichen Gott, an Mahomed, Christus, an die Heiligen und den Papst im ganzen Reiche bei Leib- und Lebensstrafe zu verbieten, und behalten Uns vor, statt dessen

eine vernünftige Moral mit den Vorschriften, welche wir Unseren Unterthanen in Bezug auf ihre bürgerlichen Pflichten geben werden, zu verbinden, dergestalt, daß in Folge zwischen Gesetz und sittlicher Pflicht kein weiterer Unterschied statt finden kann. Um Unsere Unterthanen schnell aufzuklären über die Nichtigkeit ihres religiösen Glaubens, sollen weise Männer in allen Städten und Dörfern herumziehen und das Wort der Vernunft predigen, auch sollen alle bestehenden Kirchen und Klöster zu nützlichen Zwecken verwendet, ihre Schätze und Güter für den Staatsschatz eingezogen werden. Dagegen soll es Unseren getreuen Unterthanen gestattet sein — Uns selbst göttliche Verehrung zu zollen, Altäre und Tempel zu erbauen, auch, wenn es Ihnen beliebt, vor Unserem Bildniß Weihrauch zu streuen und Opfer zu bringen.

Dritter Punkt. Die weisesten und tugendhaftesten Männer Unseres Landes stimmen darin überein, daß sich die hierortige Justiz in den traurigsten Umständen befinde. Täglich werden eine große Menge kleiner Sünder auf eine höchst thörichte und grausame Weise bestraft, während erweislich alle großen Verbrecher, die hartnäckigsten Sündenböcke und niederträchtigsten Betrüger in Ueberfluß, Freude und großem Ansehn leben. Die Sicherheit des Verbrechens nimmt mit der Größe zu, und dem Gesetze unerreichbar ist der Reiche und Vornehme. Durch diese Unsere Verordnung soll sofort eine strenge Sittenpolizei für die Reichen und Vornehmen errichtet, und Jeder, der einen solchen eines Verbrechens überweisen kann, soll mit der Hälfte von dessen Vermögen belohnt werden. Die gegen die Ueberwiesenen verhängten Strafen sollen die strengsten, peinlichsten und schmählichsten sein, denn Niemanden wird es so leicht, sich auf der Bahn der Pflicht zu erhalten, als ihnen. Jeder Reiche, der nicht beweisen kann, daß er sein Vermögen ohne Wucher und Betrug, auf eine rechtliche Weise erworben habe, soll gehenkt, das Vermögen desselben aber zwischen Kläger und Fiskus getheilt

werden. Jeder Reiche, der einen Armen insultirt, soll mit Stockschlägen gezüchtigt werden und ein Viertheil seines Vermögens Buße zahlen, jeder Reiche, der nicht jährlich ein Drittheil seines Einkommens den Armen giebt, soll seines Vermögens verlustig sein, jeder Reiche, der die Tochter eines Armen nothzüchtigt, soll ihr sein ganzes Vermögen zur Ausstattung zu geben gehalten sein, jeder Reiche, der einen Armen erschlägt, soll verbrannt werden — kurz, die grausamste Strenge der Gerechtigkeit soll gegen die Reichen in Anwendung gebracht werden.

Vierter Punkt. Das Geld soll ganz und gar abgeschafft, statt dessen ein reiner Tauschhandel eingeführt werden, die Bergwerke sollen verschüttet, die Edelsteine vergraben, das Wiederaufsuchen derselben und edler Metalle bei Lebensstrafe verboten sein.

Fünfter Punkt. Die Sanitätspolizei wird beauftragt, darüber zu wachen, daß jeder Unterthan gesunde Nahrung zu sich nehme, seinen Leib gehörig pflege, wöchentlich ein Mal — bei gesunden Umständen — den Beischlaf exerzire. Diejenigen, welche sich nicht ausweisen können, daß sie körperliche Arbeiten verrichten, werden gezwungen, täglich zwei Stunden in einer Tretmühle zu arbeiten.

Sechster Punkt. Um dem Müßiggange zu steuern, wird künftig Jedermann gehalten sein, den Beweis zu führen, daß er täglich sechs Stunden arbeite. Die Reichen, welche nichts Nützliches zu thun haben, werden nachdrücklich veranlaßt, monatlich eine gewisse Quantität eigenhändig gesponnener Wolle abzuliefern.

Siebenter Punkt. Wer nicht alle drei Jahre die eigenpersönliche Erzeugung eines Kindes rechtskräftig darthun kann, soll eine Buße entrichten, es sei denn, daß ihn ein unverschuldetes Gebrechen an der Erfüllung dieser Pflicht gehindert habe.

Achter Punkt. Die ehlichen Verhältnisse sollen ver-

bessert und regulirt werden, d. i., Niemand soll verpflichtet sein, einer einzigen Frau seine Mannkraft zu spenden, auch keine Frau wegen angeblicher Untreue zur Verantwortung gezogen werden, denn es steht fest, daß beiden Theilen die Freiheit des Genusses zukommt. Jeder Mann, der das gesetzliche Alter erreicht und die Mittel dazu hat, muß wenigstens eine Frau ernähren. Bis zu einem gewissen Alter der Frau steht es ihm frei, eine oder mehrere andere weibliche Personen an ihre Stelle anzunehmen, dann aber ist er verpflichtet, dieselbe bis an ihr Lebensende zu ernähren. Kein Vater darf seine Tochter irgend einem unbescholtenen Mann, der mit seiner Tochter ein Liebesbündniß geschlossen, dieselbe verweigern oder auch nur die gesetzlich bestimmte Ausstattung vorenthalten. Derjenige, welcher ein erwachsenes Mädchen schwängert, wird als ihr legaler Gatte betrachtet und hat auch die Pflichten desselben zu erfüllen. Eine eigene Kommission wird in jeder Gemeinde Sorge tragen, daß keine Jungfrau, welche eine gesunde Leibesbeschaffenheit beurkundet, sitzen bleibt. Zur Abwehr und Verhütung der Lustseuche sollen die kräftigsten Anstalten getroffen werden. Jeder Kranke der Art, der sich selbst als solchen denunzirt, soll eine Belohnung erhalten. Die Kommission hat sodann die nöthigen Maßregeln zur gänzlichen Ausrottung dieses Uebels zu treffen. Ist dieses keineswegs unmögliche Werk vollbracht, dann soll ein jeder Unterthan männlichen und weiblichen Geschlechts mit einem von Zeit zu Zeit zu erneuernden Gesundheitszeugniß versehen werden ꝛc. ꝛc.

Neunter Punkt. In allen öffentlichen Unterrichtsanstalten soll die Kunst, glücklich zu sein und zu werden, gelehrt werden.

Zehnter Punkt. Der Soldatenstand wird aufgehoben, dagegen wird jeder männliche Unterthan in seiner Gemeindeschule den nöthigen Unterricht in der Führung der Waffen unentgeltlich erhalten, die ganze Bevölkerung eine immer schlagfertige Armee bilden. Auch die Weiber sollen in ange-

messenen Waffen geübt werden und den heimathlichen Heerd vertheidigen.

Schlußpunkt. Unsere geliebten Unterthanen sollen denken, sprechen und schreiben dürfen, was ihnen beliebt; ausgenommen jedoch von dieser Sprech- und Preßfreiheit sind die politischen Schriftsteller, welche sich unterstehen, die allerhöchsten Maßregeln Unserer Regierung zu kritisiren, die Aufwiegler, welche das Volk gegen Uns aufhetzen, die Lehrer, welche mit philosophischen Spitzfindigkeiten darthun, daß Unsere allerhöchste Würde und Macht mit den Rechten der Menschen unverträglich seien. Ueberhaupt wollen Wir, daß die Freiheit der Unterthanen in der einzigen Bedingung Unserer eigenen schrankenlosen Willkühr bestehe, gestatten huldreich den bemeldeten Unterthanen, sich frei zu berathen, zu versammeln, unumwunden zu denken und zu sprechen, ja sogar Beschlüsse zu fassen, aber wir behalten es Unserer hesseren Weisheit vor, ihre unterthänigen Vorschläge, Bitten, Gesuche zu genehmigen und ihren Beschlüssen Kraft zu geben. Demzufolge besteht die Summe aller Bürgerpflichten in gehorsamer Erfüllung Unserer Befehle, und Wir verhoffen, daß Unsere Vielgeliebten und Getreuen es uns Dank wissen werden, daß Wir durch diese Aufklärung ihnen eine äußerst leicht faßliche, weder dem Verstande noch dem Gedächtniß beschwerlich fallende Moral und Handlungsregel an die Hand geben, durch deren Befolgung sie allein ihre eigene Wohlfahrt, wofür Wir väterlich besorgt sind, befördern.

Ueberzeugt, daß Unsere geliebten Unterthanen in dieser Unserer Verordnung einen neuen Beweis der allerhuldreichsten Gesinnungen erblicken werden, mit welchen Wir Unser ganzes Leben Ihrem Nutzen weihn, empfehlen Wir gegenwärtiges Dekret allen Einwohnern des Reiches zur Darnachhaltung und gewarten mit der größten Zuversicht den getreuen Gehorsam derselben und den glänzendsten Erfolg Unserer weisen Befehle.

Gegeben in Unserer Residenz am — im Jahre des Heiles — und Unserer Regierung im —.

L. S. Mac Cuddy I.

Im Namen des Königs."

„Gewiß, Herr König!" betheuerte der Narr mündlich, als er von Alexis zur Verantwortung seiner Unverschämtheit berufen wurde, „setzet unter das Dekret Euren Namen und die Welt ist glücklich, Mac Cuddy steht dafür. Ihr wundert Euch, wie ich merke, wie ich in so kurzer Zeit diesen großen Entwurf ausarbeiten konnte, und Ihr habt ein Recht dazu, denn Mac Cuddy ist kein Alltagsnarr. Ihr glaubt am Ende, die Sache habe mir Mühe gekostet — wie? Pah, nicht die geringste. Mögt Ihr es wohl glauben, Herr Reformator — solche Plänchen habe ich schon dutzendweise ausgesonnen, als ich noch in die Schule ging und das A B C studierte. Wie gesagt, schreibt immerhin Euren Namen drunter, ich will es nicht weiter sagen, wer den Plan entworfen, aber eilt, das Königreich mit meiner Weisheit zu beglücken."

Dießmal hatte sich der gute Narr jedoch gewaltig in seinen Erwartungen verrechnet. Je weniger Witz in dem satirischen Dekret enthalten war, je weniger es den König belustigte, desto unangenehmer war ihm die kecke Verhöhnung seiner Reformwuth, die bei ihm bereits wirklich zur Schwachheit geworden war. Die glücklichen Resultate seiner ersten Neuerungen — so lange er sich auf Abstellung wirklicher Uebelstände beschränkte und nicht in Chimären extravagirte — hatten ihm bereits ein Gefühl von Selbstüberschätzung eingeimpft, welches durch den Uebermuth des Narren empfindlich beleidigt wurde. Die Folge davon war ein zorniges Aufwallen, wobei er, ohne ein Wort zu sprechen, dem boshaften Schalk das mit seinem Unsinn voll geschriebene Pergament heftig ins Gesicht schlug.

Verdutzt wich Mac Cuddy einige Schritte zurück, aber schnell bemerkte er mit vieler Fassung:

„Ich verstehe, Herr, ich habe Unrecht. Habt Ihr mich doch mit meiner eigenen Weisheit geschlagen. Geschlagen, Herr, oder insultirt, was Eins ist, wißt Ihr, was das zu bedeuten hat? Habt Ihr schon den Artikel im dritten Punkt meiner hochweisen Verordnung vergessen, welcher lautet: „Jeder Reiche, welcher einen Armen insultirt, soll mit Stockschlägen gezüchtigt werden und ein Drittel seines Vermögens Buße entrichten!“

Die Unverschämtheit ins Lächerliche übertrieben ist versöhnend. Der König mußte laut auflachen über das Pathos, mit welchem Mac Cuddy den Buchstaben seines Gesetzes deklamirte und verzieh. Indessen war ihm das Selbstgefühl der Hoheit durch den Spaß des Narren ziemlich verleidet. Wer sich wundert, daß ein König von dem Geschwätz eines Narren auch nur einen Augenblick hat verstimmt und entmuthigt werden können, dem sagen wir, es hat dasselbe Bewandtniß mit dem enthusiastischen Eifer und Selbstvertrauen eines heroischen Geistes, wie mit der Begeisterung des Künstlers — sie kann den profanen Widerspruch nicht ertragen. Immer noch lachend durchblätterte Alexis ohne besondere Aufmerksamkeit die ernsteren Entwürfe, welche ihm vorlagen. Ermuthigt durch die gute Laune seines Gebieters, wagte sich Mac Cuddy wieder näher heran, lehnte seine kurze Hand auf die Achsel des Königs und erlaubte sich mitzulesen.

„Gott sei gelobt, es giebt noch Dümmere als ich!“ sagte er, „die Leute bemühen sich alle, Euch den Staar zu stechen, und sind selbst so blind wie neugeborne Hunde. Ich bitte Eure Majestät, laßt sie ersäufen, sie haben nicht so viel Menschenverstand wie mein Spitz, eine verdammte Hündin, die sich noch gestern einbildete, sie sei vordem eine Hofdame gewesen, und heute todt ist, weil sie meine Nachbarn wegen ihrer Bosheit vergiftet haben. Na, was mein verschmähtes Dekret betrifft, darin ist mehr ächte Philosophie als in dem Geschreibsel — ich muß mich immer mehr achten, wenn ich

mich vergleiche. Bei Deiner Krone, guter König, Du verkennst mich, Du wirst es einst verantworten müssen — wildfremde Leute sind gerechter gegen mich und behaupten steif und fest, ich sei klüger wie Du.“

„Wirklich? — ist das wahr — und warum?“

„Wirklich und wahr wie mein Pferdefuß und eben so traurig. Warum? I nun, sie sagen, für einen Narren hätte ich noch ziemlichen Witz und Du wärst für einen König ein zu großer Narr?“

„Wer sagt das und wo?“

„Wer anders, als meine Freunde, ehrliche Leute aus dem Volke, die meine Späße mehr lieben, als Du, weil sie sie wohlfeil kaufen bei einem Kruge Bier, und wo anders, als in der Schenke „bei der Unmöglichkeit,“ wo so gut bürgerliche und solide Spießgesellen zusammenkommen, als nur bei der Unmöglichkeit möglich ist, denn die Wirthin ist ein schmuckes Weib und keineswegs eine Unmöglichkeit, auch Trank und Fütterung erträglich. Brave wichtige Leute — da ist der Zinngießer aus der Sandgasse, der nie mehr als drei Becher trinkt, und Punkt Zehn zu seiner Frau ins Bett steigt, wiewohl es da nicht mehr so dringend ist, und der Waffenschmied aus der Vorstadt, der sehr ehrenwerthe Grundsätze besitzt, seine Steuern richtig bezahlt und genau weiß, was es bedeutet, wenn der Staat kein Geld hat, und noch Andere, lauter angesehene Männer, denen man es im Gesichte gleich ansieht, daß sie ehrlich und vermögend sind, keine Schulden machen, nicht mehr trinken, als sie vertragen können, und täglich Morgens vier Uhr an ihre Arbeit gehn, um für Weib und Kind beim Blasbalg zu schwitzen. Alle die sitzen jeden Abend „bei der Unmöglichkeit,“ wie ich Euch sagte und was ich bisher noch geheim gehalten vor Euch, wiewohl ganz ohne Grund ist der Schild dieses Hauses, der oberhalb der Thüre hängt. Nun streng ein Mal Deinen Witz an, guter König, und rathe, wie man die „Unmöglichkeit“

personifiziren könnte, oder wie es wirklich geschehen ist. Sollte man nicht glauben das wäre selbst eine Unmöglichkeit? Nu rathe Mal — he — bringst Du nichts heraus — Dein Gehirn ist so unfruchtbar wie die dürren Steppen in Afrika, wo man den Wasserbeutel eines Kameels im Leibe haben muß, um nicht zu verschmachten. Der Künstler, welcher vom Wirth aus „der Unmöglichkeit" den Auftrag zur Anfertigung eines passenden Schildes erhalten, sinnte auch über die schwere Aufgabe, aber die gute Bezahlung des Schenkwirths machte die Unmöglichkeit möglich. Er malte einen großen steilen Berg und auf seine Spitze setzte er den Tempel der Göttin Unmöglichkeit, welche er so reizend malte, als er nur konnte. Zu den Füßen dieses Berges sieht man im Meere — denn wohlgemerkt, der Berg ist eine Insel — ein Schiff mit vollen Segeln die unerbittlichen Klippen hinanstreben. Am Ruder steht ein lachendes Weib mit allen Attributen der Thorheit, welche nun schon seit zwanzig Jahren nach der Unmöglichkeit trachtet, und sie nicht erreichen kann. Die Leute drinnen sagen aber, es gäbe wohl noch andere unmögliche Dinge, und nur wer keck ist, der meint unverholen, man müsse des Königs Porträt an die Stelle der Göttin Thorheit am Schilde aufmalen lassen, denn kein Sterblicher sei noch so sehr in die Unmöglichkeit verliebt gewesen wie er. Ihr müßt das besser wissen, denn Ihr seid ja der König und ich bin der Narr."

„Ich werde Dich hängen lassen, Tropf, wenn Du lügst."

„Da müßt Ihr Euch doch, wollt Ihr gerecht sein, zuerst hängen lassen, denn Ihr habt eben unverschämt gelogen."

„Wie so?"

„Ihr nanntet mich einen Tropf, und das ist eine zweifache Lüge, erstens an und für sich, zweitens weil Ihr es selbst nicht glaubt, daß ich ein Tropf bin. Ihr seid wie der Wirth bei der Unmöglichkeit, der sich meine Späße gefallen läßt nnd sie ungemein witzig und pfiffig findet, aber wenn

ich ihm eine Wahrheit ſage, ſchilt er mich einen Einfaltspinſel und zieht ſich aus der Affaire.“

„Pöbel, Pöbel — ſonſt nichts.“

„Das nehme ich übel, Mac Cuddy hat mit dem Pöbel keine Gemeinſchaft. Der Waffenſchmied und der Zinngießer und meine übrigen Freunde ſind wenigſtens eben ſo gut, als „Eure lieben und getreuen Bürger,“ welche Vivat ſchreien, wenn Ihr die Naſe zum Fenſter hinausſteckt. Wenn Ihr meine Freunde ſo ſcheltet, ſo ſteh ich Euch nicht dafür, daß ich den Gaſſenjungen und zerlumpten Hunden, welche Euch ein Lebehoch bringen, nicht ein Mal zurufe „Still, Pöbel.“

„Du wirſt widerwärtig, Narr!“

„Das heißt, Eure „lieben und getreuen Unterthanen“ werden Euch widerwärtig, oder Euer Spiegel iſt ein Grobian.“

Vergeblich bemühte ſich Alexis, die üble Laune, welche der Narr ihm rege gemacht, zu bekämpfen; mißmuthig warf er die chimäriſchen Entwürfe bei Seite. Mac Cuddy ſtellte ſich an eine Säule, erhob ſeinen Pferdefuß, ſtemmte ihn auf das andere Knie und ſchien ganz in Gedanken verloren, denn ſein Zeigefinger lag bedeutſam auf der dicken Naſe. Komiſche Grimaſſen zeigten den Wechſel ſeiner Gedanken an, bald nickte er den Kopf und zog die Unterlippe herab, bald ſchüttelte er zweifelnd das Haupt, bald öffnete er plötzlich den Mund, als ob er mit einem Mal dem Rechten auf die Spur gekommen wäre.

„Was machſt Du da,“ fragte Alexis.

„Ich ſtelle philoſophiſche Betrachtungen an über mancherlei Dinge. Auch beſchäftige ich mich mit der Unterſuchung, wer von uns Beiden der Klügſte und Glücklichſte iſt. Das habe ich ſchnell herausgebracht, Mac Cuddy iſt klüger und glücklicher. Ihr müßt bei mir in die Schule gehen, es iſt ja nichts Ungewöhnliches, daß Könige bei Narren in die Schule gehen. Zieht eine Narrenjacke an oder das Kleid

eines Eurer Unterthanen, was Eins ist, und geht mit mir heute Abend in das „goldene Faß," wo uns Niemand erkennen wird, seid ein Mal liederlich wie ein ordentlicher Mensch und ich will Euch die Grillen vertreiben und so viel Weisheit in Euer Gehirn verpflanzen, daß Ihr nicht genau wissen sollt, ob Ihr ein König oder ein gemeiner Windbeutel seid."

Zur Verwunderung des Narren nahm der König den drolligen Vorschlag an, denn er wollte die Stimmung des Volkes, deren wahren Zustand er lange verkannt hatte, kennen lernen. Auson sollte die Beiden auf dem abentheuerlichen Zuge durch die Schenkhäuser der Hauptstadt begleiten, aber Mac Cuddy wehrte sich dagegen.

„Wenn Ihr ein schönes Weib besitzt," sagte er, „so schafft Euch keine anderen Freunde an, als solche, die mir an Leib und Seele ähnlich sind. Traut keinem wohlgemachten Freund, wenn Ihr hübsch verheirathet seid."

Noch an demselben Abend saß der König und Mac Cuddy im goldenen Faß. Sie fanden hier zahlreiche Gesellschaft, meistens Handwerker, Taglöhner und Knechte. In einer kleineren Nebenstube saßen ehrenwerthe Bürger und Meister, welche an ihrer besseren Kleidung und dem ruhigeren Betragen zu erkennen waren. Der hohe Gast, der im Kittel eines gemeinen Handwerkers da saß, mußte lange von gleichgültigen Dingen sprechen hören, ehe es einem der Anwesenden gefiel, die Politik aufs Tapet zu bringen.

„Es wird nicht lange dauern," sagte er, „und es geht wieder drunter und drüber, der Krieg kann nicht lange ausbleiben, der König macht zu viele dumme Streiche."

„Macht einen Knix, Herr!" flüsterte Mac Cuddy dem König zu.

„Ja, ja," fuhr der Kannegießer fort, „so geht es, wenn so ein junger Springinsfeld König wird, ich hab' es gleich

gesagt, wie der alte König starb, es kommt selten was Bes-seres nach.“

„Na, nehmt mir's nicht übel, Gevatter,“ erwiederte ein Jüngerer, „da sieht man gleich, daß Ihr noch weit zurück seid in der Kultur — ein wackerer Bursche ist unser König, Ihr sollt ihn nicht schimpfen, sonst habt Ihr es mit mir zu thun — er soll leben!“

„Der Kerl ist ein Narr,“ bemerkte Mac Cuddy.

„Daß er kein Pfaffenfreund ist,“ fuhr der Patriot fort, „das gereicht ihm zur Ehre. Zum Teufel mit den ver-dammten Kutten.“

Erschrocken über die Blasphemie fuhren die Spießbür-ger auf. Der Gastwirth selbst mochte solche Lästerung der Religionsdiener nicht dulden und rückte drohend auf den Schreier los.

„Keinen Frevel hier in meinem Haus,“ donnerte er mit gebieterischer Stimme, „wenn Ihr nicht die vermessenen Re-den unterlassen wollt, so werfe ich Euch zur Thüre hinaus. Ich weiß es wohl, Ihr habt keine Religion, glaubt an kei-nen Gott und seid ein Störenfried, ein Ketzer. Ich habe Euch schon oft gesagt, laßt mein Haus in Frieden, denn wo Ihr seid, da verschwindet der Segen Gottes vor Euren läster-lichen Reden und Fluchen.“

„Na, na, Herr Wirth, seid nicht wunderlich,“ lenkte der Beschämte wieder ein, denn er war ihm schuldig, „ich wollte ja nur sagen, daß es nicht gut sei, wenn man den geistlichen Herrn zu viel Gewalt läßt, das habt Ihr ja wohl selbst empfunden unter Severin. Wurde man da die Bettelmönche den Tag über los, habt Ihr Euch nicht selbst oft bitter be-klagt, daß sie Euch fast brandschatzen?“

„Ja das ist wahr,“ bestätigte der Wirth besänftigt, „aber Alles mit Unterschied, es giebt auch recht ehrwürdige Leute im Priesterstand, die den großen Herrn die Flügel

stutzen, und sie lehren, was Christenpflicht ist, darum können sie diese nicht leiden.“

„Religion muß sein,“ bemerkte ein Anderer, „was ist ein Mensch ohne Religion? Ein Vieh. Darum Alles mit Maß und Ziel. Man braucht kein Betbruder zu sein, aber ein Christ. Ja, wenn der König nur Mißbräuche abstellte, welche unter dem Vorwande der Religion geschehen, das wäre etwas Anderes, kein guter Bürger könnte was dawider haben. Was thut er aber statt dessen? Er plündert die Klöster und Pfarren, vermindert ihre Einkünfte — haben wir was davon, zahlen wir deßhalb weniger Steuern oder kommt das geraubte Kirchengut uns zu nutzen? Nein. Es wird den Armen entzogen und fließt in den Seckel des Königs. Er selbst ist ein Ketzer, ein Atheist, besucht keine Kirche, hört keine Beichte und geht so den Leuten mit einem schlechten Beispiel voran. Das Aergerniß steckt die ganze Stadt an. Unsere Kinder werden schlechte Christen. Denkt Euch, was mir neulich mein Junge sagte, als ich ihn zur Rede stellte, warum er nicht zur Beichte ging? Was braucht der Pfaffe zu wissen, sagte er, was ich thue und unterlasse, er ist doch auch nicht besser als ich. Geht doch der König selbst nicht zur Beichte, sagte er, und was der thut, muß doch recht sein. Ich aber habe den Jungen eines Anderen belehrt und ihn durchgeprügelt. Nun geht er regelmäßig aller Monate ein Mal zur Beichte, das kommt aber davon, wenn ein König keine Religion hat.“

„Das möchte noch hingehen, es giebt auch ehrenwerthe Leute unter den Ketzern, aber was soll man zu seinen Neuerungen im Zunftwesen sagen? Da heißt es, künftig soll jeder hergelaufene Kerl ein Gewerbe anfangen können, um die Industrie durch Konkurrenz empor zu bringen, sagen sie. Wovon sollen wir nun', ich bitt' Euch, wovon sollen wir unsere schweren Abgaben und Steuern bezahlen, wenn das geschieht? Heißt das nicht den Bürger an den Bettelstab bringen?“

„Das ist schon recht," eiferte der Patriot, „freilich wird es Euch kurios vorkommen, wenn Ihr durch bessere Arbeiter Eure Kunden verliert, denn Ihr wollt keinen aufkommen lassen, der nicht Geld hat und mit Euch verschwägert ist. Ihr habt Euer Schäfchen ins Trockene gebracht und wollt es nicht leiden, wenn ein armer Teufel, der mehr versteht, in Euer Gehege geht. Aber der König wird Euch Knauser, Euch Zünftler schon was lehren. Es lebe die Konkurrenz!"

„Freilich wohl für Leute Eures Gelichters, Tagediebe und Vagabunden ist der ein prächtiger König, denn Ihr habt nichts zu verlieren und nährt Euch von der Pfuscherei. Aber alle Wetter, das wollen wir sehen, ob solche Gelbschnäbel, solche liederliche Subjekte unsere Zunftrechte angreifen werden, schwere Angst noch ein Mal, da soll der Teufel drein schlagen! Keinen Heller Steuern bezahle ich, wenn das geschieht. Wir erhalten den Staat, wir bezahlen die Soldaten und unser sauer erworbenes Geld ists, was dieser Tagedieb von König verthut."

„Sachte, sachte, Herr Gevatter!" besänftigte der Wirth, „wer wird gleich so schimpfen, wollt Ihr Euch und mich ins Unglück bringen."

„Herr Jesus!" accompagnirte die ängstliche Ehehälfte desselben, „wenn das Jemand Unrechter gehört hat, so sind wir zeitlebens ruinirt!"

„Was," schrie der immer zorniger Werdende, „wer will mir hier das Maul verbieten? Bin ich nicht Zunftmeister und Gerichtsperson, habe ich nicht ein Recht zu reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist? Das soll mir Niemand wehren, wenn ich sage, der König ist ein ungewaschener Maulaffe, denn das ist die Wahrheit. Das sage ich ihm ins Gesicht."

„Ja, beim Kruge habt Ihr Kurage, mehr als Euch nütze ist, und ein loses Maul. Was habt Ihr für einen Grund so zu schmähen, hat der König nicht die Steuern herabgesetzt,

den Handel befördert, Straßen angelegt, Sümpfe ausgetrocknet, die Adeligen gedemüthigt, kurz, Alles gethan, die Dankbarkeit des Bürgers zu verdienen. Wir sind frei nun und dürfen sprechen und schreiben, was wir wollen, und daß Ihr ungestraft so reden dürft, ist ein Beweis, daß Ihr Unrecht thut."

„Saubere Freiheit das, wir dürfen thun, was wir wollen, nur das nicht, was dem König mißfällt, das sind so Narrenspossen, die man dem Volke weiß machen will, um ihm das Maul zu stopfen. Wenn wir frei sein sollen, da brauchen wir keinen König, der uns regiert, so ein Mittelding von Republik und unumschränkter Monarchie taugt den Teufel nichts, entweder ich will recht frei sein oder gar nicht. Ob wir ein Recht haben, der Regierung Vorschläge zu machen und uns zu berathen, oder nicht, das ist Alles Eins, wenn der König doch thun kann, was ihm beliebt. Preßfreiheit? ja das ist ein schönes Ding! Was hat sie uns genutzt und gebracht? Da kommen schlechte Lieder zum Vorschein und Zoten, bei welchen ein redlicher Mann erröthet, unzüchtige Bilder — Alles angelegt, die liebe Jugend, die heutzutage ohnehin nicht viel taugt, zu verführen. Dann liest man wieder freche Spöttereien über die Religion und den Priesterstand, Blutpredigen und Verleumdungen. Kein ehrlicher Mann ist mehr sicher, von dem nächsten besten Sudler nicht verunglimpft zu werden, denn für ein Paar Dreier schreibt bald Einer eine Schmähschrift gegen ihn. Das sind heillose Geschichten sage ich Euch, und es soll mich wundern, wenn das lange anhält. Gott verhüts."

„Er fangts nicht beim rechten Ende an, das ist wahr," versicherte dagegen ein Gemäßigter, „er verdirbts mit allen Ständen und wird seine Thorheit selbst büßen. Kommt Zeit, kommt Rath, ich wünsche es nicht und halte den König für einen guten Menschen, der es mit seinem Volke gut meint, nur zu wenig Erfahrung hat, um den rechten Weg zu erken-

nen, aber man hört von vielen wunderlichen Dingen munkeln und die Großen werden ihm noch den Hals brechen. Die Leute sind ganz stille und graben insgeheim ihre Minen — buff, da bricht es ein Mal ganz unversehens los und der arme Herr sitzt zwischen zwei Stühlen auf der Erde. Der Klerus mag ihn nicht, weil er ihn auszieht, der Adel mag ihn nicht, weil er seine Rechte antastet, der Bürger mag ihn nicht, weil er das alte Herkommen angreift. Ich wünsche es nicht, aber es wird leider nicht lange dauern mit seiner Herrschaft, er dauert mich, er ist ein guter Herr, aber nicht bei reifem Verstande."

„Ihr seid ein gescheidter Kerl," entgegnete der Patriot, indem er ihm auf die Achsel klopfte, „Ihr habt vollkommen Recht, aber ich sage Euch, das ganze Uebel kommt davon, weil er nicht mit der gehörigen Kraft und Energie durchgreift; er ist zu schwach, zu unentschlossen, wankelmüthig. Er möchte gerne etwas Rechts durchsetzen, aber er bleibt auf halbem Wege stehen. Unter uns gesagt, damit es die Anderen nicht hören, was sollen die halben Maßregeln gegen die Pfaffen? Zum Teufel soll er sie jagen, alle mit einander, da ist es auf ein Mal aus mit ihrer Herrlichkeit. So ist es mit Allem. Ich sollte König sein, Herr, ich würde ganz anders auftreten. Der Adel müßte mir über die Klinge springen, die Pfaffen steckte ich unter die Soldaten, und Freiheit, Aufklärung und Gleichheit wäre mein Wahlspruch!"

Obwohl der Patriot die letzten Worte nur leise sprach, wurden sie doch von Mac Cuddys feinem Gehör vernommen. Er schien höchlich erfreut über die Uebereinstimmung mit seinen eigenen Vorschlägen und rückte dem Sprechenden vertraulich näher.

„Gebt mir Eure Hand, ich bitte Euch um Verzeihung!" rief er dem Verdutzten zu.

„Weßhalb?"

„Ich habe Euch bisher für einen Narren gehalten, aber

jetzt ist mir ein Licht aufgegangen, Ihr seid ein großer Mann, das heißt, Ihr gleicht mir, wir sind ein Herz und ein Sinn."

„Wollt Ihr mich foppen?"

„Ich, Euch foppen? das hieße ja mich selber foppen, denn was Ihr dem Biedermann eben gesagt habt, war aus meiner Seele gesprochen. Kennt Ihr mich, he?"

„Nein, obschon mir Euer Gesicht schon vor die Augen gekommen sein mag."

„Desto besser."

„Warum?"

„Denn so habe ich das besondere Vergnügen, Euch in mir einen Mann vorzustellen, der nächst Euch den meisten Verstand in diesem Lande besitzt. Nicht wahr, Ihr seid auch ein Ausländer?"

„Ihr irrt Euch, ich bin hier geboren."

„Nicht möglich, ein Mann mit diesen glänzenden Geistesgaben ist nicht weiter her, als etwa aus der Vorstadt? So hört denn, ich bin ein Ausländer, ein Weltlicht folglich, ein blaues Meerwunder, ich sage Euch, ich bin überall ein Ausländer, selbst in meinem Vaterlande, auf die Gefahr hin, daß Ihr mich für ein Mondkalb haltet, es ist ganz gemein, wenn man irgendwo zu Hause ist. Die Leute haben dann keinen Respekt vor Einem. Doch, im Vertrauen, ich will Euch nicht lange zappeln lassen, ich war des Königs rechte Hand, er unternahm nichts ohne mich. Denkt Euch, was geschah, 's ist unerhört, vor ein Paar Monaten, oder wohl gar vor einigen Tagen oder Stunden, ich weiß das nicht mehr so genau, machte ich ihm genau denselben Vorschlag, rieth ihm gerade das, was Ihr thun wolltet, wäret Ihr König — Gott helf Euch, Ihr habt geniest — was glaubt Ihr wohl, daß der Thor gesagt hat?"

„Ihr prahlt augenscheinlich!"

„Ich will verdammt sein, wenn ich das thue — da der

Mann hier kann es bezeugen — habe ich nicht mit dem König täglich gesprochen?"

Der König nickte bejahend.

„Wer ist der traurige Bursche?" fragte der Patriot heimlich.

„Des Königs Leibbarbier," antwortete der Narr.

„Was — wird der nicht dem König Alles wieder sagen, was er hier gehört hat?"

„Seid ohne Sorgen, der denkt so schlecht von ihm, als Einer, und sagt ihm nichts, was er nicht schon weiß. Er sagt selbst, der König habe einen schlechten Bart, und wer keinen Bart hat, der ist bei ihm kein rechter Mann. Aber ich bitt' Euch, unterbrecht mich nicht wieder — Ihr habt Euch nun selbst überzeugt, daß ich wahr spreche. Also was glaubt Ihr, daß der König gesagt hat?"

„Nun?"

„Nichts!"

„Nichts?"

„Nichts!"

„Das ist sehr wenig."

„Bei Gott, Ihr habt Recht und ich sehe es nun klar, daß ich einen großen Mann vor mir habe. Das ist sehr wenig — eine große Antwort. Ihr seid ein wahrer Cato. Aber es war nicht nur sehr wenig — sondern auch sehr grob, denn er gab mir statt der Antwort Etwas, was einer Ohrfeige sehr ähnlich sah. Seitdem ist der König bei mir in Ungnade gefallen, mag er nun zusehen, wie er ohne mich fertig wird, ich rege keinen Fuß mehr für ihn, er ist es nicht werth, ich halte auch gar nichts mehr von ihm, er ist ein Tropf, ein Einfaltspinsel."

„Schurke!"

„Hört Ihr, Herr, der Leibbarbier ruft Euch — er ist böse."

„Hat nichts zu bedeuten, er hört nur nicht gerne An-

dere von seinem Herrn übel sprechen, aber innerlich ist er von seiner Schlechtigkeit so gut überzeugt als wir.“

„Undankbares, elendes, thörichtes Volk! Das also ist der Lohn für mein redliches Bemühen, deinen Wohlstand zu vermehren, deine Rechte auszudehnen, deine Kräfte zu stärken, deinen Verstand aufzuklären, und mit Aufopferung meiner Ruhe, meines Selbst dir Frieden und Glückseligkeit zu erkaufen! Das der Lohn für meine unendliche Liebe, welche dem Herzen seine beste Freude, dem Geiste seine beste Kraft entzieht — Schmähung, Verhöhnung, Schimpf, Verleumdung, Verrath, Haß und Verschwörung — für meine tief empfundene Herzensbekümmerniß, für ihr Wohl und Wehe. Welche undankbare, fühllose, gleißnerische Kreatur ist der Mensch, welch ein thöricht, blindes, wankelmüthiges Krokodil dieses Volk, welches mich heute liebkost und mit Jubel begrüßt, weint, wenn mir ein Zahn weh thut, mir die Füße leckt, wenn ich es nur nicht trete, und morgen giftige Blicke nach mir schießt und nach meinem Blute lechzt. Weil ich es genährt und gefüttert, fletscht es im Uebermuth die Zähne nach mir wie ein bösartiger Hund, weil ich es von der Kette der Sclaverei losließ, fährt es wüthend auf den Befreier los, wiederum wie ein böser Hund, weil ich es geschmeichelt, schnappt es nach der kosenden Hand, abermals wie ein undankbarer Hund. Es paßt kein anderes Thier so gut zum Vergleich mit diesem tausendköpfigen Cerberus, als der Hund. Wer ihn prügelt und mit Füßen tritt, dem gehorcht er, den liebt er, wer ihn zu wohl hält, seine Kraft nährt, seine Freiheit nicht beschränkt, den verläßt er und verwildert zum Wolf. Nein, schlechter als ein Hund ist dieses stumpfsinnige, ehrlose Volk, denn es ist nicht treu. Unselige Verblendung, die mich dieses Volk achten und lieben hieß, weiche von mir, mein Herz ist Eis, mein Blut Zorn; mein Gedanke Tyrannei! Sie, de-

ren Dank mir der kostbarste Preis meines Regierungswerkes schien, die ich mehr schätzte als mich selbst, deren Recht und Glück mir heilig war, sie werden mich ermorden, mein Blut trinken, meinen Leichnam verstümmeln, meinen Namen zerreißen. So lange ich lebe, werden sie mich verfolgen mit ihrem grimmigen Haß und Spott, und wenn ich todt bin, werden sie mich einen Narren schelten, meine Worte verdrehen, meine Thaten mißdeuten. O nun begreife ich dich, blutdürstige Tyrannei und deine Abkunft, deine Mutter ist die Menschenliebe, welche dich empfangen hat in tödtlicher Umarmung von dem Undank des Volks! Wer wollte es ihnen Recht machen, diesen tausendsinnigen Thoren, wer wollte Liebe verdienen von ihnen, die nur ihre Weiber und Kinder lieben und für das gemeine Wesen kein Gefühl haben. Wer wollte um ihre Achtung arbeiten, da der Eine achtet was der Andere verhöhnt, der Eine wünscht, was der Andere fürchtet, der Eine das Ehrwürdige und Schöne aus Eigennutz und Bosheit verlästert, der Andere aus Blödsinn und Aberglauben. O Samboro, Dein Geist hat mich verlassen, Alles das hast Du mir gesagt und ich habe es vergessen und nicht beachtet, warum hütet das Kind sich nicht vor der Flamme, warum glaubt es nicht der Mutter, daß ihre Berührung schmerzt, bis es sich verbrannt, warum ist die Weisheit so kostbar, daß man sie nur mit Unglück erkaufen kann. O Samboro, Samboro!“

So klagte Alexis auf dem ruhelosen Lager, wo er sich mehr aus Gewohnheit, als aus Bedürfniß zu schlafen hingelegt hatte. Die ihm wiederfahrene Kränkung hatte ihn tief ergriffen, denn zu plötzlich und gewaltsam war seine Enttäuschung. Er war bisher glücklich gewesen in dem Wahn seiner Selbstschätzung und wie ihm sein Thun gerecht und weise schien, wie er sich der edelsten Beweggründe bewußt und von dem stolzen Selbstgefühl seiner Würde durchdrungen war, glaubte er, die große Menge des Volkes müsse ihn achten und

lieben. Er glaubte ein Gegenstand frommer Segenswünsche und bewundernder Liebe zu sein, glaubte, daß sein Name im ganzen Reich nie ohne Achtung genannt werde, und überzeugte sich plötzlich in einer großen Menge jener Versammlungsplätze, wo das Volk ohne Scheu und Schmeichelei zu sprechen pflegt, überall vom Gegentheil. Der Schmerz über diese Entdeckung überwältigte seinen Muth und frommen Willen, sein Herz strömte über von Bitterkeit. Furchtbar war die innere Revolution, in welcher sein besseres Ich unterging, und die Anstrengung, welche es ihm kostete den edlen, bereits mächtig erstarkten Geist seiner an riesigen Entwürfen überfruchtbaren Menschenliebe mit berechnender Klugheit niederzuringen, erschöpfte seine Nerven- und Gemüthskraft.

„O Samboro, Samboro!“ rief er noch ein Mal und badete sein glühendes Haupt in den weichen Kissen. Prasselnd verlosch die am Lager stehende Nachtlampe, als er diesen Seufzer ausstieß, und schaurige Lüfte wehten durch die Finsterniß des Gemaches. Wahrscheinlich würde diese wunderbare Regung in einem dicht verschlossenen Raum dem bewegten König entgangen sein, wenn nicht gleichzeitig ein vernehmliches Rauschen unter seinen nahe liegenden Papieren entstanden wäre. Er horchte darüber auf und hörte und sah nun, während ein eisiger Hauch seine Glieder wie Fieberfrost schüttelte, wie einzelne Blätter vom Tisch herabflogen und auf dem Fußteppich gleich neckenden Dämonen hintanzten. Seine Aufmerksamkeit wandelte sich rasch in Furcht, als das Säuseln der leisen Winde plötzlich zu einem heulenden Sturm anwuchs, der seine Haare zerstreute und sein nachlässig geöffnetes Nachtgewand heftig flattern machte. Im tobenden Wirbel raste die unbegreifliche Luftbewegung durch alle Theile des Gemaches, ergriff alle leichteren Gegenstände und schleuderte sie polternd umher; Spiegel und Bildnisse stürzten krachend von den Wänden herab. Nur einige Sekunden hielt diese stürmische Finsterniß an, dann blitzte dicht vor seinen

Augen ein heller Schein auf, der ihre Unterscheidungskraft blendete, und erst nach einer halben Minute eine leuchtende Gestalt erkennen ließ. Ein nackter männlicher Körperschatten, oder vielmehr eine menschliche Lichtgestalt zeigte kolossale Verhältnisse, und ein ernstes, starr und fest auf Alexis blickendes Gesicht, welches Beruhigung und Wehmuth in die Seele des Zitternden strahlte. Seine Furcht verschwand vor diesem milden Glanz und die im Schreck erstarrten Glieder durchströmte eine wohlthätige elektrische Wärme. Zwar fehlte dem furchtverbannenden Gespenst die körperliche scharfe Begrenzung der Formen, zwar zeigte dessen lichtstrahlendes Antlitz weder Narbe noch Verstümmelung, aber eine rein geistige Erkenntniß ließ dem froh Staunenden keine Wer-Frage zu. Wenn man von Geistern sagen kann, daß sie eines irdischen Gesichtsausdrucks fähig sind, so war die Miene, mit welcher die Gestalt Alexis betrachtete, zugleich mitleidig, traurig, nachdenklich und voll Kummer. Doch war nichts Grausenhaftes in der ganzen Erscheinung, und selbst ein Dritter würde mehr vor dem Gesichte des Königs erschrocken sein, als vor dem Gast aus dem Lande der Gestorbenen. Man denke sich nur das Antlitz eines im höchsten Grade gespannten Menschen, der zwar furchtlos ist, und dessen Seele sich mit der Erscheinung befreundet, dessen Leib aber unbewußt sich gegen das Gespenstige sträubt und endlich unterlegen erblaßt durch die siegende Gewalt des Geistes, man denke sich, sage ich, dieses bleiche clairvoyante Gesicht in der dicken Finsterniß von dem Lichte einer Seele beleuchtet, und man wird gewiß die körperliche Erscheinung des Lebenden schrecklicher finden, als die des Geistes, der sich von dem Staube befreit, von dem Grabgeruche des Leibes gereinigt hat, denn der Schreck selbst ist eine körperliche Empfindung; der Geist kennt ihn nicht, denn er ist selbst unverletzbar, unzerstörbar, über alle Furcht erhaben, allmächtig und seiner Gewalt selbst bewußt. Alexis befand sich in einem Seelen-

zustand, der jede körperliche Empfindung ausschloß. Jeder Held, der inmitten der tödtlichen Gefahr, nachdem er die größte Angst, welcher der Körper fähig ist, unfreiwillig überwunden, sich plötzlich neu erstarkt und von unglaublicher Kühnheit beseelt fühlte, jeder Künstler, der in hoher Begeisterung sein Selbst vergaß, jeder Märtyrer der Idee, der in wunderbarem körperlichen Stumpfsinn irdische Qualen mit lächelnder Miene überwand, kennt diesen Seelenzustand, der ein Sieg des Geistes ist über die niedrige Gewichtskraft des Körpers. Nur große Seelen sind dessen fähig, bezwingen die Thierheit mit dem Gedanken und genießen jene geistige Wollust, welche den Menschen vor allen übrigen Kreaturen der Schöpfung auszeichnet. Die größten Thaten, die je vollbracht wurden, die herrlichsten Kunstwerke, die je der menschliche Geist erschuf, sind Erzeugnisse dieses erhabenen Seelenzustandes, der die Sage von Halbgöttern und halbthierischen Dämonen wahr macht.

„Ich kenne Dich," rief Alexis der Erscheinung zu, „ich kenne Dich, denn ich habe Dich geliebt und Du hast einen Theil meines Wesens angezogen, wie ich einen Theil des Deinigen aufgenommen in mir. Du bist der Schutzgeist meines Körpers, aber der Tod hat Dich von meinem Wesen getrennt und hat mich hilflos dem Jammer der Welt gelassen. Er hat mich aufgezehrt und die Blüthen meines Herzens abgeweidet, das gefräßige Ungeheuer, er hat meinen besseren Theil zerrissen und gierig mein Herzblut getrunken. Was von mir übrig ist, speist die Raben auf dem Anger so gut wie die Würmer im Grabe, mein Leib ist mein Herr geworden und mein Gedanke sein Sklav. Der Tod hat Dein Wesen von mir gerissen, aber ein Unglückswunder der Seele hat mir Deinen Geist zu trinken gegeben nnd ich habe ihn getrunken, und aufgenommen in meine Adern, und in die Fibern meines Gehirns. Wärst Du ein Leib, ich würde Dich fragen, wo ich Trost und Liebe zu kaufen finde, ich habe einen jungen Leich-

nam, der ausgenossen hat und den ich gern hingebe für den Herzenspreis; aber Du bist ein Geist und ich durchschaue Dein Denken, sein wärmend Feuer durchströmt das Mark meines Gebeins und ich bin glücklich. Du schweigst, aber ich vernehme mit Ehrfurchtsschauer Deine Weisheit. Deine Hand öffnet in der Höhe den sternigen Himmel, die Wolken glänzen in ihrem Licht und sinken, die Ewigkeit enthüllend, herunter auf die Finsterniß der Erde. Einen Sturm sehe ich sich erheben in dem unendlichen Raum, der die Sterne hinwegstreut wie Goldstaub, und aus dem von ihrer lichtlügenden Finsterniß befreiten Schooß des Himmels entsprießt ein blendender Lichtstrom, der nur wenig Strahlen nach der Erde sendet. Wessen unglückliches Haupt sie treffen, der wird entmenscht und erleuchtet zum selbstwirkenden Gott, den Menschen ein Verderber, der tritt aus dem Maschinenleben des unselbstständigen Wurms heraus und greift mit mächtiger Hand nach einem Zügel der Weltregierung, hilft mir den Sonnenwagen der Naturgottheit durch die ewigen Räume lenken, wo er, hinbrausend über Sternenmeere, der unter dem donnernden Umschwung seiner gewaltigen Räder zerstiebenden Welten, des millionenfachen Achs in Anblick oder Berührung sterbenden Atomlebens nicht achtet. Den kleinen Raum der Erde durchirren nur wenige Einzelgedanken der Naturgottheit und sie nennt das augenlose Madengewimmel des Menschenpöbels, Geißeln Gottes, Geister der Finsterniß, weil sie ihr stinkendes Leben zertreten, der Welten ewige Schönheit, von dem Auswurf der Veränderung, die klar gesponnene Materie von den Hefen zu reinigen. Ich habe Dich begriffen, Funken des unedlen, unvergänglichen, unveränderlichen Lebens, verschwinde in mir, denn mein zeitweiliger Ueberwurf, meine Körperschlacke vermag Dich nicht äußerlich zu ertragen. Verblinde Licht, säe den Tod in meine Nacht, daß er einst aufgehe in ihr, aber jetzt noch will mein tagungewohntes Auge sie nicht missen!“

3.

Während der schlaflose König und Held dieser Geschichte in seinem Schlafgemach sich mit dem Spuck seiner gereizten Nerven unterhielt, würde er bei einiger Aufmerksamkeit die tiefen und zahlreichen Seufzer im anstoßenden Schlafzimmer der Königin gewißlich vernommen haben. Allein seit einiger Zeit war sein Ohr in der Richtung hin sehr schwachhörig geworden, und wenn die verlassene Amanda seufzte, so hatte sie mehr geheime Gründe dazu, als wir dem Leser anzugeben für gut finden können. Zwei Jahre ehelichen Glücks zehrten das süße Feuer der schwärmerischen Liebe gänzlich auf, und statt dessen nahm jene solide Gattenfreundschaft, deren Wärme mäßig, aber dauernd, stets wohlthätig und bereitwillig, nie erkaltend, nie launenhaft und stets gleichmäßig wirkend ist, in dem gesättigten beruhigten Herzen des Königs Platz. Es trat jener Zeitpunkt ein, in welchem sich das Weib ungerechter Weise vernachlässigt, verlassen fühlt, denn nicht so schnell begreift ihr unersättliches Gemüth die stille Freude der Mäßigung, nicht so schnell verraucht dessen genußerstrebende Flamme. Freilich bitter ist die Wahrheit für das Weib, welches von Einigkeit der Empfindungen, von einziger Hingebung eine Ewigkeit der Dauer hofft, daß der Reiz in allen Dingen unbeständig und launenhaft ist, daß er unerbittlich

untergeht in dem süßesten und vollkommensten Einerlei, und gleich einem spielenden Kinde von einem Gegenstand zum anderen übergeht, und nicht eher zurückkehrt, bis das Verlassene vergessen, sein Erscheinen wieder neu geworden ist. Diese bittere Wahrheit wurde nun der Königin in kargen Tropfen langsam zugemessen, so daß sie in den Zwischenräumen Zeit genug fand, sich der Selbsttäuschung zu bereden, daß sie, immer wieder hoffend, desto schmerzlicher verlieren mußte. Ein scharfsichtiges Auge hat die Liebe, jede Abnahme der Huldigung zu bemerken, aber auch so viel erfinderische Sophisterei, um sie mit tausend Gründen zu entschuldigen und zu bemänteln. Darum hört der Zweifel nie auf, bis jeder Schein der Zweideutigkeit verschwunden, bis plötzlich mehr verloren ist, als man zu verlieren befürchtet hat. Noch zweifelte Amanda an der wirklich eingetretenen Kälte, noch zögerte sie das Herz zur Wahrheit zu zwingen, noch hoffte sie schon in der Abendröthe der Liebe, sie werde nicht gänzlich untergehen, um den Raum dem kälteren Mondsgestirn der Freundschaft zu überlassen. Sie hatte ihre Morgenröthe genossen, ihren heißen Mittag verschmachtet, ihren schönen Abend bewundert, und glaubte nun noch an einen ewigen Tag. Aber unwandelbar sind die weisen Gesetze der Natur, die Wünsche der Sterblichen werden von ihrer Nothwendigkeit unerbittlich verschlungen, und unbekümmert um das kleine Unglück, welches sie stiftet, waltet sie fort und fort den Einen zum Heil, den Anderen zum Verderben. Glücklich, wer ihr nicht widerstrebt, wehe, wehe über den Unglücklichen, der mit frevelnder Hand in ihre Räder greift — er wird vernichtet.

In der nächsten Zeit ging eine mächtige und doch nicht so leicht und auf den ersten Anblick erkennbare Veränderung mit Alexis vor. Jugendkraft, Heiterkeit, Edelsinn und eine aus bitteren Erfahrungen gezogene menschenfeindliche Philosophie kämpften mit einander einen langen schweren Kampf, in welchem abwechselnd der Sieg bald auf der einen, bald

auf der anderen Seite war. Zuerst wurde es seiner bekümmerten Gattin auffällig, wie er sich allmählig immer mehr von den Regierungsgeschäften zurückzog, immer mehr der eigener Kraft würdigen Arbeit fremden, oft untauglichen Händen übertrug, immer leichtsinniger sein ernstes Amt, immer angelegentlicher und verschwenderischer die frohen Geschäfte des Vergnügens betrieb. Sein Frohsinn wurde nicht selten zur Ausgelassenheit, seine Laune zum Muthwillen, seine Freude zum Jubel. Die Jugend, welche in ihm noch kräftig, nicht unnatürlich früh gereift war, hat einen so reichen Fond von Freude und Lustigkeit, daß ihn nur die Zeit, aber kaum eine Widerwärtigkeit des Lebens erschöpfen kann. Alexis ließ sie walten — er widerstrebte nicht mehr mit ängstlichem Arbeitsernst den Regungen seines Frohsinns, und überließ sich immer seinem ungezügelten Temperamente. Amanda, das junge unerfahrene Weib konnte sich sogar freuen über diese Veränderung, deren Ergebniß ihr mehr zusagte, als die finstere Stirne voll langweiliger Regierungssorgen, als die nimmer rastende, alle Freuden unterbrechende Geschäftigkeit von vordem, aber ihr Behagen daran wurde gar schnell und plötzlich in Schreck und Kummer verwandelt, als sie bemerkte, daß Alexis eben so, wie seinem Frohsinn, auch dem Zorne und jeder anderen gefährlichen Leidenschaft die Zügel schießen ließ. Sichtbar war es und nur der Liebe verkennbar, daß er es nicht der Mühe werth fand, nach dem Ruhme der Selbstbeherrschung zu streben, daß er Niemand in seiner Umgebung, selbst Amanda nicht ausgenommen, so sehr achtete, um auch nur die kleinste Aufregung mit weiser Besonnenheit im fremden Beisein zu unterdrücken. Niemand ist so wachsam auf das Gemüthsleben der Männer als das andere Geschlecht, Niemand bemerkt leichter jede darin vorkommende Störung und Veränderung, aber Niemand deutet sie auch in der Regel so falsch, wie die Weiber. Sie erklären Alles durch die Liebe, denn in diesem Fach allein haben sie einen durchdringenden

Verstand. Es ist kaum möglich, daß irgend eine Großthat vollbracht wird, oder irgend ein Verbrechen, eine Thorheit, ohne daß die Weiber behaupten, glückliche oder unglückliche Liebe habe den Einen zum Helden, den Anderen zum Sünder, den Dritten zum Narren gemacht. Obwohl nun wirklich die Liebe gar oft solche wunderbare Metamorphosen, Veredlung, Verschlechterung und Bethörung hervorbringt, so sollten sie doch nicht vergessen, daß der Ehrgeiz, die Habsucht, die Vaterlandsliebe und unzählige andere edle und unedle Leidenschaften dasselbe bewirken; doch dieß erwägen sie nie, und selbst Amanda, welche wir hier für eine der besten ihres Geschlechts gehalten wissen wollen, verfiel in denselben Fehler, der ein Gemeingut aller gebildeten Frauen ist. Weit verständiger hierin sind in der Regel die gemeinsten Frauen, welche der Liebe durch Schwärmerei keinen Zusatz geben und ihrer Macht nicht mehr einräumen, als billig ist. War es nun, weil sie besorgte, der Gemüthszustand ihres Gatten könne in der Folge ein unglücklicher werden, oder aus wirklichem Verdacht, genug, sie beschloß ihm den Grund seiner Veränderung abzufragen, und wählte dazu die Zeit, welche verheirathete Frauen für die günstigste zu solchen Herzensergießungen erachten — eine Nacht, welche ihr das Glück eines Besuchs der Gattenliebe mitbrachte.

„Mein theurer Gemahl," sagte sie, indem sie mit beiden Armen seinen Nacken umschlang, „mein Herz ist noch ganz voll von der innigsten Liebe zu Dir — glaubst Du das wohl? Ja, denn Du kannst nicht daran zweifeln, Du kannst es nicht verkennen, was sich in den kleinsten Augenblicken kund giebt, wenn ich im Angesicht der Tausende, die Dir huldigen, Dich bewundernd und stolz betrachte, wenn ich im kleineren Raum glücklicher Deiner Wünsche Winke lausche, und in dem kleinsten mich Dir hingebe mit aller Inbrunst eines warm liebenden Weibes, das Dich vergöttert. Meine Liebe war verzehrende Flamme, als sie ausbrach, Wahnsinn, als

ich Dich mißte, und ſie iſt jetzt, da ich Mutter bin durch Dich, eine allmächtige wachſame Rieſin, die Dich ſchützend geleitet, wo Du gehſt, die nicht ſchläft, wenn Du ſchläfſt, und mit eiferſüchtigen wachen Augen an Deinem Lager ſitzt. Verſpotte ſie nicht, Alexis, o ſie iſt ſtark, ſie kann Dich ſchirmen gegen jedwede Gefahr, ſie kann Dich und Deine Krone tragen durch ihre Fluth, wenn ſie den Grund, auf dem Du ſtehſt, mit verderblichen Wogen überſchwemmt — aber ſie iſt zuweilen eine Thörin und meint, Du magſt ſie nicht mehr, Du biſt ihrer Zudringlichkeit überdrüſſig, Du biſt nicht glücklich, weil ſie Dir auf allen Deinen Wegen folgt. Vertheidige Dich nicht, Alexis, ich ſage ja, daß ſie eine Thörin iſt und ihre Thorheit ſelbſt einſieht, aber ſie muß jedes Mal weinen über ſie; denn hat ſie Dich angeklagt, ſo weint ſie über Dich und hat ſie Dich vertheidigt, ſo weint ſie über ſich. Die Arme, gewiß, ſie verdient Dein Mitleid, ſeit lange kann ſie nicht mehr froh werden. Warum? Sie weiß es nicht, ſie iſt eine Närrin, und thut Alles, um ſich ſelbſt zu quälen. Seit einiger Zeit, mein Gemahl, biſt Du ungemein aufgeräumt und fröhlich — da ſpricht ſie, das iſt nicht natürlich, iſt unheilverkündend; wenn Du zürnſt, meint ſie, Du biſt wild und unſanft, ein geheimer Kummer müſſe an Deinem Herzen nagen. O mein geliebter Alexis, ich bitte, ich beſchwöre Dich, beruhige die Arme, verweiſe ihr die arge Thorheit, tröſte, ertrage ſie. Verändert biſt Du, Geliebter, das iſt gewiß, laß mich den Grund wiſſen, der Deine Seele umgeſtimmt, und ich will allen Zweifeln und Sorgen entſagen. Was fehlt Dir, Alexis? Wenn Du lachſt, ſcheint mir ein finſtrer Spott Deinen Mund zu umſpielen, wenn Du betrübt biſt, lächelſt Du höhniſch und verächtlich. Wenn Dein Volk Dich mit Jubel begrüßt, dankſt Du ihm nicht mehr ſo freundlich wie ſonſt, und verändert iſt Dein Betragen gegen Alle. Rauh und ſtolz ſprichſt Du mit Jenen, welchen Du ſonſt vertraut, welche Du ſonſt geliebt, Du biſt nicht mehr Allen der ver-

trauliche gnädige Herr, der Du sonst warst. Selbst Deine Amanda freut sich nicht mehr des innigen liebevollen Anblickes, der sie sonst entzückte, oft weilt Dein Auge lange ernst, kalt und prüfend auf mir — o sprich, Alexis, was bedeutet diese Verwandlung Deines Selbst?"

Alexis mußte sich selbst erst prüfen, ehe er antworten konnte. Zum Theil hatte er diese Beobachtungen an sich selbst noch nicht gemacht und erstaunte, als er sie gegründet fand — doch wußte er bald mit Liebkosungen, Ausflüchten und Scherzreden die Besorgnisse der Gattin zu zerstreuen. Noch war er sich selbst ein Geheimniß, das er zu erforschen fürchtete — dem Leser ist es bereits halb enthüllt. Wenige Tage nach dieser rührenden Gardinenszene, welche auf die gewöhnliche Weise mit Versöhnung, Schwüren und Küssen endigte, waren Amandas Worte vergessen. Allmählig fühlte Alexis selbst die zunehmende Kälte im Ehebette, und schnell folgte diesem Gefühl die Sehnsucht nach neuem Sinnenrausch. Der Versuchungen gab es viele, der Hof erglänzte von vielen Huldbildern weiblicher Schönheit, und seine liebste Gesellschaft gab oder zeigte ihm erwünschte Gelegenheiten. Der lebenslustige Auson, welcher, wie wir wissen, mehrfache Gründe hatte, sinnliche Zerstreuung aufzusuchen, fand in einem lustigen, fast ausschweifenden Lebenswandel das sicherste Heilmittel allen Liebesgrames. Immer enger wurde seine Freundschaft mit Alexis, sein lockendes Beispiel machte des Königs geheime Wünsche rege — der Hofnarr war des Königs Gewissensrath. Unter solchen Umständen konnte der weichmüthige Alexis nichts gewinnen an selbstbeherrschender Kraft und weder die bequemen Lebenstheorien des regierenden Narren, noch die Praxis des Fürsten waren geeignet, Wirkungen hervorzubringen, welche des Dankes einer bekümmerten Gemahlin und des Volkes würdig gewesen wären. Der König fing an seine Hoheit zu vergessen und empfand immer mehr Behagen in dem Umgang der beiden Freunde — der

Hang eines genoſſenſchaftlichen Treibens mit ihnen wurde zur Leidenſchaft. Nichts hat für die lebensmuthige Männerjugend einen ſolch verführeriſchen Reiz, als die Verbrüderung gleichgeſtimmter Geſellen zu gemeinſchaftlichen Lebensgenüſſen, Schwänken und Abentheuern. Der junge Monarch fühlte ſich einſam in ſeiner Höhe und liebte es, ſeinen treuen Begleitern ſich gleich zu ſtellen, als ihr Genoſſe, Dutzbruder und Freund betrachtet zu werden. Er ließ freiwillig ſeine moraliſche Würde ſinken, um nur der vulgären Freuden, welche ſie aufſuchten, gemeinſchaftlich mit ihnen theilhaftig zu werden. Wäre er nicht König, ſo würden wir ſagen, er wurde liederlich, und mit einem Worte hätten wir leicht Alles ausgedrückt, was unter ſolchen Umſtänden zu erwarten war. So aber können wir aus ſchuldiger Achtung gegen ſeinen hohen Rang keine ſo gemein bürgerliche Veränderung ſeines Charakters zugeben, und müſſen die Sache, ſo gut als möglich, mit edleren Worten bezeichnen, obgleich es den Anſchein hat, daß dadurch ihr Weſen um nichts veredelt wird. Wir müſſen ſagen, dieweil er ein Menſch war, an dem Nichts vollkommen iſt, ergab er ſich einigen menſchlichen Schwachheiten, die jedoch ſeine königlichen Tugenden nie verdunkelten; wir müſſen ſagen, auch dem Monarchen muß es zuweilen vergönnt ſein, wie ein niedrig geborner Menſch zu fühlen. Freilich werden unſere loyalen Leſer, welche ſich nicht vorſtellen können, daß ein Monarch an Zechgelagen, Studentenſtreichen und leichtfertigen Dirnen Geſchmack finden konnte, vielleicht den unſchuldigen Erzähler der Uebertreibung und Verleumdung beſchuldigen, allein was iſt zu thun? Wir können der Achtung gegen die monarchiſche Autorität nicht die Wahrheit aufopfern und müſſen, auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, gewiſſenhaft melden — der Held dieſer Geſchichte ward, zu unſerer größten Betrübniß, eine Art von — Libertin würde ich ſagen, wenn es bloß ein Bürgersſohn wäre, deſſen Leben ich hier ſchildere. Wir wollen jedoch keineswegs unge-

recht sein. Wer von uns, vorausgesetzt, er war keine Schlafmütze, um mich eines vulgären aber ungemein bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, wer von uns war nicht ein Mal in seinem Leben kameradschaftlichen Gefühlen ergeben, wer von uns hat nicht wenigstens Tage oder Monate in Gesellschaft „fideler" Freunde dem Gott des Leichtsinns, der an der Rechten Bachus, an der Linken Venus führt, seine nächtlichen Opfer gebracht, wer von uns hätte stets den gewaltigen Lockungen dieses frohen Gottesdienstes widerstanden und seine Genüsse mit stoischer Enthaltsamkeit verschmäht? Zwar sind wir großentheils nur niedrige bürgerliche Seelen, aber weil wir dennoch in aller Ehrfurcht zugeben müssen, daß diese Reize gewaltig sind und das Wesen der Könige menschlich beschaffen, so müssen wir ihm von Vernunftwegen ein gutes Recht zur — Libertinage zugestehen.

Von diesem Recht hat Alexis einen freilich nicht heilsamen Gebrauch gemacht. Schmerzlich mußte es das Land empfinden, daß der regierende Monarch keine Lust mehr in sich fand, seine Kraft seinem Wohl zu weihen, daß er sie lieber in einem müßigen, Allen anstößigen Leben vergeudete. Redliche Staatsdiener wurden ihres Amtes überdrüssig, ungeprüfte Günstlinge nahmen ihre Stelle ein. Das Reformwesen war plötzlich ins Stocken gerathen, aber das regierende Oberhaupt war unschlüssig über die Wahl eines neuen Weges. Gegen eine retrograde Bewegung sträubte sich des Königs Eitelkeit, im Fortschreiten sah er nunmehr weder Heil für sich noch für das Land. Wie früher seine Erwartungen, so übertrieb er nun seine Besorgnisse; weil in einer Schenke ein halb Dutzend Weinhelden ihn geschmäht, wurde ein hoffnungsvoller, von den edelsten Beweggründen geleiteter Fürst lau in seiner Liebe zum Volk und Vaterland. Das ist die menschliche Natur, die sich auf dem Throne so gut wie irgendwo offenbart. Die geringfügigsten Umstände werden oft wichtig für die Charakterbildung eines im Wer-

den begriffenen Mannes, verändern seine Denkweise, lenken seine Neigungen von dem alten noch unerreichten Ziele ab. — Die Folgen der Verirrungen unseres Helden traten mit furchtbarer Schnelligkeit ein. Unordnung, Verwirrung in den Geschäften, Verfall der Gesetze, immer zunehmendes Umsichgreifen der Willkühr, Erschöpfung der öffentlichen Hilfsquellen, der Staatskassen und selbst der Privatressourcen des Monarchen! Amanda lebte in beständiger Angst und Trauer, und selbst Alexis erschrak, als er bemerkte, wohin sein Leichtsinn gerathen war. Träge schleicht der Ueberdrüssige, Entmuthigte fort auf der Bahn der Pflicht, mit reißender Schnelligkeit jagt der Verirrte auf einmal eingeschlagenen Abwegen. Blickt er auch ein Mal mit ernsten reuigen Gedanken zurück, so verliert sich der bessere Entschluß im trostlosen Ermessen der verlorenen Zeit und der Entfernung, die zwischen ihm und seinen besseren Wegen liegt. Nur zu leicht beredet er das bethörte Herz, es sei zu spät zur Rückkehr — Stolz und Verblendung, Leidenschaft und Verdruß jagen ihn wieder von hinnen. So auch Alexis. Hinter sich verlassen und seinem Herzen entfremdet, sah er in weiter kalter Ferne eine beleidigte Gattin, ein beleidigtes Volk, vor sich die lärmenden Freuden der Welt, welche Herz und Kraft erschöpfen, und unvermuthet im körperlichen und moralischen Elend endigen. Hören wir seine Reue selbst sprechen — wenn wir anders berechtigt sind, jene momentane Verstimmung, welche sich seiner bemeisterte, wenn er die Noth des Landes abwog und den Werth der Genüsse, die er damit erkaufte, Reue zu nennen.

„Du dringst Dich mir auf, Mac Cuddy," sprach er zu diesem einst halb im Verdruß, halb im Scherz, „als Gewissens- und Wirthschaftsrath, schaffe mir nun wirklichen und brauchbaren Rath, wie ich die Erschöpfung meiner Kassen heile und meine gekränkte Ehehälfte tröste? Die einen habe ich durch schlechte mißlungene Pläne, durch Luxus, Bauten und prächtige Spektakel ausgeleert, die andere habe ich lieb-

los verlassen. Mein Gewissen tadelt mich, lobe mich, Narr, damit zwei Narren sich widersprechen und ich keinen Grund habe, dem einen oder dem anderen zu glauben."

„Ihr fragt viel auf ein Mal, guter König, aber nichts von Belang, wodurch mein Witz in Verlegenheit geriethe. Ich will Euch mit schnellen bündigen Antworten bedienen, wie Ihr sie selbst seit einiger Zeit liebt, und den manchfachen Bettlern, welche sich Eurer Majestät mit Beschwerden, Klagen, Gesuchen und anderen Verdrießlichkeiten nähern ertheilt. Den Einen heißt Ihr sich seiner Wege scheeren, dem Anderen befehlt Ihr „Geduld," dem Dritten „Wiederkommen," der Vierte wird abgewiesen, der Fünfte geht von selber, weil Ihr ihn nicht anhört. Also kurz und bündig —"

„Das bist Du eben nicht!"

„Kurz und bündig, Euer Gnaden, so wahr ich der Sohn eines Strumpfwebers bin. Ihr braucht Geld? Greift in die Staatskassen."

„Sie sind leer."

„Besteuert das Volk?"

„Es ist geschehen."

„Besteuert es noch ein Mal."

„Und dann?"

„Noch ein Mal."

„Und dann?"

„Zum dritten Mal."

„Das geht nicht."

„Wer wagt das zu sagen? Eure Minister? Setzt sie ab. Die Bürger? Nieder mit den Rebellen. Die Pfaffen? Zum Teufel mit ihnen. O Ihr glaubt nicht, guter König, was für eine unerschöpfliche Geldkatze das Volk ist, das wahre Oelkrüglein der Wittwe, Herr, bei meiner Ehre! So oft Ihr auch daraus schöpfen mögt, Ihr werdet es nie leer finden, wenn es auch noch so sehr den Anschein davon hat. Diese Citrone hat immer Saft für einen weisen König, aber

drücken müßt Ihr, drücken, und wenn Eure Hände müde sind, so nehmt sie zwischen die Zähne.“

Der König seufzte.

„Ja freilich, seufzen müßt Ihr dabei, ganz recht, die Anstrengung kostet Seufzer, aber der Lohn ist süß. Dieses Bedenken also wäre beseitigt. Was das zweite betrifft, so muß ich vorerst wissen, ob Ihr wollt, daß Eure Gemahlin sich selber tröste, oder ob Ihr sie trösten wollt.“

„Wie verstehe ich das?“

„Es giebt nämlich zwei Arten des Trostes für betrogene Weiber. Die eine besteht darin, daß sie sich nach einem „Hausfreund“ umthue, und diese ist die sicherste. Ihr glaubt nicht, wie ein Hausfreund das gekränkte Gemüth einer Gattin aufrichtet! Die Weiber werden von diesem erprobten Mittel so zahm und kirre, so nachsichtsvoll und zärtlich gegen ihre Gatten, daß es oft scheint oder vielmehr ist, die Englein im Himmel oder das erste Paar im Paradiese, ehe die fatalen Aepfel reif waren, lebten nicht so einträchtlich zusammen.“

„Das Mittel gefällt mir nicht, Mac Cuddy, nenne mir das andere.“

„Das andere ist gefährlich — es kann Euch einen Zahn und Eurer tugendsamen Frau noch mehr kosten. Ihr müßt sie todt schlagen.“

„Was, Du Schurke?“

„Sachte, sachte, guter König, der Todtschlag ist so grausam nicht. Er kostet ihr nicht ein Tröpflein ihres kostbaren Blutes, denn eine lästige Gemahlin schlägt man nicht mit Knitteln todt, sondern fein manierlich mit Redensarten, Philosophie, Ausflüchten, Scheidungsprozessen direkter und indirekter Art. Entfernt Euch von ihr, macht, daß sie Euch haßt, verabscheut, Euch verläßt und Ihr seid eine Plage los. Am Ende könnt Ihr derselben dann noch die Schuld davon an den Hals werfen, man wird Euch nachsichtig beurtheilen,

denn, glaubt mir, Tausende von Verheiratheten seufzen nach der Glückseligkeit des ehelosen Standes und werden sich freuen über die Weisheit ihres Königs."

„Und mein Gewissen?"

„Das ist das Dritte. Darüber könnt Ihr Euch beruhigen, Herr — mit dem werdet Ihr fertig, dafür steh ich mit Leib und Seele. Wie das zugeht, das will ich Euch erklären, wofern Ihr mir geneigtes und geduldiges Gehör schenken wollt; denn die Sache ist breit und vielseitig, man kann sie nehmen, wie man will, man kann sie kugeln wie einen Ball, oder schieben wie einen Karren, oder schwimmen lassen wie eine Gondel, oder fliegen wie eine Flaumfeder. Die Hauptsache ist nur, sie fortzubringen. Der letzte Vergleich paßt am Besten, denn es ist ein federleichtes Ding um das Gewissen. 's ist dann wieder wie Quecksilber, es schlägt durch, und wo es am stärksten drückt, da geht es am geschwindesten fort. Es giebt zweierlei Gewissen, das Gewissen des Verstandes und des Gemüthes. Seht nun, wie Gott Alles weise eingerichtet hat! Sie können uns Beide nicht viel anhaben, denn sie stehn mit einander in stetem Widerspruch. Wenn zum Beispiel das Gewissen Eures erhabenen Gemüthes spricht: „Alexis, Du bist ein Schurke —" verzeiht, ich spreche im Namen Eures Gewissens, „Alexis, Du bist ein Schurke, das Volk so zu plündern und Deine Ehefrau zu betrügen," so erhebt auch gleich das Gewissen Eures Verstandes einen Widerspruch dagegen, und sagt: „Alexis, Du bist ein pfiffiger, durchtriebener Fuchs, denn Du kannst nichts Vernünftigeres unternehmen, als auf fremde Kosten Dir gütlich thun, und was Dein Weib betrifft, so geht ihr nichts verloren durch Deine Untreue, und du gewinnst Vergnügen und Wechsel." Auf diese Weise hilft sich das Gewissen über jeden Skrupel hinweg und das beste Mittel gegen das Gewissen ist das Gewissen selbst. Doch muß ich Euch bemerken, daß beide Gewissensarten sehr verschiedene Kräfte und Lebensdauer haben. Das Gewissen

des Gemüths ist ein launenhaftes kränkelndes Ding, welches gleichwie die Eintagsfliege nur, so lange die Sonne scheint, eben so nur so lange lebt, als es Nacht ist. Es nägelt, brummt und schreit, zwickt und kitzelt zwar zuweilen auf eine höchst erbärmliche Weise, aber es ist wie Leibschneiden und geht mit einem kräftigen Stuhlgang ab wie Hämorrhoiden. Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Gewissen des Verstandes — es martert, habt Ihr es beleidigt, Euch bis ans Lebensende. Bleibt immer im guten Einvernehmen mit ihm; denn Niemand meint es so gut mit Eurer Majestät als eben dieses Gewissen. So lange man jung und thöricht ist wie ein Schafkitz, ist es schwach und schüchtern, aber hat man erst die ersten Hörner abgestoßen, da tritt es plötzlich gewaltig, grob und ernsthaft auf. Ihr müßt es in Acht nehmen wie Euren Augapfel, dann hat es keine Noth mit dem einfältigen Gekrabel im Herzen, das stets für fremde Leute besorgt ist. Ihr müßt Euch erst ein Herz anschaffen, das Euer Selbst liebt. Dixi. Nehmt es nicht übel, daß ich Euch in einem Athem so ernsthafte Dinge vorschwatze, aber der Weise lebt in der Liebe des Herrn und ich kann Euch versichern, daß Ihr nach mir meinem Herzen am nächsten steht."

Diese Lehren wurden zwar von Alexis nicht geachtet und dienten mehr dazu, ihn zu belustigen als von der theoretischen Vernunftbegründung seiner heillosen Praxis zu überzeugen, ja Mac Cuddy erntete dafür keinen besseren Dank, als den verächtlichen Zuruf: „Du bist ein Narr!" aber dennoch befolgte „der gute König" mit vieler Genauigkeit des Narren Weisheit. Dem Geldmangel folgten Erpressungen, den Klagen Amandas immer zunehmende Vernachlässigung; aber dem Narren wurde nie zugegeben, daß man seinen Rath befolge. Darum sagte Mac Cuddy oft zu sich selbst: „Die großen Herren thun immer Alles, was ihnen der Egoismus eingiebt, aber sie wollen das Ding nicht beim rechten Namen nennen. Als Schurken gehen sie immer incognito im Gewande ehr-

licher Leute, in ihren eigenen kostbaren Lumpen aber heucheln sie die rühmlichsten Eigenschaften und Tugenden, welche sie besitzen könnten und sollten. Im Grunde haben die Philosophen doch Unrecht, wenn sie behaupten, die Großen seien eben so gut Menschen, als wir Anderen. Sie haben ihre Erziehung voraus, welche ihnen lehrt: bei der größten Schurkerei sehr ehrlich und tugendsam zu scheinen. Ein gemeiner Dieb trägt immer die Kennzeichen seines Lasters an der Stirne, ein hochgeborner und wohlerzogener sieht immer aus wie ein ehrlicher und hochverständiger Mann."

Auch Mac Cuddy liebte. Bei Erforschung seines Schalksnarrenherzens finden wir einen Namen darin, dessen sich der Leser aus dem ersten Buche erinnern wird — Zaire. Die arme Türkin haben wir seit dem Kriege nicht wieder gesehen; es war nicht der Mühe werth, uns um ihr Schicksal zu bekümmern, denn es war gewöhnlich und nicht einflußreich für unsere Geschichte. Der unvermuthete Feldzug und Tod Alcanors hatte ihn gehindert, sein Versprechen zu erfüllen und seine Braut dem Zufall überlassen. Dieser verfuhr äußerst gnädig mit ihr. Der Schmerz über den Verlust des Geliebten ließ ihren Leib nicht in Abnahme gerathen — vielmehr erfreute sich dieser täglich mehr jener rundenden Füllung, welche die weibliche Schönheit vollendet. Eben so wenig litten ihre schönen Augen von unvergossenen Thränen, denn aller Schmerz und alle Betrübniß verwandelte sich in ihrem Gemüth in Rache — Rache gegen den Mörder ihres Alcanor. Zwar war sie zu ohnmächtig, den Günstling des Königs sie fühlen zu lassen; aber sie gab ihren Gedanken selbst dann nicht auf, als ihr Verlust durch den Liebesgewinn eines reichen und angesehenen Kaufherrn Ersatz fand. Mit einem Wort sie wurde die Gemahlin des wohlbeleibten, in den besten Jahren — zwischen fünfzig und sechzig — stehenden — Plumppudding sei er genannt — der sie vor allen Dingen zur christlichen Religion bekehrte und dann als ein

eiferſüchtiger Eheherr den lüſternen Blicken der jungen Männerwelt entzog. Durch irgend einen Zufall wurde Mac Cuddy mit dem ehrenwerthen Plumppudding, und da dieſer von dem häßlichen Narren keine Einmiſchung in ſeine Eherechte beſorgte, auch mit Frau Plumppudding bekannt, entbrannte in Liebe zu ihr und beſchloß in ſeinem Herzen, deſſen ſpärliche Wärme ganz ihren Dienſten zu widmen. So oft der König ſeine Späße entbehrlich fand, brachte er ſeinen Humor in das ländliche Serail Plumppuddings, um deſſen Arzneikraft auf des Letzteren zuweilen träge Verdauung wirken zu laſſen, nebenbei Zaire in ihrer Einſamkeit zu ergötzen. Zwar wußte er wohl, daß ſeine körperlichen Mittel nicht zureichen würden, das Herz der civiliſirten Barbarin zu erobern, denn am Ende war Plumppudding, an die Seite des Narren geſtellt, und mit ihm verglichen, noch immer ein wohl gemachter und, was mehr iſt, ungemein mannkräftiger Herr; doch gab er darum nicht alle Hoffnung auf und ſuchte mit Liſt und Menſchenkenntniß dahin zu gelangen, wo ſeine natürlichen Vorzüge keinen Anſpruch zu machen hatten. An und für ſich erwarb er ſchon dadurch bei Zairen eine Art dankbarer Freundlichkeit, daß er ihr mit ſeinen luſtigen Schwänken die tödtliche Langeweile, welche ſie ſelbſt in Beiſein ihres Eheherrn nicht verließ, vertreiben half. Um mehr als das, um Gunſt zu gewinnen, ſtellte er ſich vor allen Dingen ganz beſonders theilnehmend und vertraulich, ſprach oft und bedeutſam von unglücklichen Mißheirathen und der ſehr bedauerlichen Stellung des Frauenzimmers, dem nur ſelten freie Wahl geſtattet ſei. Außerdem bemühte er ſich — ihr, die keinen Mann zu ſehen bekam, als ihren Gemahl, den Narren und noch einen dritten, auf deſſen Perſon ſchon die Liebeshypothek einer jungen und ſchönen Dame laſtete, welche wir bald kennen lernen werden — ſeinem mißrathenen Körper das Wort zu reden, und ihn in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Er fing an, ſich geſchmackvoller und ſorglicher, wiewohl noch immer barock

zu kleiden, und feine, mit Spitzen beſetzte Wäſche zu tragen, deren immerwährende Reinheit, wie er zu ſagen pflegte, die Reinheit und Unſchuld ſeines Herzens andeuten ſollte. Er wußte wohl, daß Fehler, von welchen der Behaftete ſelbſt immer ſpricht, am Ende minder anſtößig oder gar lieb gewonnen werden, daß ſie bei den Weibern ein gewiſſes Bedauern erregen, welches leicht in Gunſt verwandelt werden kann, wogegen derjenige Ungeſtaltete, welcher das Unverbergliche ſtets ignorirt und verſteckt, immer ein gewaltiges Vorurtheil gegen ſich hat. Darum nahm Mac Cuddy immer die Anſpielungen auf ſeine Gebrechen luſtig auf, und ſcherzte ſelbſt ſo ſchonungslos über ſie, daß Andere gezwungen waren, ſeinen Uebertreibungen die glaubenswürdige Verſicherung entgegen zu ſetzen, „es ſei nicht ſo ſchlimm damit, als er es ſelber mache.“ In anderen Zeiten übernahm er es jedoch ſelbſt wieder, wie wir bereits geſagt haben, die boshaften Anhängſel und Mängel der Natur mit Witz und Laune zu vertheidigen.

„Was iſt mein Pferdefuß?“ ſagte er einſt zu Zaire, „eine unſchuldige Verrenkung, die weiter nichts zu bedeuten hat, als daß ich ein wenig lahme; das giebt meiner Perſon etwas Originelles. Ueberdem, was kann ich dafür? Ich habe ſie mir nicht durch einen liederlichen Lebenswandel, durch keinen ſchlechten Streich zugezogen, mein Vater iſt auch nicht Schuld daran, er hat ſein Möglichſtes gethan, einen wohlgebildeten Sohn zu erzeugen. Als ich fertig war — und meine Mutter ſagte immer, ich war ein ſchönes geradgegliedertes Kind — ſo war es nicht ſeine Schuld, daß er ein Mal betrunken nach Hauſe kam, und meine Mutter dermaßen erſchrack, daß ſie mich fallen ließ, wodurch der kleine Fehler entſtand. Ich verſichere Euch, Madame Plumppuddding, dieſer unſchuldige Fehler iſt gar ſo übel nicht, als man denkt, es giebt weit ſchlimmere Gebrechen, welche man nicht ſieht, als z. B. ein Leibſchaden; möchtet Ihr wohl ei-

nen Mann mit einem Leibschaden? Ich weiß nicht, ob Euer Gemahl mit einem Leibschaden behaftet ist" (wirklich war ers) „aber es ist eine garstige Sache, ein Leibschaden. Wenn einem so die Gedärme heraustreten und man alle Augenblicke in Gefahr steht, seine Gedärme zu verlieren, wenn man gar nicht husten darf, ohne den Zwölffingerdarm mit beiden Händen fest zu halten" (ich bitte dich, Cuddy, sei still) — „na, mit Eurer Erlaubniß, ist es da nicht ein wahres Glück, wenn man statt dieses garstigen Ungemachs, welches die Liebe lebensgefährlich macht, einen wenig verrenkten Fuß hat? Mein Arm ist ein wenig verkürzt, sagen die Leute, aber genau betrachtet ist dieß kein Mangel, sondern ein Ueberfluß, denn wenn Ihr den anderen Arm dagegen haltet, so werdet Ihr finden, daß dieser durch überflüssige Gnade des Himmels etwas zu lang geworden ist. Bei alle dem ist dieser kurze Arm ein ganz wohlgeformter Arm, nicht zu dünn, nicht zu grob, und dennoch ungemein kräftig und von einer Weiße, welche meinem Gesicht sehr gut anstehen würde. Mein Gesicht, betrachtet es ein Mal ohne Vorurtheil — mein Gesicht könnte dem Knochengerüste nach schön sein und wäre es ohne Zweifel, wenn ich es nicht durch anhaltende Studien dahin gebracht hätte, es statt dessen interessant zu machen. Die Schönheit eines Gesichtes versteht nicht Jedermann. Wenn es allein auf eine glatte weiße Haut ankäme und auf Rundung, so wäre der Theil, auf dem man sitzt, ohne Zweifel der schönste. Aber dem ist nicht so — ein Gesicht muß Ausdruck, muß Linien haben. In den Linien allein müßt Ihr die Schönheit eines Gesichtes suchen, und welchen Schatz von Linien weist mein Antlitz aus? Das ist keine einfache Schönheit, da ist Mannigfaltigkeit, Leben und Seele. Also Alles zusammengefaßt — wäre mein Vater nicht betrunken nach Hause gekommen, hätte meine Mutter mich nicht fallen lassen, kurz wäre mein Fuß nicht etwas verrenkt, wäre mein Arm durch die Gnade Gottes nicht etwas zu lang,

mein Gesicht ein wenig minder stark gezeichnet — wodurch es beiläufig mehr geistige Schönheit gewonnen hat — und meine übrigen Gliedmaßen ein klein wenig besser proportionirt, so ist es gar nicht zu läugnen, daß ich ein schöner Mann, ein wahrer Antinous sein könnte. Allein dieser Abgang an Schönheit ist hinlänglich ersetzt durch mein gefühlvolles Herz, und Gott sieht nur auf das Herz — steht in dem oder dem Psalm. Ihr glaubt nicht, Madame Plumppudding, was ich für ein gutes Herz besitze — namentlich wenn ich an Euch denke. Es beschleicht mich oft ein stiller Wurm, ein namenloser Gram, wenn ich mir überlege, wie reizend, anmuthig, jung und edel Ihr seid und was für einen Gemahl Ihr vermöge Eurer Vorzüge verdient, — ich werde zu dicken Thränen gerührt, und mein ganzes Wesen wird gleichsam in diesem Salzwasser aufgelöst. Kupido wäre blind, sagt man — das ist eine überschwenglich mondsüchtige Verleumdung; nein, Hymen, dieser geizhammliche Schurke, dieser hartherzige Kerkermeister der Schönheit und guten Herzen, dieser rothhosige Tragödientyrann, dieser Scharfrichter an der Liebe, dieser unbarmherzige Staupbesen für liebende Gemüther, dieser bodenlose, von Krokodillen, Haifischen und Flußpferden bewohnte Sumpfstrom, worin Sappho sammt ihrer Liebe, oder vielmehr die Liebe sammt Sappho ertrank, dieser oftbemeldete Hymen ist so blind, wie ein Maulwurf. Welch ein Abstand zwischen Euch und Herrn Plumppudding! Ihr seid wohlgeformt, zart und schmächtig, er ist dick und ungestaltet wie ein Wallfisch oder wie ein Rhinozeros; Ihr die Anmuth und Liebe selbst, er nicht besser, nicht gefühlvoller als ein eiserner Geldkasten; Ihr habt das beste Herz von der Welt, er hat gar kein Herz, ist ein Tyrann, ein Bösewicht, ein Leopard an Grausamkeit. Erst neulich hat er eine harmlose Fliege mit einer Wuth ermordet, welche ganz sein blutdürstiges eisenfresserisches Gemüth verrieth. Ihr seid ein Engel — er ist ein Scheusal — o ich hasse ihn, diesen Euren Gemahl und

Bärenhäuter, ich werde Euch befreien von ihm mit meinem kurzen Arm, ich werde ihn umbringen, auffressen, zerfleischen, verbrennen, entmannen, todt prügeln, spießen — — — ei schön guten Abend, Herr Plumppudding, wie befinden sich Euer Gnaden, ich hoffe doch gesund und bei offenem Leib, Gott segne Euer Fleisch, Ihr seht recht munter und wohl genährt aus."

Zaire brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, als sie des Hofnarren komische Wuth beim Hereintreten ihres Eherrn plötzlich in solche Höflichkeiten übergehen sah, aber seine scherzhaften Kondolenzsprüche waren nicht ganz in den Wind gegangen. Sie fühlte wirklich einigen Ekel vor ihrem Gemahl und ward um so mehr erbittert gegen den Mörder ihres Geliebten. Des Narren Freundschaft schien ihr ein treffliches Werkzeug der Rache und sie beschloß sie mit kleinen Huldbeweisen, die ihr nichts kosteten, zu unterhalten. Sobald sie jedoch dem Narren ihren Haß gegen Auson und dessen Grund anvertraut hatte, sah er sogleich ein, daß sein Spiel gewonnen sei und machte wohlbedächtig eine Menge Schwierigkeiten, um den Preis zu erhöhen, den er zu erhalten strebte. Als daher eines Tages Herr Plumppudding entfernt und dessen Gemahlin gewiß war, daß er sobald nicht wieder kommen werde, schlug Mac Cuddy in aller Form und mit der Kunst eines Advokaten einen Vertrag vor und sprach Folgendes:

„Göttliches, huldreiches Geschöpf, bezaubernde Zaire, jetzo genannt Frau Plumppudding! Ihr habt mein Herz so seltsam gerührt, daß ich von nun an für immer in Eure Gewalt gegeben bin. Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt, beliebt es Euch, daß ich ein Pferd sei, so werde ich kein größeres Glück wünschen, als auf meinem Rücken Eure weichen Schenkel und Lenden zu empfinden, wollt Ihr lieber, daß ich ein Hund wäre, so bin ich bereit, auf vier Pfoten um Eure Füße zu kriechen, zieht Ihr es vor, mich als Affe

vor Euch zu erblicken, so werde ich sogleich die allerpossierlichsten, anmuthigsten und unanständigsten Kapriolen Euch zum Besten geben. Hättet Ihr zur Milde mich zu stimmen gesucht, ich würde an Sanftmuth dem geduldigen Lamm und dem Ochsen oder dem Volke, so lang es seine Kraft nicht kennt, es zuvorgethan haben, nun aber Ihr mich zur Rache entflammt habt, bin ich ein Tieger, ein Wolf, eine Hyäne. Es wäre Euch eben so leicht gewesen, aus mir einen frommen tugendhaften Menschen zu machen, denn ich verspürte lange die schönsten Anlagen dazu. Als Ihr neulich von der Wohlthätigkeit und Gottesfurcht sprachet, ward ich dermaßen gerührt, daß ich mit thränenden Augen von dannen ging. Da begegnete mir ein altes Weib und sprach mich um eine Gabe an. Zu jeder anderen Zeit würde ich sie mit einem grimmigen Blick bestraft und ihr N i c h t s gegeben haben, aber heute blickte ich sie durch Thränen an, erhob dann meine Augen zum Himmel, der alle frommen Werke sieht, und gab ihr zehen Mal oder hundert Mal so viel, das weiß ich so genau nicht, als ich ihr sonst gegeben haben würde — nämlich ebenfalls N i c h t s. Ihr seht daraus, Frau Plumppudding, was Ihr Alles aus mir machen könnt. Ihr heißt mich Rache üben und ich rase, mein Blut ist brennender Schwefel, mein Herz ein feuerspeiender Berg, mein Gehirn eine blitzschwangere Gewitterwolke. Euer Opfer ist bereits vernichtet — es zappelt schon im Todeskampfe. O blickt mich sanft an, Frau Plumppudding, sonst stampfe ich die Erde aus einander und gebe dem Mond eine Ohrfeige. — Nun erwägt, reizende Zaire, ob ich für solche Liebe nicht des schönsten Lohnes würdig bin, den Ihr zu geben vermögt. Ich bin bereit, Euren Feind umzubringen, aber in reiflicher Erwägung der Gefahr, welche mit dieser Rache verbunden ist, und des Muthes, dessen ich bedarf, und den ich nur durch Eure Liebe aufrichten kann, finde ich mich dringend veranlaßt, Euch die Bedingungen festzustellen, unter welchen ich

schwören will, binnen heute und vier Wochen Euch vollständig an Fürst Auson zu rächen. Ihr werdet mir nämlich als Preis für meine Unterstützung Euer Herz — das will sagen, den vollständigen, unbeschränkten leiblichen Genuß Eurer Schönheit — nicht, daß ich Euch auffressen wollte — nein, sondern um mich deutlicher auszudrücken, Ihr werdet mir, dem Hofnarren Mac Cuddy in Person gestatten, so oft sich dazu Gelegenheit und Einsamkeit ergiebt, die Rechte Eures Gemahls zu genießen — auch habt Ihr mir nach Abschluß dieses Pakts sofort eine angemessene Anzahlung zu leisten, welche nicht in Rechnung gebracht werden darf. Seid Ihr entschlossen, diesen gegenwärtigen Vertrag mit mir abzuschließen — so unterzeichnet ihn eilfertig mit einem Kuß, darnach ich brenne und lechze."

„Du elender Hund — wäre ich in meinem Lande, ich würde Dir eine Bastonade von hundert Schlägen auf den Bauch verabreichen lassen."

Nichts destoweniger wurde der Vertrag geschlossen, die verlangte Anzahlung geleistet und der Narr zufrieden gestellt. Bis zum sechsten Himmel seiner Wünsche ließ ihn Zairens Huld emporsteigen und der Anblick des siebenten machte ihn schier zum wirklichen Narren.

Mac Cuddy mochte wohl noch einen anderen geheimen und wichtigen Grund haben, den Günstling des Königs durch Kabalen zu stürzen, allein alle seine Versuche zu diesem Behuf scheiterten an der unverbrüchlichen Freundschaftstreue des Königs. Schon war die kurze Frist, welche er Zairen als zu seinem Plan erforderlich namhaft gemacht hatte, längst verstrichen, und kaum gelang es ihm, in des Königs Brust einigen Argwohn zu säen, als ein lustiges Abenteuer die Katastrophe herbeiführte, welche die unversöhnliche Zaire wünschte.

An einem milden Herbstabend sah man unter den Landhäusern und Gärten der Reichen aus der nahen Hauptstadt drei lustige Gesellen herumstreichen, welche sich sämmtlich in dem vergnüglichen Zustand einer heiteren Weinlaune befanden. Sie waren in leichte Mäntel gehüllt und mit Baretten versehen, welche den größten Theil des Gesichtes so stark beschatteten, daß man sie nicht zu erkennen vermochte. Zwei von ihnen, die Jüngeren hatten ihre Arme in einander geschlungen und ergötzten sich mit Gesang, während der Dritte neben ihnen herhinkte und zuweilen eine Dissonanz ausstieß, um den beiden Kameraden das ihm unangenehme Singen zu verleiden. Kein Vorübergehender blieb von ihm ungeneckt, und manche schüchterne Jungfrau, welche beim Anblick der lustigen Schwärmer stutzte und scheu wie ein aufgeschrecktes Reh vorüberfloh, mußte erröthen über die unzüchtigen Schwänke des hinkenden Libertins. Seine Begleiter lachten jedes Mal laut auf, so oft er einer Begegneten den Weg verrat, ihr sein Herz und seine Hand, zuweilen auch eine mit Kupfergeld gefüllte Börse anbot, sie gewaltsam umarmte, und trotz allen Schreiens und Ringens nicht eher losließ, bis er in seinem Gesichte scharfe Nägel, Stecknadeln und andere Waffen des weiblichen Geschlechts empfand. Selbst dann noch pflegte er zuweilen den Fliehenden eine gute Strecke nachzuhinken, konnte die Leichtfüßigen aber nie einholen. Eben war eine solche Szene zur nicht geringen Belustigung seiner Begleiter abgelaufen, denn der Kampf mit der bedrängten Unschuld hatte ihm dießmal einige nicht sehr schmeichelhafte Ehrentitel und herzhafte Ohrfeigen eingetragen, als eine hohe ernste Gestalt den Lustwandelnden tiefsinnig langsam entgegenkam.

„Halt, Kamerad!“ rief ihm der Narr zu, denn er war es, „wir sind Beamte des Königs, steht uns Rede, was macht Ihr da für Skandal auf öffentlicher Straße, ist das die gesittete Aufführung eines guten Staatsbürgers, so zu brüllen und zu spektakeln, als ob Ihr von Sinnen wäret?

Ihr macht die ganze Nachbarschaft rege mit Eurem Lärm, Ihr Trunkenbold, Wildfang, liederlicher Gesell, ich verhafte Euch im Namen des Königs kraft meines Amtes. Was, Ihr zögert, Ihr steht an — Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit? — Marsch, fort mit Euch — wir wollen Euch lehren, Ihr Unruhstifter, Raufbold, wir wollen Euch lehren — wie der Wein schmeckt, den wir dem König gestohlen haben!"

Diese lustige Einladung hatte jedoch nicht den erwünschten Erfolg. Der Unbekannte, den die Freiheit des Narren belästigte, schlug seine Mantilla zurück, enthüllte eine athletische, äußerst feste Gestalt und ein Paar Arme, bei deren Anblick Mac Cuddy nicht umsonst erschrak, denn sie ergriffen ihn unverweilt bei den Schultern und schleuderten ihn verächtlich in die Arme seiner Begleiter.

„Daß Ihr Beamte des Königs seid, ist Euch wohl zu glauben, doch bin ich nicht seines Geschmacks, und liebe die Gemeinschaft nicht mit Leuten Eures Gelichters. Gott befohlen!"

Damit entfernte er sich in langsamen festen Schritten, ohne die Beschämten eines weiteren Blicks zu würdigen. Mac Cuddy lachte, so bald er sich einigermaßen von dem Schreck erholt hatte, aber seine Begleiter sahen sehr verdrießlich aus und schienen unschlüssig, ob sie den Narren oder den unhöflichen Fremden zur Verantwortung ziehen sollten. Indeß war der letztere verschwunden und alsbald fühlte Mac Cuddy an seinen Ohren die unwillkommenen Finger des beleidigten Alexis. Er fing darob unbändig zu schreien an.

„Im Namen des Königs, laßt ab von mir, im Namen des Königs, Hilfe, Hilfe, man ermordet mich — ein Paar Landstreicher haben mich angefallen, im Namen des Königs, man verhafte sie!"

„Laßt ihn los, Alexis, der ausgelassene Bursche wird uns noch verrathen. Halts Maul, Du Esel, oder ich schnüre Dir die Kehle zu."

„Ja, Fürst Auson, Ihr habt noch ein Herz im Leibe,“ rief Mac Cuddy, als er seine Ohren befreit fühlte, „aber dieser leichtsinnige Mensch hier ist ein Eisenfresser. Was kann ich dafür, daß ich liederlich und ausgelassen geworden bin, er hat mich verführt. Bisher war ich einem soliden Lebenswandel ergeben, und jetzt, da ich so liederlich werde wie er, aus purer Freundschaft, muß ich mir alle Grobheiten gefallen lassen. Ist es meine Schuld, daß er im übeln Rufe steht — ich habe seinen Ruf nicht gemacht, sonst wäre er schlechter.“

Trotz dieses unangenehmen Zwischenfalls wurde jedoch das gute Einvernehmen zwischen den Freunden bald wieder hergestellt, denn Könige dulden gerechte Vorwürfe aus dem Munde der Narrheit und Unverschämtheit weit lieber, als aus dem eines ehrlichen Mannes. Sie setzten ihre Wanderung fort und gelangten bald an eine Gartenmauer, hinter welcher man den von einer Laute begleiteten Gesang einer schönen weiblichen Stimme vernahm.

„Kommt, Kameraden,“ sagte Mac Cuddy mit eifersüchtiger Schlauheit, denn es war hier Plumppuddings Sommerresidenz, „hundert Schritte von hier weiß ich ein schönes Täubchen, ganz für Euren Geschmack, Alexis, traut dieser lockenden Sirene nicht, 's ist ein garstiges altes Weib, Ihr würdet Euch entsetzlich betrügen, wolltet Ihr sie aufsuchen.“

Aber Alexis hörte nicht auf die Warnung des Narren, und stieg auf einen Haufen ausgejäteten Unkrauts, um die holde Sängerin auszuforschen. Er sah wirklich im Mondlicht eine ungemein reizende Gestalt, nachlässig auf eine Rasenbank hingegossen und, wie es schien, ohne weitere Gesellschaft. Rasch entschlossen und in Leidenschaft entbrennend schwang er sich über die Mauer hinüber.

„Beim Mars, beim Kupido, bei der Venus, beim ganzen Olymp beschwöre ich Euch,“ rief Mac Cuddy in komischer Angst, „steigt nicht da hinüber, es ist Euer Unglück,

lieber sanftmüthiger Bärenhäuter, sehr tugendsamer und ehrenwerther Bruder Liederlich, steigt nicht da hinüber — es geht drüben zwanzig Klafter tief hinunter, Ihr seid verloren, Herr, wie Euer guter Ruf. Ihr stürzt Euch in eine See, wo sich Krokodile aufhalten, sie werden Euch auffressen. Ihr hört nicht, Ihr lacht mich aus — o Verblendung — gut dann, rennt in Euer Verderben, Ihr werdet dem ungeschlachten Lümmel in die Hände fallen, der uns insultirt hat, Gott sei Euch gnädig, ich gehe gleich zum Burgpfarrer, um eine Seelenmesse zu bestellen."

In zwei Minuten überzeugte ein Schrei die beiden lauschenden Gesellen, daß der Habicht seine Beute erfaßt habe. Mac Cuddy seufzte tief.

„Arme Zaire," murmelte er, „armer Mac Cuddy, zwei so reine tugenderfüllte Herzen, es ist um uns geschehen, armer Plumppudding, wir sind alle drei höchst bedaurungswürdige Geschöpfe, der hergelaufene Nachtvogel erstürmt nun den siebenten Himmel, nach dem ich schon seit Ostern seufze — ach, schon schreit sie nicht mehr, Tugend, Tugend du bist ein leerer Wahn!"

Alexis war jedoch nicht so glücklich, als sich der Narr einbildete, denn erstens war es nicht Zaire, welche er vorfand, sondern eine weit Schönere, zweitens gingen seine Angelegenheiten nicht ganz nach Wunsch. Mit der Schnelligkeit des Gedankens hatte er die Erschrockene umfangen, war ihr zu Füßen gestürzt und sprach in sehr gewöhnlicher Weise:

„Verzeih, göttliche Huldgestalt, verzeih dem Kühnen, der von den himmlischen Tönen Deines bezaubernden Gesangs und Deinem Anblick hingerissen zu Füßen liegt, der Schönheit und Anmuth die verdiente Huldigung zu bringen. Sieh nicht zürnend auf mich Armen hernieder, laß mich diese reizende Hand nur ein Mal küssen und fürchte nichts von der Liebe. Die Liebe ist ja ein sanfter frommer Engel, der die Unschuld beschützt und nur das eigene Herz verwundet —

o vergönne mir nur einen Augenblick Deine Gegenwart und ich will Dir gehorchen, so grausam auch Deine Befehle sein mögen!"

Allein die Schöne stieß erzürnt den Zudringlichen zurück und sprach mit vor Wuth bebender Stimme, zugleich in Thränen ausbrechend, gegen eine dritte bisher unbemerkte Person gewendet:

„Juveno, ich bitt' Euch, befreit mich von diesem Unverschämten."

Versah der zu Hilfe gerufene Zeuge dieses Auftritts die Stelle eines Tugendbeschützers, so muß man gestehen, daß er sehr lau in seinem Amte war, denn so unwillkommen und überraschend ihm dieses Intermezzo kommen mochte, wich er doch nicht aus seiner vorigen Stellung und sah anscheinend gleichgültig an die Gartenlaube gelehnt der Szene zu. Gleichwohl blitzten seine Augen.

„Liebe Iduna," antwortete er sehr lakonisch, „bei Gesellen dieser Art bedürft Ihr keines Beistandes; hier genügt weibliche Würde!"

Alexis war befremdet, aber keineswegs außer Fassung gebracht. Ohne sich die geringste Verlegenheit merken zu lassen, erhob er sich von der Erde und trat mit trotziger Stirne dem Beleidiger vor das Antlitz. Dieser verharrte hartnäckig in seiner nachläßigen Stellung und empfing Alexis mit verachtungsvollen messenden Blicken.

„Wer seid Ihr denn," fragte Alexis mit stolzem schneidenden Spott und erzürnt, „der sich erfrecht, von mir mit Verachtung zu sprechen — ei sieh da, meine Begegnung von vorhin unhöflichen Andenkens — gewiß Euer Geliebter, schöne Jungfrau, fürwahr wenn Etwas an Euch zu tadeln, so ist's der Geschmack. Ha, ha, ha, welch ein Paar! Ihr, die vollendete Schönheit und Anmuth, mit Eurer edlen huldreichen Gestalt, mit dieser edlen Gottheit strahlenden Stirne, mit diesen geistvollen leuchtenden Augen und dieser aus dem Stück gehauene

Schlächtergeselle, mit den unfreundlichen Ochsenaugen, mit diesem Antlitz voll niedriger Gemeinheit — Yuveno heißt er, ein wohlklingender Name, der so wenig auf ihn paßt, wie Euer Wohlgefallen — nur nichts für ungut, Du ungehobelter Bursche — lebt wohl, meine süße Iduna, verzeiht, daß ich Euren Geschmack nicht billige, bald hoffe ich Euch wieder zu sehen ohne lästige Zeugen, bis dahin lebt wohl, reizender Engel — erlaubt mir nur noch ein Mal zu lachen über dieß Stück Bräutigam — ha, ha, ha, lebt wohl, ha, ha, ha!"

„Der König muß in sehr lustige Gesellschaft gerathen sein," bemerkte Auson ziemlich verdrießlich außerhalb der Mauer.

„'s muß ein schlechter Spaß sein, der ihn belustigt, Se. Majestät lacht pures Holz," erwiederte der Narr.

Mittlerweile hatte Yuveno, aufmerksam gemacht durch den bekannten Klang der Stimme, welche Schmähungen über ihn ergoß, freiwillig seine bequeme Stellung verlassen und unvermerkt die im Zorne nachlässig verhüllten Züge des Abentheurers ins Auge gefaßt. In dem Augenblick, als sich der König entfernen wollte, war seine Vermuthung zur Gewißheit geworden, und man konnte einen Anflug von Schadenfreude neben dem kalten Hohn im Gesichte bemerken, als er den Entweichenden höflich aufhaltend sagte;

„Verzeiht! — Ich hätte Eure Majestät nicht auf solchen Wegen vermuthet. Erlaubt mir, Euch zu einem schicklichen Ausgang zu geleiten, es sieht nicht majestätisch aus, wenn ein König über Hecken und Zäune klettert."

Dieses boshafte absichtliche Erkennen und Enthüllen seiner Person traf empfindlich den Stolz des Monarchen. Nichts hatte ihn so sehr beschämt und beleidigt. Ein grimmiger Blick strafte den gleichmüthigen Yuveno, allein er schien ihn eben so wenig zu bemerken, als den zärtlichen, fast schwermüthigen, welchen er seiner Geliebten, mit der Hand noch ein Mal winkend zum Abschiede sandte.

„Ich wünsche Eurer Majestät einen vergnügten Abend,“ sagte Yuveno sehr vernehmlich, als er eine Seitenpforte öffnete und den König hinausließ.

„Und ich,“ erwiederte der König mit bedeutendem Ton, „ich wünsche Euch einen guten Morgen.“

Am frühen Morgen des nächsten Tages wurde Yuveno unter nichtigem Vorwande verhaftet.

Unseres Helden bejammernswerthe Verschlechterung, seine Abenteuer und andere Zufälle haben uns genöthigt, den Leser mit einigen ihm bisher fremd gebliebenen Personen bekannt zu machen. So unangenehm diese Nothwendigkeit sein mag, weil sie vielleicht das Interesse hier und da ablenkt und zerstreut, so tröstlich wird es dem Leser sein von den in den ersten Büchern aufgeführten alten Bekannten wieder eine Person anzutreffen, welche gegenwärtig in Ehrfurcht und Demuth gegen Alexis erstirbt — da sie doch in besseren Tagen, wir meinen die Tage, in welchen Alexis besser war, ihm nicht sonderlich geneigt gewesen ist. Sogleich wird der geneigte Leser vermuthen, daß die Moralität dieser Person eben nicht von der musterhaften Art sein dürfte und wir pflichten ihm bei, denn sie ist — Frau Anastasia Samboro, die Wittwe eines Mannes, den der Leser nicht so ganz und gar verachten wird. Ihr heiliger Schwindel, der nicht länger anhielt, als des Pater Hyacinth halberheuchelte Frömmigkeit, hatte sie auf immer verlassen und sie genas nunmehr eines blinden christkatholischen Sinnes, vermöge welches sie ihr Herz wie vordem namentlich ein Mal in der Beichte abwusch und mit der größten Zuversicht auf die künftigen Freuden der Ewigkeit hoffte. Ihr Gemahl ward von ihr aufrichtig beweint, denn es rührte sie bis zu Thränen, als sie erfuhr, wie sorgsam er ihrer gedacht habe. Sie erhielt dem letztwilligen Wunsch desselben gemäß vom Könige ein sehr anständiges

Jahrgeld, ward aber aus guten Gründen ihres Amtes am Hofe entsetzt. Dafür gestattete man ihr die Ausübung ihrer Praxis ohne Einschränkung, und als eine verständige Frau, die besonders viel zu erzählen wußte und am Hofe in Ansehn gestanden, gewann sie in kurzer Zeit mehr Kunden, als zu befriedigen sie für bequem fand. Obwohl sie nun mehr als ein anständiges Auskommen hatte, war sie doch immer nach mehr begierig, und die Glückliche fand auch bald eine neue Quelle zu ihrem Wohlstande in der Lüsternheit der jungen Herrchen am Hofe, welche ihre Liebeshändel, um desto schneller zum Ziele zu gelangen, gerne durch dritte Hände betrieben. Nicht als ob wir sagen wollten, sie sei eine gemeine Kupplerin geworden, nein, dazu war sie eine zu gottesfürchtige Frau, aber Briefchen zu befördern, ein Wort zu Gunsten der schmachtenden Liebhaber zu sprechen, kleine Skrupel zu entfernen und liebende Herzen sich näher zu bringen, war gewiß kein lasterhaftes Beginnen und konnte vielleicht sogar als eine äußerst fromme und heiß liebreiche Beschäftigung gelten. Daß die glücklichen Liebhaber sie mit Gold und Dank überhäuften, war nur ihr eigener Wille, denn Frau Anastasia würde nie Geld für ihre Bemühungen verlangt — sich aber auch nie vom Fleck gerührt haben, um einem Adonis, von dem weder Geld noch sonst kostbarer Dank zu hoffen war, dienlich zu sein. Boshafte Lästerungen brachten jedoch über Frau Samboro die lügenhaftesten Gerüchte in Umlauf und bei den jungen Herrn kam sie in solchen Ruf, daß sie in letzter Zeit fortwährend von neuen Kunden bestürmt wurde. Aber jetzt zeigte sich ihr ehrbarer Charakter, denn kaum merkte sie den bösen Streich, welchen ihr der Leumund gespielt hatte, als sie sowohl die neuen als auch die meisten ihrer alten Kunden, nicht ohne ihnen gehörig den Text zu lesen, gehen hieß mit dem Bedeuten, sie seien zu lockere Zeisige, um die Verwendung einer ehrbaren Frau bei einem ehrbaren Mädchen zu verdienen. Beiläufig mochte sie zu diesem Betragen auch der

unbedeutende Umstand, daß der König selbst, ein äußerst wankelmüthiger und wollüstiger Herr, ihre ganze Thätigkeit und Geschicklichkeit für seine eigenen Liebeshändel in Anspruch nahm — veranlaßt haben.

Auch dieß Mal hatte der König sie zur Mittelsperson auserwählt, denn Iduna hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er den unfreundlichen Empfang derselben gerne entschuldigte, und um jeden Preis ihre Gegenliebe zu erkaufen bereit war. Frau Anastasia Samboro richtete die ihr aufgetragene Botschaft gewissenhaft aus und erschöpfte ihre schlaue Beredsamkeit, die Tugendstrenge Idunas zu erschüttern. Das Resultat ihrer Bemühungen war jedoch keineswegs ein erfreuliches; mit Thränen theilte sie es dem ungeduldigen Alexis mit;

„Nie noch," sagte sie, „ist mir ein so starrköpfiges albernes Ding begegnet, als diese Eurer Liebe gänzlich unwürdige Iduna. Ihr Oheim und Vormund, Herr Plumppudding, ist aber wahrhaftig nicht schuld daran. Er empfing mich mit so ausgezeichneter Höflichkeit und Freundschaft, daß ich mich schon insgeheim über den glücklichen Erfolg erfreute; als ich ihm meldete, daß ich in Eurem Auftrag sein Haus besuche und in Eurer Majestät Namen um Entschuldigung des gestrigen Vorfalls bat, wurde er vollends die Güte und Zuvorkommenheit selbst, und versicherte auf seine Ehre, daß er sich nur höchlich geehrt fühlen könne, seine Nichte einer so besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen. Sodann führte er mich selbst zu Iduna und ließ mich allein mit derselben. Aber diese empfing mich mit einem Hochmuth und fahrenden Wesen, daß ich all meine Geduld zusammen nehmen mußte, um meine einstudirten Reden mit geziemender Weitläufigkeit und Sanftmuth vorzubringen. Ich hinterbrachte ihr nun einen herzlichen Morgengruß von Eurer Majestät, und benachrichtigte sie davon, wie Eure Majestät wünschten, daß sie die etwas sonderbare Weise, auf welche Ihr Euch

genähert habt, mit Eurer besondern Huld und Gewogenheit entschuldigen möge, und legte kein geringes Gewicht auf das hohe Glück, welches ihr widerfahre, indem Eure Majestät die schönen Augen zu ihr herablasse. Dann sprach ich von der Stärke Eurer Liebe und sagte ihr, daß Ihr fast die Besinnung verloren habt, so bezaubert hätten Euch ihre Reize, welche ich, beiläufig gesagt, kaum ungewöhnlich finden kann. Ich eröffnete ihrer Einbildungskraft die schönsten Aussichten, versicherte sie der Dauerhaftigkeit Eurer Empfindungen, welche sie nothwendig zur Glücklichsten aller Sterblichen machen müsse. Der Ruhm ihrer Schönheit, sagte ich, werde sich über die ganze Welt verbreiten und Könige werden Eure Majestät, Königinnen die Geliebte beneiden. Kurz, ich versuchte alle Mittel und Phrasen, womit man die weibliche Eitelkeit ködert, und machte ihr zum Schluß das Verhältniß mit ihrem Yuveno so lächerlich, als möglich. Wollt Ihr einen Gemahl, sagte ich, der König wird Euch einen zuführen, der hohen Rang, Reichthümer und Ansehen besitzt, statt des Krämersohns, den sie sich erkieset, wollt Ihr einen Geliebten, könnt Ihr wohl einen schöneren Mann im ganzen Reiche finden, als König Alexis, der sich Euch zu Füßen wirft. Ich unterließ dabei nicht, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, welche ihr Trennung ihres Schicksals von dem ihres Bräutigams geböte, denn es sei nicht unwahrscheinlich, daß Yuveno in staatsgefährliche Verbindungen verwickelt sei, welche ihm über kurz oder lang den Hals kosten und seiner Gemahlin ewige Schmach bringen würden. Das wirkte empfindlich, ich sah sie erbleichen und flüsterte ihr nun mit freundlicher Vertraulichkeit zu, daß ich selbst untröstlich wäre, wollte sich ein so schönes sittsames Kind ins Verderben stürzen. Selbst angenommen, sagte ich, daß sie den Geliebten nicht aus ihrem Herzen reißen wolle, erfordere es das Interesse ihrer Liebe, daß sie klug sei und alle Eure Wünsche befriedige, wobei sie es dann zur Bedingung ihrer Gegenliebe

machen könne, daß Ihr Yuveno frei gebt. Im widrigen Falle stände das Aergste zu befürchten, denn obgleich Ihr ein äußerst edelmüthiger und milder Regent wäret, so hieß das doch Eure Menschheit auf eine harte Probe stellen, und am Ende könne Euch Niemand tadeln, wenn Ihr Recht für Gnade, statt Gnade für Recht ergehen ließet. Um allen diesen vernünftigen Vorstellungen Nachdruck zu geben, überreichte ich ihr dann die Diamanten, welche Eure Majestät mir anvertraut, deren Glanz sie mit lüsternen Augen betrachtete, aber kalt zurückschob. Ich hatte ihr weiter nichts zu sagen und wartete nur ihre Antwort zu hören. Um sich zu sammeln, brauchte sie gar nicht lange. Nicht ein Mal Thränen hatte die gefühllose Spröde, welche nun ein vornehmes Wesen annahm und mit einem Stolz, als wäre sie eine Königin, antwortete. „Sagt dem König für alle seine Anträge meinen verbindlichen Dank, und daß ich wünsche, er möge mich seiner Auszeichnung ferner eben so unwürdig finden, wie ich jedes Eingehen auf Eure Vorschläge mit meinen Grundsätzen unverträglich. Sagt Sr. Majestät, daß ich es für ehrenvoller halte, die Braut oder Gemahlin eines ehrbaren Schlächtergesellen, wie er sich auszudrücken geruhte, zu heißen, als die Mätresse eines Königs, und daß ich der Liebe eines Mannes wie Yuveno unwürdig sein müßte, wollte ich seine Freiheit mit meiner Ehre erkaufen. Lieber wollte ich in Ehre unglücklich, als in Schmach glücklich sein; nie werde ich mit einer Niederträchtigkeit meines Geliebten Freiheit bezahlen. Was auch die königliche Majestät Grausames und Ungerechtes über ihn verfügen möge, ich werde es besser zu ertragen wissen, als die unwürdigen Anträge, welche mich zu entehren berechnet sind. Wenn Se. Majestät mich wirklich liebt, so wird er mich in Zukunft mit jeder ähnlichen Botschaft verschonen und dadurch Iduna zur Ehrfurcht und Hochachtung zwingen, wo ihr Liebe von ihrem treuen und stolzen Herzen, von ihren Grundsätzen und den Gesetzen unserer hei-

ligen Religion untersagt wird. Was aber das Schicksal Yuvenos betrifft, so kann ich nicht glauben, daß ein edelmüthiges Herz eine kleine knabenhafte Rache nehmen kann am Unschuldigen und vertraue deßhalb auf die ewige Vorsehung, welche ihn in seinen Schutz nehmen möge. Nach diesen Erklärungen werdet Ihr einsehen, Frau Samboro, daß eine zweite Zusammenkunft mit dem Könige zu nichts führen könne, was mir und ihm erwünscht wäre, und somit bitte ich Euch, mich zu verlassen und — das (hier reichte sie mir die Diamanten) einer käuflichen Person Eurer Bekanntschaft zu bringen.“ Ohne weitere Vorstellungen, zu welchen ich bereitwillig war, anzuhören, entfernte sie sich hierauf rasch in ein Nebenzimmer und ließ mich sitzen. Mir das — einer Person, die dem königlichen Hause treu und redlich gedient, deren Gemahl mehr Euer Freund denn Eurer Majestät Diener war — ich müßte keine Ehre im Leibe haben, wollte ich das nicht gedenken.“

Hierauf fing Frau Anastasia bitterlich zu weinen an, denn was sie am meisten kränkte, war, daß sich eine so junge unerfahrne Person solche Stichelreden gegen sie erlaubt habe. Während sie schluchzte, verarbeitete Alexis in seinem heftig bewegten Gemüthe die Beleidigungen der Jungfrau. Solche Widersetzlichkeit und Verschmähung war ihm noch nie widerfahren und fachte seine Leidenschaft um so mehr auf. Sie vermischte sich mit der äußersten Erbitterung, welche auf eine Rache sann, die zugleich die spröde Jungfrau empfindlich demüthigen, zugleich nicht unedel sein sollte. Mac Cuddy, dessen Bekanntschaft im Hause Plumppuddings ausgekundschaftet worden war und der sich zur Unterstützung jedes abenteuerlichen Unternehmens um so williger hergab, da er seine eifersüchtigen Besorgnisse ungegründet fand, wurde ins Vertrauen gezogen und entwarf im hohen Rath mit dem König und Frau Anastasia einen äußerst verschmitzten Racheplan. Aeußerst vergnügt ging die ehrenwerthe Versammlung auseins

ander und Jeder begab sich auf seinen Posten, die nöthigen Anstalten zu treffen. Die nächste Nacht ward unter einer gewissen Bedingung, welche von Mac Cuddy's Schlauheit abhängig war, zur Ausführung des Projects bestimmt.

Herr Plumppudding war in Geschäften verreist und die beiden Frauen schliefen in Folge eines von Zairen gemachten Vorschlags im Pavillon desselben Gartens, wo Alexis zum ersten Male mit Iduna zusammentraf. Die Nacht war jedoch dunkler als die damalige und hing wie ein schwarzes Geheimniß auf der stillen Erde. Wir führen den Leser durch sie in ein schwach erleuchtetes Gemach, wo wir die beiden reizenden Weiber malerisch auf das Lager hingestreckt erblicken. Zaire, so unschön diese unwillkürliche Bewegung des Athems zu ihrem schönen Körper paßte, schnarchte vernehmlich; Iduna aber lag mit offenen Augen da und dachte an Yuveno? — nein an den König. Da sie und jene andere Person, welche in dieser Erzählung thätig erscheint, längst gestorben ist, halten wir dafür, daß es erlaubt sei, den Inhalt ihres leisen Selbstgespräches, zur Beurtheilung eines weiblichen Herzens vorzulegen.

„Schön ist er," sagte sie, indem sie sich ein wenig dehnte, „das ist nicht zu läugnen, schöner als — Yuveno — ja, warum sollte ich das nicht gestehen, liebe ich darum Yuveno minder? Nein. Einen Schlächtergesellen schalt ihn der König — es ist wahr, der gute Yuveno ist ein wenig derb gebaut, aber das ist ja eben die männliche Schönheit — freilich seine Manieren sind etwas rauh, nicht so zierlich, edel wie die des Königs, aber er ist dennoch ein sehr edler Mensch, ein ganz vortrefflicher achtungswerther Mensch — nur ein bischen zu pedantisch. Er hat mich ganz in seinem Sinn erzogen — aber mein Gemüth ist nicht so hart als das seine. — Der schönste Mann im Königreiche ist Alexis, der Kö-

nig, welch ein Zauber liegt in dem Wort, obgleich Yuveno sagt, er sei ein Mensch wie ein Anderer, um nichts besser, um nichts schlechter. Soll ich ihn hassen — nein — aber verachten? Ich kann es nicht. Was hat er auch verbrochen gegen mich? Er liebt mich, welch ein Trost bleibt ihm, dem König, dem Gatten, dem unglücklichen Gatten! Unglücklich durch mich — der Arme — könnte ich ihm doch helfen, wie gerne würde ich es thun! Seine Anträge waren beleidigend — wahr! — aber welch andere konnte er mir machen? Die Diamanten waren einer Königin würdig — ich habe sie verschmäht mit blutendem Herzen, ach Yuveno giebt seiner Iduna nichts von ähnlicher Kostbarkeit. Er ist ein guter Mensch — der König — gewiß — er wird Yuveno nicht ermorden lassen, — nein, nein, gewiß nicht, sein Auge ist ja so sanft, ach so sanft — so sanft — — — sanft — —"

Ueberwältigt von plötzlicher Schlafsucht senkte sie ihr Haupt zurück und entschlief. In der nächsten Minute hörte man es an ihrem starken Athmen, daß sie bereits fest schlafe. Zaire überzeugte sich nicht sobald davon, als sie aufhörte zu schnarchen, sich schnell im Bette aufrichtete und an Iduna's Lager trat, um sich auch augenscheinlich von der schnellen Wirkung des ihr beigebrachten Schlaftrunks zu versichern. Dann kleidete sie sich schnell an, öffnete einige Thüren mit Vorsicht und trat auf den finstern Balkon hinaus. Hier klatschte sie leise drei Mal in die Hände und horchte ängstlich nach zwei Seiten hin, wo Iduna schlief und woher die auf das Zeichen Harrenden herbeikommen mußten. In der letzteren Richtung hörte sie das unlustige Schnauben angebundener Pferde und ein Rauschen im Gebüsch, welchem bald die Antwort auf ihr Zeichen nachfolgte. Leise flüsternd näherten sich mit raschen Schritten, zwei verhüllte Gestalten — jedoch in ziemlichem Abstand von einander, denn die Eine war wie beflügelt, die Andere hinkte keichend und mühsam

nach. Vor Frost und Angst zitternd begrüßte Zaire den erst Ankommenden mit einer demüthigen Verbeugung.

„Schläft sie?“ fragte dieser hastig.

„So fest als ob sie gestorben wäre“, antwortete Zaire bebend. Zufrieden mit diesem Bescheid eilte der Unbekannte sogleich in die inneren Gemächer, wo ihm Zaire die Schlafstelle Iduna's wies. Endlich langte auch sein Begleiter an.

Nachdem er Zairen obenhin begrüßt hatte, wollte er sogleich dem Ersteren nachfolgen; aber diese hielt ihn zurück.

„Cuddy!“ sagte sie flüsternd „wenn Du mich betrogen hast, dann sollst Du lebendig verfaulen, du Hund, und in Deinem Grabe sollen sich Wölfe sättigen. Sprich, ehrlich wie ein Türke, war der Trank Gift? Iduna ist so bleich wie der Tod und ich erschrecke bei ihrem Anblick. Gestehe die Wahrheit oder ich ermorde Dich.“

In Ermangelung anderer Waffen, denn den Dolch mußte sie mit den orientalischen Kleidern ablegen, wies sie ihm die Nägel ihrer weißen Hände, welche Cuddy ohne Umstände ergriff und sie küssend antwortete.

„Reizende Zaire — offen und ehrlich, wie ein Türke und was richtiger ist, wie ein Narr, es war nur eine Gabe Schlaftrunk. Was fällt Euch ein, sie umbringen wie eine Diebin, weßhalb — glaubt Ihr denn, daß es irgend einen Menschen nach einem todten Weibe gelüsten könne? Sei unbesorgt, Du wandelnder Stern aus dem Morgenlande, es wird ihr nichts widerfahren als Christenliebe. Der König ist ein äußerst christlicher Mann, das ist unschätzbar an ihm, er liebt seine Feinde und thut ihnen Gutes. Er wird auch ihr Gutes thun, dafür stehe ich. Er läßt seine linke Hand nicht wissen, was seine rechte Gutes thut, denn seine Frau weiß kein Sterbenswort von dieser Expedition seiner Wohlthätigkeit.“

Inzwischen war Alexis an das Bett der schlafenden Jungfrau getreten. Beim Anblick ihres bleichen Gesichtes schwankte

sein Entschluß, aber der beleidigte Stolz befestigte ihn wieder. Er war zu sehr bewegt, um in diesem Zustande sein Auge an den halbenthüllten Reizen Iduna's zu weiden. Ohne sich lang zu besinnen, faßte er die Unerweckliche sanft an den Schultern, hob sie in die Höhe und lud die schöne Last mit gleich viel Kraft als Geschicklichkeit dergestalt auf, daß ihr Haupt an seiner Achsel lehnte, ihr Busen den seinigen berührte, seine linke Hand diente ihr zum Sitz, seine rechte schlang sich um den zarten warmen Leib. Hastig wie ein Dieb stürzte er ohne Athem fort, hinaus in die kühle Nacht des Gartens, wo er — berührt von dem kalten Hauch des Gewissens, nicht selten an die unbekümmerte, vertrauensvoll schlafende Amanda dachte. Es liegt eine Beschämung in solchen Gedanken, welche die stärksten Begierden plötzlich auslöscht. Alexis fühlte sich völlig nüchtern. Wäre dieser der erste Augenblick des Entschlusses gewesen — er wäre nie gefaßt worden. Umsonst beredete er sich mit den spitzfindigen Gründen eines Naturphilosophen, daß kein Unrecht in seinem Beginnen sei — sein trauerndes Herz strafte ihn der Lüge. Jede Erinnerung an die vorwurfsfreie, warm und treu liebende Amanda nannte ihn ein Ungeheuer, einen Betrüger. Dennoch führte er sein ein Mal begonnenes Unternehmen aus, wie ein leichtsinniger Mann, aber doch wie ein Mann. Darin glich er einer anderen dem Leser bekannten Person, daß er nie auf halbem Wege umkehrte, er mochte auf Dornen oder Rosen, über Sümpfe oder lachende Fluren wandeln.

Zaire legte sich — nachdem sie so lange gelauscht hatte mit pochendem Herzen, bis der fliehenden Pferde Hufschlag verscholl — besorgt zu Bette und grübelte nach über die Art und Weise, wie Mac Cuddy's Witz dieses Abenteuer, seinem Versprechen gemäß, zur Ausführung eines boshaften Streichs gegen den Fürsten Auson benützen werde. Erst am Morgen schlief sie ein und als des andern Tages Herr Plumppudding

von seiner Reise zurückkam; erzählte sie dem Leichtgläubigen unter Vergießung zahlloser Thränen: Iduna sei heimlich in der Nacht entwichen! Etwas verwundert bemerkte der weise Gemahl:

„Ein leichtsinniges Mädchen, meine Nichte!“ und begehrte sein Frühstück.

4.

„Das ist der Mensch auf dem Throne, umstrahlt von der Glorie der Allmacht und Majestät, das die Umwandlung seines Wesens durch Erhebung, welches durch und durch veredeln sollte, das die Wirkung der Apotheose des Menschen, der Erhöhung seines Werths und seiner Kraft über die von der Natur bestimmten Grenzen hinaus, das und noch Schlimmeres wird der edelste Mensch, wenn man ihn überschätzt und vergöttert! Die Könige — nein, das Volk ist strafwürdig. Es verschenkt thöricht, was nicht sein eigen ist — das Recht über sich selbst. Wer wollte von einem Menschen fordern, und wer dürfte es als Richter, daß er allen den Lockungen des Ehrgeizes, der Habsucht, der Begier stoisch widerstehe, daß er mehr als ein Mensch sei. Ein Gott wäre der König, der die Tugend mehr als seine Macht und sein eingebildetes Recht, der sein Volk mehr als den Ruhm, mehr als seine Schätze, mehr als seine Blutsverwandten, Günstlinge, Mätressen, Lebensgenüsse, Freuden, Paläste, Kostbarkeiten, kurz mehr als Alles liebte. Ein solcher hat nie gelebt, wird nie leben. Alle beschleicht früh oder spät, doch gewiß, Verachtung, Geringschätzung oder doch Gleichgültigkeit gegen das Volk, das der größeren Anzahl nach vielleicht zuweilen aus minder begabten, minder edlen Menschen be-

steht, und diese Empfindung ist von tödtlicher Giftwirkung auf das Heil des Landes. — Was war dieser Alexis! Der anspruchlose, wiewohl vom Glück reich begünstigte Prinz, in dem noch nicht die ehrgeizige Hoffnung der Herrschsucht erwacht war; welche edle Richtung hatte sein Geist genommen, welcher Kraft und Tugend voll war sein jugendlich frisches Gemüth! Edelmuth, Stolz, Ehre, Menschenliebe, Vaterlandsliebe, — kurz die schönsten Tugenden des Mannes wachten in seinem starken Herzen. Was ist er jetzt nach einigen Jahren glücklicher und glorreicher Herrschaft? Ein niedrig denkender Wüstling, ein leichtsinniger verschwenderischer Thor, ein Schlemmer, Lüstling. Die Atmosphäre seiner Höhe hat seinen Geist benebelt, sein Gemüth verdorben, noch ist er ein Tyrann ohne Bosheit des Willens, aber ich will dieß mein theures Vaterland und sein gutes Volk glücklich preisen, wenn die Zeit nicht noch bringt, was ihm fehlt zum Bluthund von der Art der diabolischen Geister, auf welchen der Fluch der Menschheit lastet."

Diese höchst freimüthige Betrachtung wurde an einem Orte angestellt, wo sie noch heutzutage ungehindert in allen Ländern der vier Welttheile angestellt werden darf — im Gefängniß. Der Philosoph, welchem wir sie verdanken, war Yuveno, dessen Einsamkeit allerdings Stoff genug zu ähnlichen Trübseligkeiten darbieten mochte. Seltsam, wird der Leser bedenklich ausrufen, äußerst seltsam ist es und unwahrscheinlich, daß ein Liebender, dessen Geliebte gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt ist, in solcher Lage sich mit Politik und Philosophie beschäftigt; allein es ist nichts desto weniger ausgemacht, daß derlei Seltsamkeiten in dem vierzigsten Lebensjahre des Liebhabers — Yuveno ist so alt — häufig genug vorkommen. Zudem würden sich eben diese Betrachtungen für Niemand besser schicken als eben für Yuveno — den uns seit lange bekannten Bruder Secundus aus dem Bunde der „Zehen", dessen Wirksamkeit so einflußreich für unsere

Geſchichte geworden iſt. Es iſt hier nicht die Gelegenheit zu unterſuchen, ob auch alle Mitglieder dieſes von Bruder Primus ſtillſchweigend aufgelösten Vereins ſeit dem Regierungsantritt unſeres Helden freiwillig jeder Wirkſamkeit zu Gunſten der damals geheiligten Prinzipe entſagt haben, doch war Secundus, der einzige Widerſacher der in jener Zeit den Vorſchlägen Samborps entgegen war, gewiß nicht unter Jenen, welche müßig ſind, wenn ſie nicht im Vereine, in Geſellſchaft wirken können, weil ſie keine ſelbſtſtändige Einzelkraft in ſich beſitzen oder verſpüren. Genug er ſaß hier in einem übrigens anſtändigen Gefängniß, weniger darum weil er des Königs Majeſtät beleidigt hatte, ſondern weil einige nicht unwichtige Beſchuldigungen gegen ihn aufgebracht worden waren. Der König war durch Nennung des Namens nur erinnert worden an Yuveno, und eilte einer nothwendigen Maßregel zugleich den Anſchein von Rache zu geben, der beſſer vermieden worden wäre. Daraus läßt ſich erklären, warum Iduna erblaßte, als Frau Anaſtaſia eine gewiſſe Vorſtellung ſich erlaubte; denn ihr war es nicht unbewußt, daß ihr Geliebter tiefen Ingrimm gegen die Fürſten der Erde in ſeinem Buſen nähre.

Während der Regierung Severins hatte Yuveno ein bedeutendes Amt im Staate bekleidet und, wiewohl er den König haßte, dem gemeinen Weſen gedient; allein unter Alexis ſah er bald ſeinen Wirkungskreis mehr als billig eingeſchränkt, denn es war nicht mehr die mit Unkraft verbundene Willkühr, welche auf dem Throne ſaß und den Staatsdienern immer noch hinlänglichen Spielraum zur Uebung ihrer Kräfte zuließ, ſondern die Willkür eines begabten ſtolzen Fürſten, der anfangs gerne Alles ſelbſt vollbracht hätte, was im Staate zu vollbringen war. Daher trat der ſeltſame Umſtand ein, daß Yuveno ſich perſönlich unter der Regierung eines edleren Fürſten, der ſeinen eigenen Anſichten zur Hälfte huldigte, weit übler befand, als unter der eines unfähigen Tyrannen, ja daß ihm die Einſchränkung ſeines eigenen Wir-

kungskreiſes unleidlich ward. Im Verdruß darüber dankte er ab und bewachte von nun an aus dem ſicheren Verſteck des kaufmänniſchen Privatlebens die vorüberwandelnden Zeiten, um den Augenblick zu erſpähen, der ſeinem unruhigen düſteren Geiſt Beſchäftigung bringen ſollte. Bisher war Secundus allen Fallſtricken der Liebe entgangen; als Jüngling floh er die Weiber aus Scheu und Geringſchätzung, ja er haßte ſie, denn ein Paar zänkiſcher Xantippen im väterlichen Hauſe, ſeine Mutter mit verſtanden, hatten ihm das ganze Geſchlecht verleidet. In der That haben die Weiber, namentlich wenn ſie ſich im Mittelalter des Lebens befinden, für jeden unſchuldigen Knaben, der ſchon einiges Selbſtgefühl beſitzt, etwas ungemein Widerwärtiges, welches nur von einer ſo ſtarken Empfindung wie die des Geſchlechtstriebes in der Folge überwunden werden kann. Im väterlichen Hauſe lernt er gewöhnlich zuerſt und weit früher als Tugenden, die allerwiderwärtigſten Eigenſchaften der Weiber kennen. Die eiferſüchtige Eitelkeit und Putzſucht, welche der Nachbarin jedes neue Kleidungsſtück mißgönnt, die böswillige Klatſcherei, welche ihm Züchtigung und kränkende Reden einbringt, die nimmer ſatte, nimmer zu ſtillende Zankſucht, welche ihm ſeine Freuden verdirbt, endlich zudringliche und ekelhafte Liebkoſung übertragener Weibsſtücke, ſind in der Regel die erſten Erfahrungen des Knaben in Bezug auf das andere Geſchlecht. Sie wirken ſehr verſchieden auf die Denk- und Empfindungsweiſe des Jünglings — unſerem Juveno haben ſie einen unüberwindlichen Abſcheu gegen die Weiber eingeprägt. In ſeiner Jugend pflegte er ſie zwar in gewiſſen dringenden Fällen aufzuſuchen, doch waren es gewiß nur Geſchöpfe der niedrigſten Art, welche er einer augenblicklichen Laune würdigte und ohne Umſtände wieder verlaſſen konnte. Erſt in ſeinem vierzigſten Jahre fand er in Iduna eine Ausnahme von den nichtsnutzigen Weibern, das heißt, er gab ſich zum erſten Mal der Liebe Thorheit hin, jedoch nicht ohne

bei jeder Zusammenkunft vernünftige Reflexionen anzustellen, welche den Freuden der Liebe, bei einer gewissen Gemüthsverfassung und unter gewissen Charakterbedingungen einen doppelten Reiz verleihen. Iduna war ganz geschaffen für seine Liebe; ein schöner vollkommener Körper und ein über ihr Alter gereifter Verstand zeichneten sie vor andern Evatöchtern sehr vortheilhaft aus. Von Natur etwas phlegmatisch, was Yuveno nur dem Scheine nach war, widerstand sie ohne Kampf den Verführungen der Welt, welche sie nicht besonders reizten, und dachte mehr als sie fühlte. Wenn in Gesellschaft mit ihren Schwestern und Freundinnen sie einst das beliebteste Thema der weiblichen Konversation — über zukünftige Verliebung und Verehelichung — verhandelt wurde, schwieg und lächelte sie über die geschwätzige Thorheit der muthwilligen Mädchen, welche von nichts anderem sprachen, als von der Farbe der Haare, Augen, Haut, von der wünschenswerthen Statur, den Manieren, Alter und Rang der Auserwählten. Drang man in sie, auch ihre Herzensmeinung abzugeben, so pflegte sie immer zu behaupten, sie wünsche weder Jugend noch Schönheit, weder Rang noch Reichthum von ihrem zukünftigen Gatten, sondern einzig und allein ehrenveste Grundsätze, ein treues nicht thörichtes Herz, einen Charakter, der ihr Achtung und Ehrfurcht einflößte, sie mit Vertrauen in die Kraft seines Schutzes erfülle. Die Glückliche! Alle diese Wünsche fand sie in Yuvenos Besitz erfüllt, ohne daß irgend ein körperliches Gebrechen oder eine Unschönheit seinen Werth als Mann vermindert hätte. Seine große, robuste Gestalt allein gab allen Personen seiner Umgebung, selbst Männern ein gewisses körperliches Gefühl der Sicherheit, sein entschlossener nie träger oder ermüdeter Geist vermehrte diese Sicherheit noch um ein Bedeutendes. Von ehrenvesteren Grundsätzen konnte sie keinen Zweiten finden, die reinste Tugend strömte von seinen fleischigen Lippen, bewirkte seine Handlungen. Sein Herz war gewiß treu und bieder und nicht

thöricht, denn er behielt in der Liebe seinen äußeren Gleichmuth, sein lakonisch festes Wesen bei, hatte seine Ordnung in seinen Stunden, lief nie und opferte keine Minute der Geschäftszeit seiner Liebe. Ein ehrenwerther Mann wie Yuveno fand bald Zutritt bei Iduna — ein Jahr der Bekanntschaft reichte hin, Yuveno zu überzeugen, sie oder keine sei dazu geeignet, seine Gemahlin zu werden. Er entwarf daher mit vieler Weitläufigkeit und großem Aufwand an verständigen Bemerkungen, eine Liebesbewerbung in Form eines Schreibens und überreichte die Depesche seiner Geliebten selbst mit der wichtigen Miene eines Diplomaten zu gelegentlicher Prüfung. „O welch ein Mann!" rief Iduna aus, nachdem sie seinen Brief gelesen, ging mit ihrem Herzen kurz zu Rathe und da dieses nicht thöricht war, so fand sie es von der aufrichtigsten Ehrfurcht und Liebe für den äußerst schätzenswerthen Werber erfüllt. Mit glänzenden Augen sank sie in seine Arme — das nächste Jahr ward zur Hochzeit bestimmt. In der Zwischenzeit bereitete sie Yuveno durch Belehrung und Betrachtung auf den Ehestand vor und unterhielt sich jeden Abend regelmäßig eine Stunde lang mit ihr. Sie mußte auch seine politischen und religiösen Grundsätze annehmen und fand beide überall edel und göttlichen Ursprungs. Zwar lachte Zaire, zwar lachten alle jungen Mädchen und Männer über dieses hochverständige Liebespaar, allein weder Iduna noch Yuveno achteten ihres Spottes, denn sie hatten keine „thörichten Herzen."

Yuveno hatte seinen Monolog im Gefängniß kaum beendigt, als sich die Thüre öffnete und ein struppiger Kopf mit den possierlichsten Grimassen und in unstäter spaßhafter Bewegung hereinguckte.

„Ich wollte nur unterthänigst anfragen," sagte Mac Cuddy, „ob es wohl erlaubt sei, Ew. Herrlichkeit meine ehrerbietige Aufwartung auf den Hinter- oder Vorderbeinen nach Ew. Herr-

lichkeit Belieben, ob es wohl erlaubt sei, Eurer Herrlichkeit diese meine gegenwärtige Aufwartung zu machen."

„Komm herein — Narr, was willst du — verschone mich mit Dummheiten." Mit einem brillanten Purzelbaum, den er einst in einer Kunstreitergesellschaft gelernt hatte, gelangte nun Mac Cuddy auf eine eben so schnelle als kunstreiche Art in das Gemach und stand urplötzlich mit seinem verschmitzten Gesicht so nahe vor Juveno, daß dieser unwillkürlich zurückprallte.

„Ganz gehorsamer Diener! aber Dummheiten muß ich machen dürfen, wenigstens eine. In diesen Staaten sind die Dummheiten nicht verboten und ich namentlich bin privilegirt, welche zu begehen, obgleich ich deren nicht so viele machen kann, als die königlichen Beamten, welche von Amts wegen —"

„Still, Mac Cuddy, nenn' mir lieber schnell die eine Dummheit, welche Du zu begehen im Begriff bist, und verlaß mich ehestens wieder."

„Nun wohl, Ew. Herrlichkeit! Ich bin hergesandt, um im Namen des Königs die große unverantwortliche Dummheit Eurer Freilassung zu begehen. Begreift Ihr das? So wahr ich Mac Cuddy bin, in diesem Gefängniß, wo es an ehrenbedürftigen Bewohnern nicht fehlt, giebt es keinen größeren Spitzbuben außer Euch, als den, der Ihr selber seid. Aber sei es. Ich habe ein christlich frommes Herz, Ihr habt mich unlängst hart angelassen, weil Ihr ein speckblutiger Murrkopf seid, der keinen Spaß versteht, aber ich will Euch Böses mit Gutem vergelten. Kurzum, ich finde mich durch meine Großmuth veranlaßt, Euch frei zu lassen, obwohl Ihr mir nicht übel geeignet erscheint, einer Hofcharge, wie die meinige ist, das Brod zu verderben. Versteht mich recht, ich meine gewisse Leute könnten sich keine Hunde und Affen halten, wenn ihre Unterthanen alle so beschaffen wären, wie Juveno —"

„Gieb Dir keine Mühe, ich werde das Gefängniß nicht eher verlassen, bis man mir den Grund meiner Verhaftung sagt.“

„— wie Juveno, alias Secundus genannt im Bunde der Zehn, welcher nicht weiter fragen wird nach dem Grunde seiner Verhaftung, denn leicht möglich wäre, daß man ihn sonst fragen dürfte nach dem Grunde seiner nächtlichen Wanderungen jenseits des Stromes, wo man in eine wüste Gegend kommt, welche so unfruchtbar sein soll, daß es wunderbar, unglaublich und dennoch wahr erscheint, wenn ich behaupte, Ihr findet dort gleichwohl einige Narren, welche nichts Gutes im Sinne haben gegen einen andern Narren, der Euch besonders ein Dorn im Auge ist. Laßt sehen, ich will ihn herausziehen, er steckt gewaltig tief und 's ist finster, ich muß die Laterne von Lowoly bringen, die Sache zu beleuchten — meint Ihr — was? Ja so, Ihr wollt den Grund Eurer Verhaftung wissen.“

Schon bei Erwähnung des Namens Secundus war Juveno erstaunt aufgestanden; sein Befremden stieg zur Verwunderung, als er aus dem Munde Mac Cuddys Andeutungen vernahm, welche Wissenschaft seiner geheimsten Gedanken verrieth. Seine Stirne schlug drei tiefe schattige Falten zwischen den beiden buschigen Braunen, welche drohend über den hellen Augen sich bewegten. Aber seine eigenthümliche Gemüthsruhe, oder mindestens ihr Anschein verließ ihn nicht.

„Ich sehe, Du bist nicht nur ein Narr, sondern noch was Schlimmeres, ein Spion.“

„Ein Spion, Herr, ja aber kein so großer Narr, hoffe ich, wie Eure Herrlichkeit, denn ich spionire nur nach meinem Vortheil, Ihr aber seid ein Esel vor der Krippe, der nicht frißt, ein in gleichen Umständen befindliches Pferd, das den Koller hat und mit den Sternen liebäugelt — auch gut, nach Belieben, gute Dienste erfordern guten Lohn — wißt Ihr wohl, was für ein seltsamer Unterschied zwischen mir und

dem König obwaltet? Nein. Ihr sollt es wissen. Er ist ein Dummkopf aber kein Narr, ich bin ein Narr, aber kein Dummkopf. Der Dummkopf hat Euch eingesperrt, der Narr läßt Euch frei, denn Narrheit und Spitzbüberei müssen Freundschaft schließen, passen zu einander wie Messer und Gabel, was diese nur sticht, zerschneidet jenes, Ihr seid das Messer, ich die Gabel, der Braten wird sich finden. Nun scheert Euch Eurer Wege und werft diesen Mantel um."

Mag es nun sein, daß diese Reden Yuveno nicht so unverständlich waren, als dem Leser, oder glaubte er wirklich dieß Mal durch Nachgiebigkeit seiner Würde keinen Abbruch zu thun, genug, er befolgte den Rath des Narren und verließ, von diesem geleitet, das Gefängniß. Als sie ins Freie gekommen waren, empfahl sich Mac Cuddy mit folgenden Worten:

„Lebt wohl, Yuveno, ich wünsche Euch frohen Muth zu den Neuigkeiten, die auf Euch warten."

Ohne seiner Neugierde weiter Rede zu stehn, entwischte er nach dem königlichen Lustpark, wo er den Fürsten Auson trübsinnig durch die Gänge wandelnd antraf. Wie es schien war er in unerfreuliche Gedanken verloren — er seufzte ein Mal über das andere tief auf, blieb stehn, sprach mit sich selbst und ging wieder weiter, ohne irgend etwas in seiner Umgebung zu bemerken. Mac Cuddys Gesicht verklärte sich bei diesem Anblick in wunderbarer Freude, denn das Zusammentreffen mit dem Fürsten schien ihm zu sehr gelegener Zeit zu kommen. Aeußerst vergnügt rieb er sich die Hände und huschte mit großer Eilfertigkeit auf einem Seitenpfad voran, um einen Vorsprung von einigen Schritten unbemerkt zu gewinnen. Dann trat er langsam auf den Weg heraus, wo er von dem tiefsinnigen Spaziergänger eingeholt sein wollte, und begann in passender Entfernung, laut genug, um leicht gehört zu werden, folgenden Monolog:

„Armer, unglücklicher Mac Cuddy! Warum hat Dich

die Natur so stiefmütterlich behandelt, warum hat sie Deinen Körper nicht so wohl gebildet, wie den des Fürsten Auson, der nicht so viel Verstand besitzt, wie die armen Kreaturen, welche ich einst zu mannigfachen Künsten abgerichtet? Warum, o thörichte Natur, verschleuderst du deine edelsten Gaben an solche Unwürdige, die sie nicht verdienen, nicht zu schätzen wissen, warum ist kein Verhältniß in deinen Schöpfungen, keine Gerechtigkeit in Vertheilung deiner Reichthümer? Täglich sieht man die einfältigsten Menschen in den schönsten Leibern einherstolziren, täglich erwirbt ein schöner Pinsel die glänzendsten Siege über die weibliche Sprödigkeit. Darin gleichst Du den Weibern; die Dümmsten haben bei ihnen das größte Glück. Wie grausam und unvernünftig behandelst Du dagegen geistreiche Männer meiner Art! Alle Scheußlichkeiten, welche deine erfinderische Ausartung zu ersinnen vermag, bürdest Du ihnen auf, daß sie einhergehen der Welt zum Gelächter und Ekel. Nicht genug, daß diese Unglücklichen schon allein durch ihren erleuchteten Geist elend werden, denn schon bei geringer Weisheit erkennt man die Erbärmlichkeit dieser Welt, nicht genug, daß sie die Unzufriedenheit mit zur Welt bringen, nicht genug, daß ihnen alle die schönen Quellen der Glückseligkeit, welche im Bereiche des Unsinns entspringen, verschlossen bleiben, auch die edelsten und einzig unzweideutigen Freuden und Genüsse werden ihnen versagt durch deine grausame Härte — die süßesten Empfindungen des Körpers. Für alle irdischen Freuden sollen sie Ersatz finden in Kenntniß und Wissenschaft — wenn Andere essen, sollen sie gesättigt werden durch eine nach mühsamer Berechnung gefundene Ziffer, wenn Andere küssen, sollen sie mit dem Monde liebäugeln und im Anblick eines Nebelsterns der Liebe höchste Wonne empfinden! Armer, unglücklicher Mac Cuddy! Dieser Schlüssel öffnete Dir das Himmelreich, wärst Du nur so dumm wie Auson, so unverschämt wie er, so *schön* wie er. Dich mit Deinem Pferdefuß, mit Deiner

kurzen Hand, mit Deinem häßlichen Geſicht ſtellt man hin wie eine Vogelſcheuche zu ſüßen Kirſchen, lüſterne Sperlinge zu verſchrecken, Du biſt der ſicherſte Tugendwächter, denn nach Deinem Leichnam kann nur einen Haifiſch gelüſten, Du biſt ungefährlich wie ein Eunuch, Dir kann der eiferſüchtigſte Paſcha ſein Serail vertrauen. Hier an dieſer Hecke habe ich die tugendſame Fürſtin ungeſehen belauſcht — o Weiber, Weiber, was ſeid ihr für wankelmüthige Kreaturen? Hat einen zweiten Adonis zum Gemahl und ſeufzt nach einem Anderen, nach einem blöden Einfaltspinſel, nach einer Gliederpuppe ohne Herz und Verſtand. Hier zeichnete ſie mit einer Gerte fünf Buchſtaben, ein Wort, welches mit A anfing, aber nicht in Alexis ausging, wie es doch Schuldigkeit war. A, U, S, O, N! Bei dem letzten Buchſtaben ſeufzte ſie noch ein Mal tief, trocknete ſich eine Thräne aus dem ſchönen Auge und verwiſchte erſchreckt die Buchſtaben im Sande. Armer Mac Cuddy, noch ein Mal unglücklicher Mac Cuddy! Könnteſt Du nur heute, nur eine Stunde lang Auſon ſein! Welch' eine ſchöne einladende Gelegenheit! Der Schlüſſel zu dem einſamen, dunkeln Gebüſch, wo ſie um dieſe Stunde nach Auſon zu ſeufzen pflegt, in Deinen Händen, der König fern in den Armen einer Anderen — o unglückſeliger Mac Cuddy! Hier in dieſem Winkel ſoll ich den Schlüſſel im Sande verbergen, befahl mir der König, damit er unbemerkt ins Schloß zurückkehren könne — da liege — ich würde Sankt Peter nicht um den ſeinigen beneiden, wäre ich Auſon. Fort unglücklicher Narr, der Teufel verſucht Dich zu einer Narrheit, fort und vertrinke Deinen Kummer und Deinen Kitzel."

Mit dieſen Worten ſchlich ſich der ſchlaue Böſewicht, ohne umzublicken, davon.

Heilige Sittſamkeit, welch ein Anblick! Iſt's das kühne Bildwerk eines begeiſterten Künſtlers oder biſt du es ſelbſt

anmuthhauchende Aphrodite, nackte Zauberin, die ihre Schönheit nur in Nebel kleidet; lebend, glühend in der Empfindung, die dein Wesen ist? Nein, es ist ein schönes Erdenweib; so verschämt in sich gekrümmt, weinend, trostlos haschend nach irdischer Bekleidung, kniet keine Göttin auf seidenen Kissen, welche die Liebe gebettet, so schmachtet nur eine erdgeborne Jungfrau, die selbst beim unbelauschten Anblick der eigenen Blößen züchtig erröthet nach Verhüllung, so qualvolle Schaam empfindet nur das menschliche Weib, welches der Liebe höchstes Entzücken für eine paradiesische, aber durch heilige Bücher verbotene Frucht zu halten sittig belehrt ist, welches den Gürtel nur löst, um ins Bad, oder dereinst erröthend ins Brautbett der von Priestern geweihten Liebe zu steigen. Wir sehen ihn hier durch frevelnde Gewalt eines Mädchenräubers zerrissen, oder doch von einer ihm dienstfertigen weiblichen Hand. Ohne Umschweif und Entschuldigung, es ist Iduna, welche man so sieht, wie man jedes Weib vor sich sehen muß, will man sie ganz kennen lernen und nicht von den Künsten der Koketterie betrogen werden.

Wohl dem Bräutigam, der solch ein Weib entkleidet! Es ist eine große Erleichterung für den Maler und Erzähler, wenn er nur Augen, Wangen, Haare und Hände zu schildern hat, Alles Uebrige mit leicht gefalteter Draperie überhängt, denn wer vermöchte mit dem Pinsel oder mit dem Wort alle lebendigen Schönheiten des weiblichen Körpers auszudrücken? Wer es versucht hat, zögert furchtsam, es noch ein Mal zu wagen. Die kostbaren Augenblicke der Begeisterung, in welchen es einem Phidias gelingt, ein schönes Ideal mit den armen Mitteln der Wirklichkeit festzuhalten, sind selten und verduften flüchtig wie schöne Himmelswunder des Lichts. Sie fordern ist eine dem Blitz gebietende Vermessenheit.

Es ist indessen Pflicht, ein Porträt Idunas dem Leser vorzustellen. Sie zählt etwas über zwei und zwanzig Som-

mer und befindet sich daher in dem schönen Alter entwickelter vollkräftiger Blüthe. Eine ungetrübte Kindheit unter den pflegenden Augen sorgsamer Eltern verlebt, der glückliche Gleichmuth ihres Temperaments und ihr leichtflüssiges glücklich und rein gemischtes Blut haben ihren Körper vor der gefährlichen Frühreife bewahrt und langsam, aber vollkommen entwickelt. Ihre Gestalt hat eine edle Höhe erreicht, doch nicht auf Kosten des Ebenmaßes; ihr Hals ist zart geformt, von ziemlicher Länge, dagegen ihre Schultern und Arme, wie auch der ganze übrige Körper ungemein fleischig, gerundet und elastisch. Den üppigen Busen von blendender Weiße vermag sie nicht ganz zu verhüllen, so sehr sie sich auch bemüht, seine überwallende Schönheit mit den kleinen zartförmigen Händen zu verbergen. Ein Mittel gäbe es nur, dieß zu bewerkstelligen, aber sie ist zu verwirrt, um zu bemerken, daß ihr reiches kastanienbraunes Haar in dunkeln Wogen aufgelöst über den weißen Rücken fluthet, daß es hinreichte, die ganze Vorderparthie ihres Leibes, Brust und Weichen in reizende Nacht zu verhüllen. Dagegen wüßten wir keinen Rath für die Nacktheit der mittleren Parthien ihres schönen Körpers, denn hier nimmt ihre Gestalt sehr große Verhältnisse an, ihre breiten, wohlgerundeten Hüften und Schenkel geben dem zarteren Oberleib eine so starke Basis, daß sie verzweifeln muß, das Geringste dieser fast kolossalen Blöße zu verdecken. Wir fühlen daher mit Bedauern, daß sie Grund hat, das untadelhafte, schön geformte Gesicht, dessen rosige Gluth in reizendem Kontraste mit der Milchweiße ihres übrigen Körpers steht, abzuwenden, um nicht lüsternen Blicken, welche bewundernd auf ihrer Schönheit weilen, zu begegnen. Diana beschütze Deine keusche, in jungfräulicher Reinheit glänzende Haut vor der wollüstigen Berührung der Begierde.

Iduna war in jener Nacht aus dem Garten ihres Oheims entführt und in die einsame Landwohnung der Frau Samboro gebracht worden. Wer diese Frau kannte und das stille

Häuschen aus der Ferne erblickte, wie es, abgelegen von allen anderen Wohnhäusern, in solcher Entfernung, daß es unmöglich war, mit Hilfe des Gehörs oder Gesichts wahrzunehmen, welches Geheimniß in seinem Innern verborgen sei, halb verborgen in einem kleinen Wäldchen lag, konnte leicht auf einen Verdacht gerathen, der durch die Ereignisse der letzten Tage gerechtfertigt schien. Man hatte die unerwecklich Schlafende in ein dunkles Gemach gebracht, worin keine anderen Geräthschaften sich befanden, als ein seidenes Ruhebett. Hier wurde Iduna von der hilfreichen Frau gänzlich entkleidet und in das Lager gehoben. Während sie schlief entfernte sich Alexis, um zur Zeit ihres wahrscheinlichen Erwachens wiederzukehren — nach sechzehn langen Stunden, die für ihn die Länge eines Jahres hatten. Eine Stunde früher fand der Entführer sich vor ihrem Lager ein. Beim Anblick ihrer enthüllten Reize erwachten seine Begierden mit einer nie gefühlten Kraft, aber ein kalter Entschluß hielt sie so weit in Zaum, daß er nichts wagte, als einen Kuß auf die glühenden Lippen der schlafenden Nymphe. Wie von einem elektrischen Funken berührt erwachte Iduna, streckte, noch träumend, ihre Arme aus und umfing das Haupt des Verführers, indem sie es heftig an ihren wallenden Busen preßte. Kaum fühlte sie aber ihre Blöße, kaum sammelte sie ihre schlaftrunkenen, noch in Träumen schwärmenden Gedanken, als sie Alexis mit einem Schrei des Schrecks von sich stieß und anhaltend um Hilfe rief. Umsonst — Niemand antwortete, die Tugend hatte in diesen Räumen keinen Beschützer. Mit sichtbarer Todesangst sah sie sich in einem fremden Gemach — Zaire, deren Namen sie rief, erschien nicht. Eben so vergeblich waren ihre Bemühungen Kleider zu entdecken, womit sie ihre Blöße hätte bedecken können, vergeblich ihre Anstrengung den schweren Seidenstoff, mit welchem ihr Lager überzogen war, zu zerreißen, hilflos blieb ihre Nacktheit, wehrlos ihre Tugend.

Das war der Moment, der den beleidigten Alexis rächte. Gewaltiger als seine Begierden war in ihm der Gedanke der freiwilligen Entsagung. Der Geist errang in seinem Inneren einen neuen Sieg über die Leidenschaft, der edelste Stolz erhob sich gegen die anmaßende Herrschaft des Körpers und übernahm das Amt eines Tugendwächters. Wir wünschen, daß er diese edle Kraft der Selbstüberwindung in einer größeren, der Menschheit nützlichern Sache erprobt hätte. Es ist eine Eigenheit aller besseren, ich möchte sagen poetischen Geister, daß sie besser der wirklichen Versuchung, als der ihrer Phantasie widerstehen; als Alexis fern von Iduna an den höchsten Genuß ihrer Liebe dachte, riß ihn die Kraft seiner Einbildung zur Gewaltthat hin, jetzt, da er die Ohnmächtige in verführerischer Nacktheit vor sich erblickte, jetzt, da seiner Begierde kein Hinderniß im Wege lag, fühlte er sich stark genug, allen diesen Reizen zu widerstehen, freiwillig auf ihren Genuß zu resigniren. Und doch war es keine gemeine Schönheit, welche entfaltet vor seinen Blicken lag und die er bewunderte mit dem ästhetischen Wohlgefallen, welches wir beim Anblick einer schönen Bildsäule empfinden. Obgleich die Angst der unentweihten Jungfrau seiner gekränkten Eitelkeit einige Schadenfreude verursachte, stellte er sich doch nur in ehrerbietiger Entfernung hin, gleich einem Künstler, der sein Werk beurtheilen will, verschränkte seine Arme und folgte mit den Augen jeder Bewegung, mit welcher Iduna sich zu verbergen strebte, die aber in Wirklichkeit nur dazu diente, immer neue Reize zu entfalten.

„Bemüht Euch nicht, schöne Iduna," sagte er endlich, sich labend an ihrer Schaam, „strengt Eure melodische Stimme nicht zu sehr an in vergeblichem Hilferuf, es würde mich schmerzen, wenn ihr bezaubernder Klang dadurch an Reinheit und Helle verlöre. Nur singen solltet Ihr, Iduna, nicht sprechen und noch viel weniger schreien. Im Umkreise einer halben Stunde athmet hier kein Mensch, der Eure Gefahr

glaubte, denn daß die Lüge von Eurem Leib gefallen ist, um eine schöne, ja göttliche Wahrheit zu enthüllen, dürfte schwerlich in den Augen der Welt für ein so schweres Unglück gelten. Welche Widerwärtigkeit könnte Euch wohl begegnen, da Ihr Euch in der Gewalt, aber auch im Schutze eines Königs befindet? Wahr ists, die Jungfräulichkeit Eures Körpers ist ernstlich bedroht, ein verschmähter Liebhaber wird sich an ihr rächen. Süßes Unheil der Liebe habe ich über Euch gebracht; welchem fühlenden Manne wäre es möglich, solchen Reizen zu widerstehen? Keine Störung habe ich hier zu besorgen, keinen Widerstand; denn unnütz wäre es, wollte Eure Schwäche mit meiner überlegenen Kraft einen ungleichen Kampf ringen. Keine Strafe habe ich zu fürchten für das schöne Verbrechen, denn ich bin der König — Euer Haß, Eure Verachtung ist mir gleichgültig. Tausend Jungfrauen, die Euch an Schönheit nicht, doch an Strenge nachstehen, werden mich für den Mangel Eurer Huld trösten. Sprich, reizende Iduna, glaubst Du, König Alexis wird diesen glücklichen, einsamen, unbewachten Augenblick ungenützt verschwinden lassen? Nur die Großmuth vermöchte dieß Opfer zu bringen. Ihr habt sie nicht verdient. Ich sah Dich, Iduna, und mein Blut war entzündet, ich liebte Dich und meine Krone hätte ich Dir zu Füßen legen mögen, Alles Dir opfern, mein tugendhaftes Weib, meine Ehre, mein Dasein! Ich bin nicht Herr meines Willens, meiner Gedanken, seit ich Dich gesehn, mein ehliches Lager ekelt mich an, die Freuden Anderer sind mir Qual. Nichts lebt in mir, als meine Liebe — selbst das hohe Pflichtgefühl hat sie überwältigt. In dieser Stimmung bot ich Dir Liebe für Liebe zum süßen Austausch, nein, ich forderte mit gutem Recht den Preis für mein entwendetes Herz, den Trost der Gegenliebe für meinen ungeheuchelten Schmerz. Du aber gabst mir Verhöhnung zurück für Anbetung, Haß für Liebe, kalten, schonungslosen Tadel für verzeihliche, Dich nicht beleidigende Verirrung.

So, ſtolzes Weib, haſt Du die Liebe getödtet, aber nicht die Begierde, jene abgewieſen, dieſe genährt durch Kränkung. Hätteſt Du die Liebe erwiedert und Beherrſchung der Begier gefordert, bedungen, ſo hätte ich Dich bewundern können als ein tugendſtrenges, edles Weib, und meine Liebe würde das Opfer gebracht haben. Aber für Haß und Spott tauſcht man nicht opfernde Liebe — ich muß Deiner Verachtung würdig werden, ſüße Iduna, mein Stolz wird ſich rächen im Genuß. O, wie Du bebſt vor Abſcheu und Furcht, Deine Angſt iſt ein Labſal meiner Rache — doch beruhige Dich, Deine Unſchuld iſt ſo ſicher wie in den heiligen Mauern eines Kloſters, Alexis iſt kein gemeiner Wüſtling, ich bin befriedigt, denn ich bin gerächt. Meine Hände werden kein Weib umarmen, das mich verhöhnt und geringſchätzt, meine Begier ſelbſt iſt kein ſo ſchlechtes verächtliches Ding, daß ich ſie einer Gefühlloſen widmen möchte — — Iduna, ich liebe Dich mehr als mein Selbſt, es geſchah nicht auf mein Geheiß, daß man Dich Deiner Kleider beraubt hat, aber eben dieſe unwürdige Gefälligkeit einer allzudienſtfertigen Dienerin, die Du beleidigt haſt, hat Dich vor Entweihung beſchützt. Ermiß, ob ich Dich liebe: Dein Geliebter, obwohl gerecht in ſchwerem Verdacht, iſt frei und harrt Deiner — um den kleinen Preis eines Händedrucks, einer kleinen Ueberwindung Deiner Schaamhaftigkeit mir zu Liebe, will ich Dich verlaſſen und nie wieder ſehn. Magſt Du glücklich ſein mit einem meiner Feinde, ich entſage Dir freiwillig und völlig, und kehre mit blutendem Herzen in die unglückliche Oede meiner Pflicht zurück — füge mich in Deine Tugendweisheit, welche da eine Verſündigung erblickt, wo die Vernunft nur ein menſchliches Begehren ſieht, und deſſen Erfüllung für eine erlaubte Auskunft hält."

Welche Tochter Evas würde wohl durch ſolche Beredſamkeit, die wie ein geiſtiger, aber ſüßer Trank von ſchönen Lippen ſtrömte, ungerührt geblieben ſein? Sie müßte ein Herz

von Marmor und eiserne Nerven haben, sie müßte verständiger sein als Ulysses, und keuscher, fühlloser als Diana. Er war unglücklich aus Liebe zu ihr, ein König unglücklich aus Liebe — welch ein reizender Gedanke! Und dieser Edelmuth, diese großherzige Resignation, diese Löwengroßmuth, welche eine schöne Beute mit Thränen frei giebt! Selbst die sündhafte Gewaltthat, welche sie, aus dem väterlichen Hause entführt, fern von den schützenden Laren entkleidete — war sie nicht aus dem Wahnsinn der Liebe entsprungen? O, nur der liebt, der solcher Verbrechen fähig ist, nur der liebt, der den Verstand durch seine Leidenschaft verliert. War nicht die Kraft der Liebe in seinem Verbrechen eben so stark wie in der Entsagung, war es nicht Liebe, welche seine Sinne berückt und sie gestählt hat zum Entbehren, war es nicht dieselbe versöhnliche Empfindung, welche ihn zu einer tollkühnen That hinriß und dann zur Tugend begeisterte? Ertrage eine Vestalin diese, über alle Bedenken der Sprödigkeit und Schaam siegenden Gedanken mit kalter Empfindungslosigkeit — Iduna nicht. Sie war versöhnt, gerührt, erschüttert, hingerissen, kürzlich verrauchte schöne Träume waren verwirklicht, Yuveno, der kalte, berechnende Thor, der zwei Jahre ohne Kampf entsagen konnte, vergessen, ein Strom von Thränen machte ihrem entflammten Herzen Luft. Schluchzend reichte sie dem König die Hand, duldete seine brennenden Küsse, und als er tief seufzend, nach Luft haschend, hinwegeilen wollte, hielt sie ihn mit sanfter Gewalt zurück. Noch war ja kein Wort über ihre Lippen gekommen, noch konnte sie ihn nicht um Vergessenheit ihrer Liebloſigkeit anflehen, noch konnte ein kleiner Groll in seinem edlen Herzen zurückgeblieben sein. Er widerstrebte nicht — wie konnte er auch, er liebte sie ja. Immer häufiger wurden Idunas Thränen, immer lauter ihr Weinen. Unfähig, sich zu fassen, verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust und ihren Busen, damit sein Schatten wenigstens zur Hälfte ihre Blöße verdecke. Gab es wohl ein an-

deres Mittel, die unbarmherzige Nacktheit zu verbergen? Er küßte überwältigt ihre Thränen auf; so konnte er ihre Blößen nicht gewahren, sie umschlang ihn weinend, damit ihr Körper nicht nackt sei, es beruhigte ihre Schaamhaftigkeit ungemein, ihren Körper bedeckt zu fühlen. So konnte sie Fassung erwarten, um ihm zu sagen, daß sie ihn wie einen Gott verehre — vielleicht sogar liebe. Der gütige Alexis eilte nicht, seiner grausamen Drohung Erfolg zu geben, er umschlang sie vielmehr mit versöhnendem Liebesfeuer, brennend hafteten seine Küsse auf Idunas Lippen und Wangen, und das erste Lebenszeichen ihrer plötzlich erwachten Liebe war — Gewährung.

„Hierher, Meister Yuveno," flüsterte Mac Cuddy, „aber fein sachte und behutsam, denn hier ist ein Heiligthum der Liebe. Ihr behauptet, mein Herr habe Eure Geliebte entführt, ich sage das Gegentheil. Ich will Euch die Sache des Breiteren erzählen und auseinander setzen. Merkt auf, wie Alles kam. Just wie ein Gewitter in der Nacht, Wolken, das bedeutet Traurigkeit, Regen, das bedeutet Thränen, Blitz, das bedeutet Zorn der Liebe, Donner, das bedeutet Zank, oder ich weiß nicht was. Mein Herr, der König und Iduna, Eure Braut begegneten sich. In der Nacht? Ein seltsames Begegnen, werdet Ihr sagen, aber das thut nichts. Gut, sie begegneten sich. Da kamen sie an einander, mein Herr wollte nicht nachgeben, da entführte ihn Iduna und brachte ihn hierher, um den Streit mit ihm auszumachen. Möglich, daß er sie nachher geführt, verführt und überführt hat, das geb' ich zu, und dann könnt Ihr Euch am besten durch den Augenschein überzeugen. Hier ist der Kampfplatz, dort das Fenster beleuchtet ihn. Es ist heiß hier, aber dort kommt noch eine wärmere Luft heraus — ich rieche Feuer und Brand; sollte der König so hitzig sein? Kommt näher

hierher, so, nur leise aufgetreten — dieß ist das Haus der Frau Anastasia Samboro — eine sehr ehrenwerthe Frau, muß ich Euch sagen, und ehmalige Hebamme am Hofe. Eine schöne Vorbedeutung — der König wird ihr etwas zu thun geben. Ich frage Euch nun, wollt Ihr durch dieses Fenster sehen, wie sich Fräulein Iduna befindet? Ja. Gut, ich will Euch hinaufhelfen, aber seid behutsam. Ihr werdet jedenfalls erfahren, was es zu bedeuten hat, wenn ein König Euch einen „guten Morgen" giebt. — Wie aber da hinaufkommen, es ist hoch. Hier auf dieses Gesimse will ich treten und mich an der Mauer fest halten. Ihr aber steigt auf meine Schultern, so werdet Ihr mit dem Kopf gerade hinauf reichen. So recht, immer höher — oh — au — uff, beim Stier Apis, Ihr seid ein Monstrum, wiegt so ein Tausend Pfund, Ihr erdrückt mich. — Ich bitt' Euch um Gotteswillen, haltet Euch oben an den Gitterstäben, hebt Euch in die Höhe, laßt mich ausruhen, ich will Euch dann gerne wieder statt einer Leiter zum Herabsteigen dienen — so, Gott sei gepriesen — wie schön Ihr da hängt, seht ja nicht ohne Brille hinein, wenn man so ins helle Feuer sieht, kann man leicht blind werden! — So, jetzt empfehle ich mich Eurer Herrlichkeit, in einer Stunde will ich wieder nachfragen — ha, ha, ha, ein herrlicher Streich! Ich will verdammt sein, wenn ich nicht die Gassenjungen aus der Nähe herbeirufe, damit sie sehen, wie Ihr dahängt, wie man einen fetten Stockfisch auf die Dürre legt. Ihr werdet etwas schwitzen, armer Herr, und der König, wie wird sich der über Euren Anblick freuen! Der Spaß kostet Euch ein Paar Rippen, oder ich bin ein Pikelhäring. Ihr hängt just hoch genug, um Euch den Hals zu brechen, wenn Ihr herabfallt. Wohl bekomm es Eurer Herrlichkeit! — ha, ha, ha!"

Iduna schrie laut auf. Als Alexis sich umblickte, sah er Yuvenos zornglühendes Gesicht mit dick aufgeschwollenen Adern und glotzenden Augen am Fenster. Die krampfhaft

geschlossenen Fäuste des unwillkommenen Zuschauers umklammerten mit großer Anstrengung die eisernen Gitterstäbe, mit Mühe stemmte er Brust und Ellenbogen auf das Gesimse, um sich das eigene Körpergewicht zu erleichtern, aber an seinem Schnauben erkannte man, wie sauer ihm die Anstrengung wurde. Rasch sprang Alexis auf, warf einen Theil seiner Kleider über Idunas Gesicht und Schooß, und befreite sich durch einen kräftigen Stoß auf Juvenos Brust von der widrigen Störung. Mit einigen Kontusionen und aufgeschundenen Händen langte der betrogene Bräutigam, noch immer glücklich genug bei so hartem Fall und unmäßiger Korpulenz, in der Tiefe an. War er seiner Philosophie ein Optimist, so mußte er sich gestehen, daß sich der glücklich preisen kann, der aus einer so verzweifelten Lage mit blauen Flecken davon kommt; denn erstens hätte er ersticken müssen, wäre er noch länger hängen geblieben, zweitens hätte ihn der König ermorden können, drittens hätte sein Sturz leicht die Integrität seiner Gliedmaßen für die Zukunft problematisch machen können. Das größte Unglück war daher der boshafte Anschlag des Narren; was darauf erfolgte, war eine ausgezeichnete Gunst der Göttin Fortuna, die sein sacrum os, das einzige, welches in Gefahr gerieth, gnädig in ihre Schürze nahm.

Ein Fatalist wird uns beschuldigen, daß wir für das Prinzip seines thörichten Glaubens arbeiten, wenn wir den Leser von dem Schauplatz dieser tragikomischen Szenen in das einsame Lustgärtchen der Königin führen, um ihm dort zu zeigen, wie die tugendsame Amanda, welche wir stets mit Hochachtung und Liebe behandelt haben, und die sich, wie wir noch in diesem Augenblicke hoffen, nie unserer aufrichtigen Werthschätzung unwürdig machen wird, den verwegenen Auson keineswegs mit genugsamer Strenge empfängt. Es versteht sich von selbst, daß er den Schlüssel sorgfältig aus

dem Sande herausgekratzt, benützt und nicht die geringste Argliſt von Seiten des Narren geargwöhnt hat; denn welcher eitle Thor, dem ſein Spiegel gerade keine Impertinenzen ſagt, glaubt nicht, wenn ein Anderer ſeine Vollkommenheiten rühmt? Zudem waren in dem Monolog des ſchlauen Menſchenkenners Mac Cuddys einige wenig ſchmeichelhafte Stellen enthalten, welche es dem Fürſten, ganz wie der Narr vorausſah, vollkommen glaubwürdig machten, daß dieſer in ſeinem Selbſtgeſpräch nichts als ſeine aufrichtige Meinung, Wahrheit und wirkliche Empfindung ausdrücke. Es iſt ausgemacht, ſetzte Mac Cuddy mit Grund voraus, daß die Menſchen durch nichts feſter von ihrer eigenen Lobwürdigkeit überzeugt werden, als durch den Ausſpruch beurtheilender Menſchen, welche nebenbei tadeln. „Wenn ich z. B. ſo laut, daß es Auſon hört, zu mir ſelbſt ſagen werde: Auſon iſt ein Tropf, aber die Königin liebt ihn; ſo wird er unfehlbar gerade das glauben, was am wenigſten wahr iſt, nämlich das Letztere.“ Und der Narr hatte Recht. Auſon glaubte, die Mißgunſt habe ihn einen Tropf geſcholten, aber der Neid müſſe eingeſtehen, daß er geliebt ſei. Er ſelbſt, unabhängig von der Ueberzeugung des Narren, glaubte nun feſtiglich ſchon ſo viele Wahrzeichen einer ausgebildeten Leidenſchaft an der Königin wahrgenommen zu haben, daß er ſich verſucht fand, einen mäßigen Theil Blödſinn, der ihn verhindert habe, ſich von dem geheimen Liebesgram Amandas vollſtändig zu überzeugen, bei ſich ſelbſt vorauszuſetzen. Er hatte daher nur noch einen kleinen Strauß mit ſeiner angebornen Gutmüthigkeit und mit ſeinem Pflichtgefühl zu beſtehen, ehe er die nöthigen Schritte, welche dem erklärten Liebhaber der Königin zukommen, muthig unternahm. Er legte ſich zu dem Ende einige Fragen vor, welche wir hier in logiſcher Ordnung, die ſeinen Gedanken mangelte, aber von uns nicht vernachläſſigt werden ſoll, aufſtellen und mit ſeinen eigenen Worten beantworten werden.

„Erſte Frage. Iſt es erlaubt, nach dem Weibe Deines Nächſten zu begehren?

Antwort. Ja — unbedingt, denn das Begehren iſt keine Thätigkeit unſeres Willens, ſondern ein aufgedrungener Naturtrieb.

Zweite und Hauptfrage. Iſt es erlaubt und nicht ſündig, dieſem Begehren Folge zu leiſten, und des Nächſten Weib leiblich zu genießen?

Antwort. — J — a — ja! Ein Mal nämlich ſteht es feſt, daß zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts ein unbeſtreitbares Recht beſitzen, ſich fleiſchlich zu vermiſchen, dieweil keinem Dritten, er ſei, wer er wolle — vorausgeſetzt, daß man nur von erwachſenen Menſchen ſpricht — die Befugniß zugeſtanden werden kann, in Leibesſachen eines Anderen, dieſem eine beſtimmte Obſervanz und Anwendung der vorhandenen Genußfertigkeit vorzuſchreiben; dieweil ferner die eigene Neigung oder der Naturtrieb des Begehrens unfreiwillig die Wahl der zur Vermiſchung ſchicklichen Individuen beſtimmt und jedes Dawiderhandeln als ein Eingriff in die Rechte der Natur, nicht nur von wegen der damit verbundenen Gefahren für das höchſteigene organiſche Selbſt, ſondern zugleich auch aus Rückſichten der Nächſtenliebe, als eine höchſt verwerfliche Niederträchtigkeit gegen ſich und die andere Parthei dem unbefangenen Verſtande erſcheinen muß. Zweitens kann ſelbſt in dem Falle keine Einſchränkung dieſer Berechtigung ſtatt finden und zugeſtanden werden, wenn die eine oder die andere zur fleiſchlichen Vermiſchung bereitwillige Parthei bereits durch ein Ehegelbbniß, oder ſelbſt durch wirkliche und perfekte Ehe an einen Dritten oder eine Dritte verbunden ſein ſollte. Da man nämlich über ſein Herz nicht gebieten kann, ſo kann dieſer Vertrag nur ſo lange gültig ſein, als das Herz gehorcht; wird es aber widerſpenſtig, ſo iſt gar nicht zu bezweifeln, daß der Vertrag, als naturwidrig, ungültig und kraftlos werden muß. Selbſt das

nicht zugegeben — kann die angeschworene Liebe nicht auch dann noch fortbestehen, wenn das Fleisch sich einem Anderen ergiebt? Gewiß, die Erfahrung hat es gelehrt. Drittens ist in dem vorliegenden Falle bereits die Treue von einer Parthei gebrochen, folglich die Verpflichtung der anderen stillschweigend aufgehoben. Viertens wird durch fleischliche Untreue dem Gatten kein realer Schaden in seinem Eigenthum zugefügt. Fünftens kann eine erwachsene Frau weder durch Kauf noch Heirath das Eigenthum eines Mannes werden, denn sie hat selbst kein Recht, sich auf ewig einem Manne zu verschenken, sie ist ihm bloß geliehen, zur Nutznießung in Pacht gegeben und kann sich zurückfordern, wann und so oft es ihr beliebt. Kurz und gut, die Sache ist ausgemacht, und je mehr ich nachdenke, desto mehr Gründe entdecke ich, welche die Frage außer Zweifel setzen.

Vierte und Nebenfrage. Ist es wohl freundschaftlich von Dir, die Frau Deines Königs und Freundes zu verführen?

Antwort. Hm! freundschaftlich? Dumme Frage, einfältige Frage, sehr alberne Frage. Ist er denn dein Freund? Gut, dann ist er dir ein Opfer schuldig. Bringt er denn ein Opfer, wenn seine Frau mich liebt? Nein. Er muß sich also darein fügen. Er nennt dich Du — ist das schon Freundschaft? Er hat dir Ehrenstellen gegeben, das war seine Schuldigkeit. Er hat dir ein Pferd geschenkt, ein schönes Thier, ein herrliches Thier. Ich habe mehr für ihn gethan, ich bin ihm nichts schuldig. Zudem, nach was begehre ich? Nach einer Frau, die er nicht mehr liebt, die er verschmäht, die er überdrüssig ist. Er hat sie verlassen, betrogen. Liebt er sie dennoch, so muß er mir danken, daß ich sie tröste. Liebt er sie nicht, so hat er kein Recht mehr an sie. Wenn mein Freund ein Kleid wegwirft, ist es schlecht oder unfreundlich, wenn ich es aufhebe und für mich behalte? *Thue* ich es nicht, so thut es ein Anderer — was nützt das

ihm? Er will sie nicht mehr haben, gut, so kann er mir sie abtreten, wenigstens in so weit es ohne Skandal möglich ist.

Fünfte Frage. Ist es wohl vernünftig, der Frau eines Königs nachzustellen?

Antwort. Es ist keine Gefahr dabei. Sie wird mich nicht verrathen, denn sie liebt mich, kein Verräther kann uns belauschen, und der König liegt eben in den Armen einer Anderen und hat keine Zeit und keinen Argwohn."

Diese letzten Fragen wurden bereits innerhalb des kleinen Asyls erörtert. Mit der Frage „ist es auch freundschaftlich" öffnete er das kleine Pförtchen, bei dem Bedenken „hm" trat er hinein, und bei der Frage „ist er denn dein Freund" schloß er die Thüre hinter sich wieder ab. Nun war kein Rückschritt mehr denkbar, die Leidenschaft hielt ihn fest, obgleich sein zartes Gewissen ihm noch eine Menge Fragen vorlegte, welche jedoch mit einem Male beseitigt wurden, als er die Königin erblickte. Sein Athem stockte und eine drückende Zaghaftigkeit hielt ihn an der Stelle gebannt. Sie schien blaß, leidend, aber so unbefangen, wie er sich kaum eine geheim Liebende denken konnte. Wie der Narr es vorausgesagt hatte, erschien sie ohne alle Begleitung mit einem Buche in der Hand und musterte die letzten Blumen des Herbstes, pflückte einige und wankte nach einer einsamen ganz verborgenen Laube, wo sie zu lesen pflegte. Unschlüssig wie ein Dieb, der zum ersten Male stehlen will, eilte Auson an den Eingang und verbarg sich, so gut er konnte. Amanda, in sich versunken, bemerkte ihn nicht und war bald im Dickicht verschwunden, sie ahnte nicht, daß der heiße Athem der Begierde die Heiligkeit dieser Zufluchtsstätte des geheimen Grams, der beleidigten Gattenliebe und des gekränkten Stolzes entweihe. Frömmler werden sagen, das Gewissen habe Auson zurückgehalten, aber es war im Grunde nichts, als jene menschliche Schwachheit, die Jeder eben so bei guten als bei bösen Thaten, wenn sie wichtig und gefährlich sind, einige Augenblicke

empfindet. Unkräftige Geister nur können von ihr zum Umkehren bestimmt werden, aber wen Erfahrung und sichere Berechnung gegen sie gestählt, der kürzt sie gemeiniglich durch eine rasche Unternehmung ab. Auson gehörte weder zu den überaus Kräftigen, noch zu den empfindlichen Zärtlingen, welche ein Gemüthsbewegung, sie sei noch so klein und knabenhaft, mit ängstlichen Bedenken nähren. Der Zustand der Unentschlossenheit war ihm so schlimm als eine Krankheit, und obgleich er sich fünf Minuten lang ihrer nicht erwehren konnte, so that er doch in der Zwischenzeit sein Möglichstes, sie zu bezwingen. Er streckte sich daher bald heroisch empor, öffnete seine Augen weit, stieß einen gehemmten Hauch aus zum Zeichen seiner endlichen Entschlossenheit, bog den Oberleib vor, um sich zum Vorschreiten zu zwingen und sah seine Bemühungen von einem glücklichen Erfolg bekrönt, denn die Beine eilten, den sinkenden Körper zu unterstützen, damit er nicht hinfalle. So ein Mal in Bewegung gesetzt, ging er langsam fort und näherte sich freiwillig auf mannigfachen absichtlichen Umwegen und zuweilen stehen bleibend der Königin. Der Zufall kürzte seine Selbstqual ab, denn als er unbefangen aus einer Hecke hervortrat, sah er sich unvermuthet vor der Königin. Der Ausdruck der Ueberraschung verschaffte ihm auch den Vortheil, daß es schien, als habe er die Einsame nicht aufgesucht, sondern zufällig lustwandelnd begegnet.

So unvermuthet der Königin diese Störung kam, so war sie doch bei weitem nicht so heftig erschrocken, als Auson befürchtet hatte, ein schwacher Laut der Ueberraschung war die einzige Folge der unerwarteten Erscheinung.

„Bitte Eure Majestät tausend Mal um Entschuldigung," stotterte Auson verlegen, „ich fand zufällig das kleine Pförtchen offen und konnte der Neugierde nicht widerstehen, diese reizenden Anlagen zu besehen — dachte nicht, daß ich Eure Majestät in Ihrer Einsamkeit stören würde."

Amanda lächelte gnädig, denn die lügenhafte Ausflucht hatte der Wahrscheinlichkeit genug für sie, die unbefangen und ohne Argwohn war. Sie war es zufrieden, daß Auſon ſich mit ihr über gleichgültige Dinge, welche meiſtens die edle Gartenkunſt betrafen, unterhielt und ermunterte ihn ſogar dazu, indem ſie einige Fragen an ihn richtete. Auſon nahm das für ein glückliches Zeichen und gewann daher bald ſeinen frohen Muth wieder. Wir übergehen einen ſehr wortreichen Theil dieſer Unterredung und greifen den Faden des Geſprächs da wieder auf, wo es eine andere unſere Intereſſen berührende Wendung nahm.

„Der König," ſagte Amanda, „liebt dieſes Plätzchen nicht, er ſagt, es ſei zu finſter, zu ſchwermüthig. Er iſt heute nicht am Hofe — könnt Ihr mir ſagen, Fürſt Auſon, welches Geſchäft ihn abrief und wo er weilt?"

Auſon ſchwieg verlegen, als der ſchönen Frau freundlich fragender Blick prüfend auf ſeinen Lippen haftete. Die Auskunft der Wahrheit, die er wußte, wagte er nicht zu geben, eine Lüge dieſem Engel gegenüber ſchien ihm ein noch größeres Verbrechen. Bei ſeinem anhaltenden Schweigen verfinſterte ſich Amandens Stirn; ſie wiederholte ihre Frage nicht, aber eine ſchmerzliche Erinnerung ſchien in ihrem Herzen angeregt. Traurig in ſich gekehrt, ja ſelbſt etwas verlegen und ſchamroth, zerpflückte ſie einige Blumen. Sie ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen, wie ihre nächſte Frage zu ſtellen ſei.

„Seid Ihr noch mein Freund, Auſon?" fragte ſie endlich, ſo ſanft und niedergeſchlagen, daß der Befragte ſich ſehr unheiter gerührt fühlte. Seine fröhliche Philoſophie ging in Liebeswehmuth unter, er ſchämte ſich des infamen Selbſtgeſpräches, welches er vor Kurzem abgehalten.

„Euer Freund — wer könnte es nicht ſeyn" antwortete er „ich kann mich nicht freuen über dieſe Frage Eurer Majeſtät."

„Verzeiht mir, Auſon, ich bin nicht mißtrauiſch von

Natur, aber man ſagt: ſelbſt die Liebe erkaltet zuweilen, um wie viel mehr die Freundſchaft? Man hat traurige Beiſpiele von erkalteter Liebe, ſehr traurige Beiſpiele. Oft habe ich von dergleichen geleſen und jedes Mal hat mich dabei eine unbeſchreibliche Angſt ergriffen — o es muß ſchrecklich ſein, ſich von denen, die man liebt, verlaſſen zu ſehen. Ich bin ſehr zur Traurigkeit geneigt, Fürſt, und quäle mich oft mit thörichter Beſorgniß. Ich denke vielleicht zu wenig, aber ich fühle deſto mehr — mein ganzes Leben iſt ein Wechſel von Schmerz und Freude — —. Ich habe mich längſt darnach geſehnt, Euch allein zu ſprechen — jetzt iſt der Augenblick da, erlaubt mir, daß ich ihn nütze. Ich kann Euch wohl vertrauen, Fürſt? Gewiß, gewiß. Ihr werdet es nicht mißdeuten, wie jene widerwärtigen Schranzen, welche mit ſelbſtgefälligem Lächeln antworten, wenn man ihnen ſchmerzliche Vertraulichkeit erweiſt. Ihr entſinnt Euch, mir einſt geſagt zu haben: „ich wünſche, daß wir uns glücklicher wieder ſehen" — ja gewiß ſehr glücklich. Der Himmel hat mein Schickſal ſeltſam, aber ſchön gefügt, ich bin die glückliche Gattin meines geliebten Feindes, Ihr ſeid deſſen wärmſter und getreueſter Freund — die himmliſche Süßigkeit der Verſöhnung haben wir Alle empfunden. Aber mein Glück währt zu lange — ich fürchte, vielleicht thöricht, der Himmel werde nicht immer Sonnenſchein und ſtrahlende Heiterkeit bieten — o Auſon, ich habe manchen ſchrecklichen Wechſel erfahren, und zittere in Todesangſt, denke ich, es könne wieder verloren werden, was ich gewonnen durch eine gnädige unverdiente Schickung. Ich kann nicht weit ſehen in die dunkeln Räume der Zukunft — belehret mich, Fürſt, ihr überſeht den Horizont meines kleinen Schickſals, ſagt, droht mir kein Unglück? — Ihr ſchweigt, aber Eure Geberden ſind furchtbar beredt — ſtill, laßt mich nichts wiſſen, daß mir doch der Troſt in der Qual des Zweifelns bleibe. Ich war oft ſo glücklich in meiner Selbſttäuſchung, daß ich ſie liebe wie wirkliche Freu-

den; ich hatte oft Ohren, die nicht hörten, Augen, die nicht sahen, und noch immer habe ich ein trauriges Herz, das nicht glaubt. Ich will von Euch nichts erforschen, Fürst — Ihr seid der Freund meines Gatten, den ich unaussprechlich liebe — und den ich seit Monaten — ich könnte Euch die Zahl der Secunden angeben — vergeblich in meinen Gemächern erwarte. Ich habe euch mehr vertraut als gut ist, vielleicht auch als wahr ist, und doch sagt man von Euch nicht immer Gutes — nicht immer Gutes von dem unzertrennlichen Freund meines Gemahls. Eure Königin demüthigt sich, Euch zu bitten, Fürst Auson, hört, ich bitte, ich beschwöre Euch, bleibt sein und mein Freund und thut was dieser Doppelfreundschaft würdig ist."

Wunderbare Wirkung weiblicher Beredsamkeit! Auson, der fröhliche Epikuräer, der erst vor Kurzem von „fleischlicher Vermischung" gesprochen, ist bis zu Thränen gerührt und von der Tugend der Königin durchdrungen und angesteckt! Die zartsinnige Klage der Königin, ihr schonender Vorwurf geht ihm durchs Herz und läßt Zerknirschung, Frömmigkeit und Erbauung zurück. Wie ein reumüthiger Sünder vor dem Beichtvater, steht er vor der engelsreinen Frau, die Ehrfurcht drückt ihn nieder, er sinkt auf seine Knie und stammelt mit herzbrechender Stimme: „Verzeihung!"

„Steht auf!" rief Amanda, scheu um sich blickend, „daß Euch kein mißgünstiges Auge in dieser Stellung erblicke — o Eure Demuth ist ein trauriges Geständniß, eindringlicher als Worte redet sie mir die Gewißheit meines Unglücks ein. Ich fühle, daß ich verlassen und betrogen bin, und Ihr, Auson, seid des Königs Freund, sein Begleiter, wenn sein Leichtsinn auf Abenteuer ausgeht, vielleicht sein Verführer. Bitter, todesbitter ist diese Gewißheit, steht auf, Fürst, geht, laßt mich mit meinem Schmerz allein, thut, was euch ziemt, versöhnt Euch wieder mit der Ehre und ich will Euch verzeihen."

Auſon blieb knieend zu ihren Füßen liegen. Er wollte nicht eher aufſtehen, bis er ein aufrichtiges Bekenntniß ſeiner Gedankenſünden abgelegt und ſo ſich ſelbſt der Möglichkeit einer neuen Verirrung beraubt haben würde, er wollte geſtehen, daß er ein Sünder ſei und ihre Tugend gegen ſich waffnen, damit ſeine tollkühnen Begierden verzweifeln müßten. Die geringſte Falte ſeines Herzens wollte er ihrem Richterauge entdecken, damit er ihr nicht mehr nahen dürfe mit geheimen Gedanken, über deren Ausſprechung ſie erröthen müßte.

„Verzeihung, gnädigſte Frau, Verzeihung nicht nur für meinen Leichtſinn, ſondern auch für eine verbrecheriſche Abſicht. Ich kann Euch nicht verlaſſen, ohne mein ſchwer belaſtetes Gewiſſen zu entladen, ohne mich Euch auf Gnade und Ungnade, zur Beurtheilung, zur Strafe ergeben zu haben. Wißt denn, unglückliche Frau, daß ich ſtrafbarer bin, als Euer Gemahl, daß nicht der Zufall, ſondern die Leidenſchaft mich hierher geführt, daß ich Euch liebe, anbete. Seit ich Euch zum erſten Mal erblickt, iſt Euer Reinheit und Tugend ſtrahlendes Bild nicht von meiner Seele gewichen, mehrere Jahre lang kämpfte ich mit einer ſtets wachſenden Leidenſchaft bis heute, bis zu dem Augenblick, als ich es wagte, meinen Fuß in dieß Heiligthum zu ſetzen, Eure Einſamkeit mit meiner niedrigen Gegenwart zu entheiligen. Euer unverdientes Vertrauen, gnädigſte Frau, Euer gerechter Schmerz und die Reinheit Eurer Geſinnungen haben mich beſchämt, und eine verbrecheriſche Leidenſchaft beſiegt — ich will Euch nicht länger betrügen, erhabene Frau, mit gleißneriſcher Freundſchaft, ich will Euch nicht länger verhehlen, was ich denke und fühle, damit Ihr ermeſſen könnt, in wie weit mir zu vertrauen iſt. Könnt Ihr mir nach dieſem Geſtändniß verzeihen — dann will ich beruhigt von Euch ſcheiden und ermuthigt von dem Bewußtſein eines edlen Zwecks die Kraft meiner Liebe nur zur uneigennützigen Verbeſſerung

Eures Glücks durch Freundes Wachsamkeit und Freundes Rath verwenden. Eure Verzeihung ist der Segen meines Willens, und das letzte Wort aus Eurem Munde wird mein Geleitspruch sein, der alle meine Handlungen zum Guten wenden wird. Verhängt Ihr Gnade oder Strafe über mich; ich werde Beides mit Ergebung tragen und mein letzter Athemzug wird die tugendhafteste Königin preisen."

„Ist das Eure Kraft, Ihr Herren der Schöpfung," rief die erstaunte Königin aus, „der Freund verräth den Freund, der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater um gemeinschaftlicher Begierden willen! Und auch Ihr, Auson, habt es über Euch vermocht, einem ehrlosen Begehren, das Treubruch an der Freundschaft und Pflicht erheischt, in Eurem Busen Raum zu geben, Ihr, der kalte fröhliche Auson, dessen leichtes Blut zum Sprichwort geworden ist am Hofe? O dann will ich gerne meinem Alexis Alles verzeihen, denn er fühlt heftig und bricht die Treue nur seinem Weibe, das ihn gesättigt. Er wird zurückkehren an meine unverwandelte Brust, sie unentweiht und warm finden von unauslöschlicher Treue. Geht, ich verzeih' Euch, Fürst, ich werde den nicht strafen, der mich liebt, das vermag kein Weib, aber geht, damit die Königin nicht Vermessenheit und Beschimpfung zu rächen gezwungen ist. Ich werde Euch nicht hassen, Auson, obgleich ihr meines Gemahls Freundschaft mit Undank belohnt habt, ich erlasse Euch die Erfüllung Eurer edlen Vorsätze. Die Liebe vermag Viel zu sprechen, aber sie durchbricht gewaltig die Schranken der Ehre, wenn sie ihr im Wege stehn, und kehrt sich nicht an die Gesetze, welche die Vernunft ersonnen. Ich beklage Euch, Auson, und werde von Eurer undankbaren Liebe nichts fordern. Thut nichts, was meinem Heil entgegen sein könnte, und Ihr habt mich befriedigt. Geht, Auson, Ihr könnt mein vertrauter Freund nicht mehr sein, da ich von Eurer Liebe weiß, ich kann keinen Dienst von Euch begehren, denn Ihr seid durch mich

unglücklich. Es mehrt meinen Schmerz, zu wissen, daß Ihr leidet. Geht, der angeborne Frohsinn mag Euch aufrichten; denkt nicht daran, mir zu dienen, da Ihr Euch selbst nicht dienen könnt. Geht, guter Auson, und nehmt meine Achtung mit."

So endigend reichte sie ihm liebreich die Hand, gleichsam um ihn aufzuheben. Er ergriff sie mit Inbrunst, bedeckte sie mit Küssen und rief entzückt aus:

„Amanda, du mehr als ein Weib, ich bete dich an, aber — — — — Jesus Christus! — — ich — bin — ermordet!"

Blutend sank er in den Schooß der Königin. Wie ein Blitz aus heiterer Luft, hatte ihn der giftscharfe Degen des Königs durchbohrt. Röchelnd erhob sich der Unglückliche noch ein Mal, den Mörder zu schauen; schaudernd stand Alexis vor ihm.

„Blindwüthiger Thor — — zur Unzeit traf — mich — deine blutige Rache — nie weniger — hab ich — deinen Zorn verdient — als in — dem Augenblick. — Dein Weib — ist rein — wie das Licht — unwerth ihrer Du — der zehnfache Fluch — eines Sterbenden — über Dich — tödtest Du die Schuldlose. — Leb wohl — Alexis — mein Freund — — ich verzeihe Dir — unter Bedingung — keine Kränkung — der Schuldlosen — Tugend — sie — Pflicht — Ehre — Du — Versöhnung — Treue — schuldlos, schuldlos — beim ewigen Gott — Hilfe — Tod — ha —!"

Verbleichend sank sein Haupt zu den Füßen der ohnmächtigen Amanda, und seine erkaltenden Hände wühlten sich ein in den Sand. Die Konvulsionen des Todeskampfes traten schnell ein, denn sein Herz war durchbohrt, zerfleischt von der mörderischen Klinge, als sie der König entsetzt aus der Wunde riß. Es ist schwer, gräßliche Mordszenen angemessen zu schildern, denn über allen Ausdruck erhaben ist das mit Leidenschaften rasch wechselnde Entsetzen. Alexis war zu auf-

geregt von dem beleidigenden Anblick, der das Blutvergießen verursachte und dem schaudervollen Gedanken an seine übereilte That, um die Worte des Sterbenden zu achten. Als er den unglücklichen Freund blutend hinstürzen und sterben sah, schreckte er erstaunend über die eigene Grausamkeit zurück, denn der kaltblütigste Barbar vermag Menschenblut nicht ohne Schaudern zu vergießen. Er war herbeigestürzt mit dem Entschluß, den Freund und die Gattin seiner Wuth zu opfern, der Zufall lenkte seinen mordbereiten Stahl zuerst nach dem Herzen seines Freundes; der Gedanke an den zweiten Mord wich nach der That bestürzt zurück und verbarg sich in dem Hintergrund seiner von Grausen erfüllten Seele, über die erwachende Barmherzigkeit mit dem Todten, in stürmischer Aufregung verwandt mit der Wuth, rief ihn zur Rache der Beleidigung und der vollbrachten Unthat zurück. Schuldiger erschien ihm die Lebende als der bereits Geopferte, strafwürdiger das ihre Würde, ihre Pflicht vergessende Weib als der leichtsinnige Mann, der gewohnt ist, überall an selbst sich darbietenden Früchten zu naschen, es sei nun im Bette der Jungfrau, oder in dem einer pflichtvergessenen Ehefrau. Auson war ihm theuer, den Zorn sühnte sein Tod, die Freundschaft überlebte ihn, die Wuth kehrte sich gegen Amanda. Schon wollte er zum zweiten Mal den noch blutigen Degen erheben und in schäumender Raserei die Besinnungslose ermorden, als mitten durch den rauschenden Blutstrom ein lächelndes Kind einhertrippelte und unbefangen nach der todtkranken Mutter rief. Da entsank der Degen seiner kraftlos zitternden Hand, ein Schrei des Schmerzes entrang sich seiner Brust und die blutbefleckten Mörderarme streckten sich sehnsüchtig, der bewegten Vaterliebe gehorchend, nach dem lallenden Kinde aus. Im nächsten Augenblick hob er es hoch zu sich empor und preßte es so heftig an seine Brust, daß es in dringende Gefahr gerieth, erdrückt zu werden von der wilden Vaterliebe.

Seltsam kontrastirte der heitere Himmel mit dieser ergreifenden Gruppe, aber seltsamer noch des Narren fein und höhnisch lächelndes Schalksgesicht, welches sich nun im Gebüsch zeigte. Mac Cuddy besaß keinen Muth, aber desto mehr unverschämter possenhafter Keckheit, welche, wie er wohl wußte, weniger beleidigte, als jener auf dem Bewußtsein des eigenen Werths gegründete Seelenzustand. Er näherte sich daher zwar mit Vorsicht, aber im Gefühle der Sicherheit, welche stets auch mit der Mitleid erregenden Erbärmlichkeit verbunden ist.

„Großer, furchtbarer Monarch!" sagte er, mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit die Geberden des erschütterten Vaters beobachtend, um jedes gefährliche Zeichen zur rechten Zeit noch wahrzunehmen, „Ihr seid ein sehr zornmüthiger, hitziger Mann, deßgleichen in unserem gepriesenen Irland nicht zu finden ist. Wehe dem armen Mac Cuddy, wenn Euch einst diese unbesonnene Mordthat reut, das Blut des unglücklichen Spaßmachers wird über mein unschuldiges Haupt kommen. Mein ist die Schuld nicht, daß er hier alle Vier von sich streckt, als wäre er gemeines Aas; ich habe Euch nicht gesagt: „Bringt ihn um." Hättet Ihr ihn verdammt, jedes geile Weib, das sein begehrt, zu befriedigen, so würdet Ihr ihn gerecht bestraft, erhalten und der Menschheit noch dazu eine Wohlthat erwiesen haben. Jammerschade um das schöne Fleisch! für dieses glatte Gesicht, für diese wohlgeformten, tüchtigen Schenkel, und alle übrigen fehlerfreien Gliedmaßen dieses Leichnams gäbe ich gerne mein einträgliches Amt hin und verlegte mich auf das noch einträglichere Cour-Machen. Prinzessinnen würden mich mit Reichthümern überschütten, adelige Damen mich, gleich einem Schmuckhalter, mit Brillanten bedecken, Bürgers-Frauen würden ihre Männer bestehlen, um meine Taschen mit Gold zu füllen. Ich würde vernünftiger wuchern mit diesem Pfund, als dieser todte Narr, dem es nichts eingebracht, als Lobsprüche feiler Dirnen und

einen frühzeitigen Tod. Er war wie die verdammungswürdigen Knicker, welche ihr Pfund vergraben, er war kein spekulativer Geschäftsmann, der aus dem Seinigen zehnfachen Nutzen zieht. Laßt ihn anständig begraben, denn er war ein Dummkopf. Wenn er auch ein Dieb war, so verdient er doch ein ehrliches Begräbniß. Sein Verbrechen steht im richtigen Verhältniß mit seinem Verstande; hätte er mehr besessen, so wäre er ein größerer Schurke gewesen, hätte er noch weniger gehabt, so verwette ich meine Seligkeit darauf, daß er ein ehrlicher Mann geblieben wäre. Er war einer jener mittelmäßigen Halbnarren, die heute redlich sind, morgen in die Spitzbüberei hineinpfuschen — nichts ausgemacht, weder ein Hallunke, noch ein Biedermann; ein Thor von der Sorte, welche in der Welt stets in ungeheurer Anzahl vorräthig ist; ein gewöhnlicher Menschenaffe, von deren Genossenschaft alle Straßen wimmeln; einer von Euren getreuen Unterthanen, die Euch heute vergöttern, morgen erwürgen, die überall ihre guten Freunde und Spießgesellen haben, und es weder mit dem Heiligen noch mit dem Teufel verderben; eine jener verdammten Alltagsseelen, für welche das Fegefeuer erschaffen worden ist. Die Leichenrede ist gemacht, laßt ihn in drei Tagen richtig begraben, denn am vierten wird er sonst anfangen zu stinken, wie es in der Regel und der üblichen Verfaulungsweise der meisten Kreaturen angemessen ist.“

„Sei mir gegrüßt, hohläugige Mitternacht — über die furchtsam schweigenden Berge — schreitet langsam mit feierlichem Ernste einher — die schwarzgelockte bleiche Botin aus dem Lande der Todten. Von den entfleischten Schultern fließt ein dunkel Trauergewand, von dichtem Flor, die Gegend verhüllend mit seiner Finsterniß. — Ihres Hauptes schwarze Locken glänzen von Miriaden Sternen — ihre Brauen

sind Wetterwolken, ihre Blicke fahle Blitze — und ihr Athem ist der heulende — auf den Gräbern gerne weilende — Grausen erregende — Nachtsturm. — Wenn sie spricht, verbergen sich Menschen und Thiere, und ihr gräßliches Schweigen erstarrt der Sterblichen Blut zu Eis. An ihrem Busen flattern buhlende Eulen, Fledermäuse spielen mit ihrem fliegenden Haar. Wenn sie erscheint, öffnen sich Gräber, die Todten steigen heraus aus der Erde Schoos und erfassen mit den dürren fleischlosen Händen ihr Gewand, sie zu geleiten in gespenstigen Schaaren bis zu dem Thor der nächsten Stunde; die wilde Jagd durchbraust die erschrockenen Lüfte, wenn sie mit den Geistern der Verstorbenen über die Erde wandelt, und ihr Geschrei, vermischt mit dem Gestöhn der Sterbenden, mit dem hohlen Geisterruf der Warnung, mit dem Gekrächz der Uhus, mit den Wehklagen der Verdammten, den Flüchen der Gemordeten, dem Wehruf des Todtenvogels, dem Angstschrei des Traums, dem Gekrächze des Alp — verbreitet Entsetzen und Grausen über die schlafenden Fluren. Weh dem belasteten Gewissen, wehe, wehe, die Ermordeten wachen auf, enthüllen ihre blutenden Wunden und schreien durch die öde Nacht: Wehe, Wehe, Wehe!"

Alexis schauderte ob der gräßlichen Schilderung. Wir finden ihn bleich und furchtbar entstellt von den unverkennbaren Spuren des Wahnsinns, im leichten Nachtkleide, welches Brust und Arm nicht bedeckt, an der Hand Angelikas auf dem hohen Balkon des königlichen Palastes. Die unglückliche Schwester selbst ist einem Gespenst mehr ähnlich als einem lebenden Wesen. Sie ist in Trauer gekleidet, aber ihr Haupt ist von keinem Schleier bedeckt; unverhüllt ist das gespenstige, durch Gram und Krankheit abgezehrte Gesicht, ihre gläsernen Augen verbreiten einen matt schimmernden Glanz, das reiche gänzlich gelöste Haupthaar der schwärmerischen Jungfrau fällt gelöst über die entblößten bleichen Schultern und verschwindet weiter unten in der Finsterniß des Gewan-

des. So steht sie mit Alexis an dem marmornen Geländer, erfaßt mit ihren kalten Fingern seinen nackten Arm und greift mit der anderen Hand in die Luft hinaus. Es war genau die Zeit, welche sie beschrieben hatte — in langsamen feierlichen Schlägen verkündete die Glocke Mitternacht. Die Exaltation der Nachtwandlerin erregte mit dem Schlag Zwölf ihren höchsten Grad, sie rang ihre mageren Hände, rollte ihre Augen, rief Wehe, Wehe, Wehe! und sank dann wieder plötzlich furchtsam dem kranken Alexis an die Brust. Dieser schien durch Zaubergewalt an sie gebannt, er folgte allen ihren Bewegungen, lächelte wild mit ihr und wiederholte ihren Wehruf. Beider Aufmerksamkeit war auf einen kolossalen Schatten gerichtet, der sich in einiger Entfernung unbeweglich zeigte — die alterthümliche Kirche St. Christoph, deren erleuchtete hohe Bogenfenster wie glühende Augen herüberschauten. Man senkte dort unter schauerlichen Gesängen den Leichnam des erschlagenen Freundes in die tiefe Familiengruft — der jüngste, der letzte Anson ging zu seinen Vätern.

„Komm, Geliebter," sagte Angelika, indem sie den Sträubenden fortzerrte, „komm hinüber, komm hinüber. Ich weiß ein stilles freundliches Thal, da wohnt in einsamen Hütten die treue Liebe. Friedliche Hirten hüten dort Lichtblumen von dem schönen Grund, weidende Sterne singen melodische Weisen, küssen fromme, treu liebende Mädchen. Dort, mein Geliebter, betten unter himmlischen Sängen lichtglänzende Englein, mit brennenden Herzenssternen auf der weißen schimmernden Brust, unser Brautlager, streuen duftige Blumen darauf und harren unser. Komm, mein Geliebter, wirf die staubigen Hüllen von Dir, entkleide die glühende Braut, bade mit ihr in ambrosischem Gewölk und besteige die duftenden Kissen. Laß mich von Deinen Lippen die Wonnen der Seligen trinken, in Deinem Auge die Herrlichkeiten des Himmels schauen, gieße die Flamme aus Deiner Brust in mein dürstendes Herz, nimm mich auf in Dein süßes Wesen. Komm,

mein Bräutigam, Angelika dürstet nach den Freuden im Thal der treuen einzigen Liebe!“

Wahnsinnig lächelnd umschlang Alexis ihren kalten Nacken und, zweien Schatten gleich, schwebte das Geschwisterpaar über die Marmorstufen hinab, öde Straßen entlang, zu den weit geöffneten Pforten des Doms. Tausend Lichter und Fackeln erglänzten in seinem Innern und beleuchteten die schwarzen Tücher mit Wappenschilden, welche die Wände mit Trauer verhüllten. Vor dem mit Flor behangenen Hochaltar erhob sich hoch ein prächtiger Sarkophag, der von einer bestürzten Menge in weitem Kreise umgeben war. Der monotone schleppende Gesang der Priester wurde von einförmigem Orgelspiel begleitet. Dem Alle ergreifenden Eindruck dieser ungewöhnlichen Feierlichkeit war es zuzuschreiben, daß die beiden Nachtwandler von der andächtigen Menge nicht bemerkt wurden. Sie verbargen sich hinter einer Säule, wo sie den ganzen Schauplatz überschauen konnten, ohne neugierige Blicke auf sich zu lenken; denn alle Anwesenden überließen ihre Sinne dem traurigen Schauspiel, welches heute zur ungewöhnlichen Stunde die verlassene Einsamkeit der Kirche unterbrach. Es galt den Leichnam eines allgemein geliebten Menschen der ewigen Nacht zu überliefern. Schon sah man in der Nähe des Sarkophags die eröffnete Gruft, welche ihn aufnehmen sollte, und wer zu entfernt stand, um die schwarze Oeffnung sehen zu können, konnte doch an der kühlen Luft verspüren, daß das Grab ihn behauche. Nicht lange währte es, so bewegte sich der Sarg von seiner Höhe langsam herab und senkte sich unter dem Kerzenschimmer, mit welchem betende Priester die feuchten Stufen erleuchteten, hinab in die Behausung der Todten. Langsam verhallte der Mönche Gesang in der unterirdischen Tiefe und wurde endlich als ein schwaches Gemurmel vernehmbar. Einige von den Zuschauern folgten dem Sarge nach, die meisten aber schlichen schweigend, den Hochaltar dreimal mit dem Zeichen des

Kreuzes begrüßend, aus der Kirche. Nur Einer blieb zurück, wenn seine Trauerkleidung nicht trügt, einer der Angehörigen des Verstorbenen. Sein graues Haar und der unsichere wankende Schritt zeugten von seinem Alter, die Blässe seines abgestorbenen Gesichts von tiefem Schmerz. Scheu blickte er um sich, zu erforschen, ob er nicht belauscht werde, dann trat er vor den Altar hin und erhob, seine ganze Gestalt zur gespannten Höhe aufrichtend, die rechte Hand.

„Räche Du, furchtbarer, allmächtiger Gott, räche diesen schändlichen Frevel gegen mein Blut, räche ihn an dem Mörder mit Deinem vernichtenden Zorn, mit Deiner schrecklichsten Strafe Schmach! und Krankheit über seinen Leib, ewige Verdammniß seiner verruchten Seele!“

Also rief er halbleise vor dem Tabernakel des Allerheiligsten. Mit seinen Worten verklang das Orgelspiel und weit hin hallten seine Schritte, als er sich langsam hinschwankend entfernte.

„Das war der Fluch eines Vaters über den Mörder seines Sohnes! Fürchte Dich nicht Alexis, kraftlos ist der Fluch eines Sünders. Sicher ist Dein Seelenheil, folgst Du den Schritten Deiner Angelika. Ich bin Dein guter Geist, und die Englein des Himmels haben Deine Seele in meinem Herzen aufgehoben. — Komm, mein Alexis — Du frierst, Frost schüttelt Deine Glieder, Du bist krank und verzagt. Komm, eile — dort unten in der Tiefe will ich Dir einen Heiltrank bereiten, der Dein Herz erwärmt, Deine Kraft belebt.“

Allmählig verdunkelte sich das ungeheure Kirchengewölbe immer mehr, denn die müden Kirchendiener löschten die noch brennenden Lichter aus, während Angelika und ihr unfreiwilliger Bruder in die Gruft hinabstiegen. Schauerlich erhaben war der Anblick, der sich jetzt ihren wirren Blicken darbot. Hier lagen in unabsehbarer Reihe die zahlreichen Ahnen der uralten Ausonschen Familie, Männer, Frauen, Kinder und nahe

Blutsverwandte in marmornen Särgen, auf deren Deckel man kolossale Bildsäulen der Verstorbenen hingelegt hatte, so daß es schien, als wären hier die Todten zum Schlaf gebettet, in unverwesliches Gestein erstarrt. An den Wänden sah man Urnen in geräumigen Nischen die Herzen und Eingeweide bewahren, aber auf ihren Inschriften las man nichts als trockene Namen und Zahlen, fade Gemeinplätze bezahlter Epitaphienschreiber, nicht die Geschichte der Leiden und Kümmernisse, unter welchen diese Herzen gebrochen waren. Die Kunst hatte sich hier erschöpft in gräßlichen Bildwerken, die fühllose Betrachtung hatte hier Sinngedichte und Ermahnungen hinterlassen, aber das schweigende Mitgefühl fand hier keine Geschichte des vergangenen Lebens und Leidens, keine tröstende und warnende Belehrung in den alltäglichen Sprüchen und Sentenzen, deren Sinn immer derselbe war: memento mori, gedenke der irdischen Vergänglichkeit, das Leben ist kurz — der Tod ist unser Aller endlicher und sicherer Gewinn! Das Gräßliche dieser ewigen Wiederholung wurde in dem Augenblicke noch erhöht durch die gleichbedeutenden Sprüche der Mönche, welche im tiefsten Hintergrunde — wo nur ein kleiner Raum des Gruftgewölbes von unzähligen Fackeln erleuchtet werden konnte — halb sangen, halb sprachen. Sie hatten den Leichnam in einen der beiden steinernen Särge gebracht, die schon lange bereit waren, die Ueberreste der Ausons aufzunehmen; der andere war für den Vater des Ermordeten bestimmt. Der Tod sollte sie einander näher bringen, als sie im Leben einander gestanden, der Tod, der die Liebe, Freundschaft, den Haß und Schmerz der Menschen überlebt. Er ist der allmächtige Lebenswandler, dessen Kraft kein Erdending widersteht, der Ausgleicher alles zwieträchtigen Lebens, der ewige creator und recreator mundi.

Die heilige Ceremonie der Bestattung war zu Ende, schon setzte sich ein kleiner Zug von singenden und betenden Mönchen in Bewegung, die Gruft zu verlassen. Kein Einzel-

ner trennte sich von ihr aus geheimer Furcht, den wachen Geistern der hier Schlafenden zu begegnen. Daher wurde es der entschlossenen Angelika, die in der äußersten Nervenspannung alle Zaghaftigkeit des Weibes verloren hatte, möglich, den träumerisch hinstarrenden Bruder in den Schatten eines kolossalen Grabmals zu zerren, um sich den Blicken der andächtigen Priester zu entziehen. Hier stand, aus karrarischen Marmor gehauen, ein riesiger Todesengel, dessen kühne Umrisse grausig im zitternden Kerzenschein schimmerten. Abweichend von der Art seiner Genossen, die Bedeutung seines Werkes in einem Augenblick der Begeisterung wahr erfassend, hatte der Künstler den Genius der Weltverjüngung nicht als einen hinfälligen, morschen Greis mit dürren Gliedmaßen und verzerrtem Gesicht, sondern in jugendlicher Kraftblüthe und Schönheit, in hoher Gestalt und reizender Stellung, ganz nach dem Vorbilde des Gottes der Liebe, mit Liebe gebildet. Nur die Sichel in der einen, die Sanduhr in der anderen Hand, deuteten auf das ernstere Geschäft hin, welches man ihm zuschreibt. Angelika umklammerte die Kniee der Bildsäule, lehnte ihre Wange an deren kalte Lenden und zog Alexis zurück hinter den Soken der Statue. So erwarteten sie heftig athmend den frommen Zug. Zuerst wandelten zarte Knaben im langen Kirchengewande, sichtbar von Angst befangen, vorbei; ihnen folgten im Chorhemde einige Priester, welche starr vor sich hinblickten, und eifrig beteten, um ihre aufgeregte Phantasie niederzuhalten. Sie drängten sich unwillkürlich enger zusammen, als sie das ernste Antlitz des Steinbildes gewahrten, und verdoppelten ihre Schritte in der Nähe des Ausgangs, welchen die furchtsamen Knaben, schleunig die Treppe hinanklimmend, bereits verlassen hatten. Ihre Gebete waren verstummt, ihre Andacht verweht in dem kalten Grufthauche. Zuletzt sah man einige Kirchendiener, welche eine hölzerne Tragbahre, das Sargtuch mit den Wappenschildern, den Degen und Mantel des Verstorbenen sammt anderen Rangin-

signien desselben, erloschene Fackeln und Kandelaber vorbeitrugen. Sie allein waren ohne Furcht geblieben, und schwatzten ziemlich vorlaut und gleichgültig über den Begrabenen und die beendigte Ceremonie, über einige Fehler und Ungeschicklichkeiten, welche dabei vorgefallen waren. Es war ihr Tagwerk, Gestorbene zu beerdigen, die Gruft zu säubern, Kirchengeräthschaften in Ordnung zu bringen und in den geheiligten Räumen der Andacht und der Behausung der Todten Wache zu halten. Zwar sind gerade diese furchtlosen Menschen am wenigsten von Aberglauben frei, aber die Phantasie hat bei ihnen keine Kraft und überdieß wissen sie sich durch eingelernte Bannsprüche recht wohl mit Geistern zu verständigen, falls ihnen solche, was selten ist, begegnen sollten. Einer von ihnen, der Gewissenhafteste in seinem Amt, musterte sorgfältig und mit geübtem Kennerauge alle Gegenstände in der Gruft, um zu entdecken, was etwa durch die Zeit oder die Fahrlässigkeit seiner Untergebenen, schadhaft geworden wäre. Seine prüfende Aufmerksamkeit ließ ihn gewahren, daß ein Finger des Todesengels gebrochen sei. Unbedenklich und ohne auf das Drängen seines eilfertigen Kollegen, des einzigen, der noch in der Gruft weilte, näherte er sich dem Grabmale, um das Fragment auf der Erde zu suchen — da begegnete er plötzlich dem stieren, wahnsinnigen Blick des fröstelnden Alexis und stürzte mit einem Schrei des Entsetzens wieder von hinnen. In einer Sekunde verschwanden die letzten Lichter in dem einsamen Gewölbe und unmittelbar darauf stürzte mit einem donnerähnlichen Getös die Fallthüre nieder. Langsam verdröhnte der Wiederhall in dem weiten Gewölbe — und das Geschwisterpaar war allein mit den Todten.

„Freude mit uns, Alexis!“ jubelte in wilder Leidenschaft die Jungfrau, indem sie ihn begierig umarmte und mit brennenden Küssen bedeckte, „Freude mit uns, wir sind allein, allein mit den Todten, allein mit Gott, allein mit gereinigten Geistern, an der Pforte der Seligkeit. Gestorben ist die sün-

dige Welt, gestorben sind ihre widrigen Lüste, gestorben unsere Leiden, todt, todt ist mein Jammer. Hörst Du nicht Engelsharfen und schmelzende Gesänge, welche unsere Seele mit nie gefühlter Wonne durchschauern, siehst Du nicht geöffnet die Räume des Lichts, siehst Du nicht die duftenden Himmelsgärten, wo selige Engelsgestalten in reizender Verklärung umherwandeln und goldene Früchte von ambrosischen Bäumen pflücken, siehst Du nicht nackte Genien mit süß lächelnden Mienen die Räume des ewigen Lichts, das die Sonne überstrahlt, durchschwärmen, siehst Du nicht, wie sie Küsse winken und mit den zarten Schwingen Zephyrsäuseln erregen? Sie haben unser Brautlager gebettet, sie winken uns einladend hinauf — komm, süßer Alexis, komm eilig, auf den Schwingen der Liebe trag ich Dich hinauf, komm, mein froher Bräutigam, schüttle den Staub von den Locken und — eile!"

Mit der unwiderstehlichen Gewalt des Wahnsinns schleifte sie das bleierne Gewicht des Unglücklichen fort über das kalte Marmorgetäfel, die ganze Gruft entlang bis zu dem Sarge, worin Ausons Leiche lag. Trotz der dichten Finsterniß fand ihr nachtgewohntes Auge den Weg dahin.

„Halte Dich fest an meinem Gewand — folge mir muthig — es geht ins Leben, in das Thal der treuen Liebe. — Hier ist eine Urne — weiche ihr aus, mein Lieber — halte Dich rechts — eile, schon höre ich Hochzeitstöne — jubelnde Engel — komm, mein Geliebter — so, hier weile — reich mir die Hand — hier gieb sie dem todten, erschlagenen, glücklichen Freund!"

Sie waren zur Stelle. Hier lag Auson im offenen Sarg, matt beleuchtet von den Mondstrahlen, welche durch eine an der Decke des Gewölbes befindliche, vergitterte Oeffnung hereinfielen. Oede Stille folgte auf das schneidende Geschrei des exaltirten Mädchens, nichts unterbrach das Schweigen des Grabes, als die hörbaren Schläge der Herzen und das widerwärtige Pfeifen — der Ratten. Heerdenweise trippelte

dieß ekle Gezücht über den Marmor, begierig nach der frischen Kost, deren Geruch sie aus allen Winkeln der Gruft herbeilockte. Ohne durch die Anwesenden sich im Geringsten stören zu lassen, umschwärmten sie mit frecher Zudringlichkeit den Sarg, sprangen auf den Soken hinauf und suchten emsig eine Oeffnung, um zu dem ersehnten Aas zu gelangen, aber nur einigen gelang es, mit kecken Sprüngen an das Ziel ihrer Wünsche zu kommen. Sie benützten ihren Vortheil mit gefräßiger Hast, zernagten die seidenen Sterbekleider, und bohrten ihre mit spitzen Zähnen bewaffneten Schnauzen in das süße Menschenfleisch ein. Schmähliches Schicksal des Hochmuths! Verachtend den Schooß der Erde, die den Tod zersetzt in frisches Leben, in junge Pflanzen, deren Blüthen sorgliche Nachkommen erfreuen, bauen sich eitle Glückspilze, die sich Große nennen, prächtige Gruftgewölbe, um selbst nach dem Tode der Gemeinschaft mit Aermeren ihres Gleichen zu entgehen, und dienen dem ekelhaftesten von allem Ungeziefer, das sich von Exkrementen nährt, zum willkommenen Fraß!

Alexis befand sich in einem Zustande von Sinnlosigkeit, die ihn ganz zum unfreiwilligen Werkzeug fremden Willens herabwürdigte. Er fühlte das Gräßliche seiner Lage, aber keine Kraft, sich ihr zu entringen; wie einem zauberischen Dämon gehorchte er dem verzückten Weibe. Ohne einen anderen Widerstand als den seines Gewichts zu leisten, ließ er Angelika seine rechte zitternde Hand und duldete es, wiewohl mit Schaudern, daß sie dieselbe geschäftig mit den eisigen, steifen Fingern des Leichnams verschränkte.

„Du bist versöhnt mit dem Freund!“ sprach sie nach einer Pause feierlich, „Du bist nicht sein Mörder — ich, ich habe ihn getödtet. O, er liebte mich innig und dankbar — dankbarer als Alexis. Ich habe ihn verschmäht und verlassen, ich habe ihm kalt gelächelt und ihn dann von mir gewiesen, weil mein Herz nur einer Liebe voll, weil es nur Dich, Dich und nichts als Dich zu lieben vermocht. Da, da ging er in

den Tod und ſtarb durch Deine Hand ermordet von mir. Danke mir, ſchöner Auſon, danke mir — o dieſe Welt war jammervoll — wir ſind vereint und fern von ihr durch Dich. Jetzt, wie Du todt biſt und kalt, jetzt, obgleich Deine Wangen nicht roth ſind, Dein Mund nicht beredt, Deine Zunge erſteift, Dein Herz blutlos — nun lieb ich auch Dich. Nicht wahr, Dein Herz hat Dich geſchmerzt, als Du lebteſt, wie ſie es nennen, nicht wahr, der Gram der Liebe thut bitter weh und ſelbſtthönende Verſtellung war Dein Frohſinn? O, ich habe Dich gekannt und durchſchaut, bejammert und mit Thränen beklagt — denn ich wußte es wohl, wie Gram der Liebe ſchmerzt. Nun iſt das Leiden aus — Dank Dir, treuer Freund — ich habe meinen Alexis — kein fremdes Weib wird ihn mehr küſſen, wird ihm Liebe lügen, wird ſeinen Leib entweihen, ſeine Seele vergiften, keine geile doppelzüngige Schlange wird ſich um ſeine Hüften winden, mit ihrem Athem ſeine Luft vergiften — nein, Angelika, ſein treues Lieb zertritt den Lindwurm der falſchen Erdenbegier und führt ihn mit geweihten Händen ins Paradies der reinen Liebe. — Mein geliebter Alexis! — — Hu, wie Du frierſt und mit den Zähnen klapperſt — o Du biſt krank, todtkrank, noch iſt die Erdenkälte in Dir, flüchte an meine Bruſt, ſie zu tödten. Ich will Dich heilen, mein Alexis, mit köſtlicher Arznei, Dein Auge wird geneſen von dem Nebel der Blindheit, Dein Leib wird geſunden von dem Erdübel des Gewichtes. Sieh hier den braunperlenden Trank — er heilt die Seele von einer langwierigen, peinvollen Krankheit, ich trinke ihn Dir zu Heil unſerer Liebe! — — So, nun leere den Reſt bis auf den Grund und Du wirſt die Sterne auf dem Boden des Bechers erſchauen. Trink, trink, mein Alexis.“

Die Unglückliche ſchüttelte ſich unwillkührlich im Nachgeſchmack der genoſſenen Bitterkeit; dennoch drang ſie mit erzwungenen Mienen der Zufriedenheit ihrem Bruder den noch

halb mit Opium gefüllten Giftbecher auf. Instinktmäßig wies ihn Alexis zurück — da entflammte sich in ihrem Auge eine teuflische Wuth, ein Dolch blitzte in ihrer Hand auf und fuhr nach der entblößten Brust des blödsinnig lächelnden Thoren.

„Trink!" schrie sie befehlend, aber ihr Geheiß nicht verstehend schwieg Alexis.

„Trink!" wiederholte das wilde Mädchen mit erhöhter Stimme und die Spitze des Dolches berührte die Haut des Opfers. Noch immer schwieg Alexis. Kaum noch fähig, sich zu mäßigen, kreischte Angelika nun zum dritten Male ihr furchtbares: „Trink!" da begriff der Wahnsinnige endlich ihr Gebot, gehorchte mit gleichgültiger Miene und leerte den Becher in zwei Zügen bis auf den Grund. Es war eine überflüssige Wachsamkeit, mit der Angelika jede seiner Bewegungen beobachtete, um sich zu vergewissern, daß kein Tropfen Gift auf die Erde fiel; denn der Sinnlose wußte nicht, was er that, und that das ohne Furcht, dessen Folgen er in dem Augenblick zu ermessen unfähig war. Den geleerten Becher schleuderte er heftig an ein nahes Grabmal, dessen Steinwände ihn elastisch zurückschleuderten. Wie das metallene Gefäß auf dem Boden in lustigen Sprüngen hintanzte, hörte man es lange klingen und kollern, bis endlich nur ein schwacher Wiederhall von fernen Wänden hörbar wurde. So lange hatte Angelika schweigend aufgehorcht, nun aber veränderte sich plötzlich ihr Gesichtsausdruck in Glorie. Die entfärbten Wangen rötheten sich, ihr Auge wurde wieder mild, ihre Stimme sanft. So umgewandelt durch die Gewißheit des Todes breitete sie freundlich ihre Arme gegen Alexis aus, sah ihm mit melancholischem Entzücken ins Angesicht und lispelte kaum vernehmlich, ihn umfassend: „Dein — mein — vereint auf ewig!"

Inzwischen hatte sich draußen das Wetter sehr unfreundlich verändert, die erste Stunde des Tages umwölkte den

schweigenden Horizont, und von den Bergen herab kam frostig heulend der Herbststurm. Von ihm gepeitscht raste ein dichter Platzregen in fast horizontaler Richtung durch die Luft, und schlug an die Mauern und Fenster der Außenwelt. Die beiden Vergifteten in der Gruft würden jedoch diesen Wechsel in einer Welt, der sie auf ewig entsagt hatten, kaum gewahrt haben, wären nicht Schutz suchende Nachtvögel und Fledermäuse an die Gruftfenster angeflogen und hätte sich nicht in dem unterirdischen Gewölbe selbst ein kalter Luftzug erhoben, der ihre Stirnen mit Frost berührte. Angelika, durch Todesgedanken wieder zur Besinnung gekommen, war wieder Weib geworden und zitterte, aber schnell wirkte der Trank auf den reizbaren Körper und die Gluth in den Adern besiegte das eitle Menschenzagen. Später zeigte sich die Wirkung des Giftes bei Alexis, aber heftiger waren ihre Symptome. Er fühlte sich von einer betäubenden Fieberhitze ergriffen, sein Gehirn brannte, sein entsetzlich schneller Puls drohte die Blutgefässe zu zerreißen. Umschlungen von den zarten Armen der Schwester fühlte er auch sie glühen, schmachten in unnatürlicher Hitze und preßte sie heftig an sich. Zum ersten Male empfand er gleichmäßig mit ihr, deren Seele plötzlich wieder von Exaltation und Schwärmerei ergriffen, von dem Nebel des Wahns umdüstert ward. Alexis heftete saugend seine Lippen auf die ihrigen — Flamme schlug zu Flamme.

„Komm — mein geliebter Bräutigam," stöhnte Angelika ihrer unmächtig, die Worte mit schmachtenden Seufzern unterbrechend, „komm in das Hochzeitbett — mich dürstet — nach Dir!"

Wenige Schritte wankten die Unglücklichen hin, da sanken sie in den zweiten offenen Sarg. Wild jubelte Angelika auf und riß den Geliebten ihr nach, sich selbst in das kalte Todtenbett versenkend. Blitze sahen es, wie sie in rasender

Begier dem Bräutigam die Kleider von dem erhitzten Körper riß, sich selbst hochaufschürzte bis an den zerrissenen Gürtel und stöhnend niedersank. Beiden erlosch in wildem, konvulsivischen Wollusttaumel der letzte Funke Besinnung.

Am nächsten Morgen fand man im Sarge zwei erstarrte halbnackte Körper, welche sich, gleich Neuvermählten im Ehebette, krampfhaft umschlungen hielten.

Viertes Buch.

Der beſte Arzt iſt der Tod! Er kurirt alle Krankheiten aus dem Fundament, ſie mögen nun in der Lunge, Leber, Milz oder im Herzen ihren Sitz haben, er macht die Narren geſund und die Schurken unſchädlich. Der Tod iſt ein verſtändiger Gärtner, der alle ſchädlichen Auswüchſe vom Baume des Lebens ſchneidet, ein Kehrbeſen, der den Weltraum rein erhält, eine heilſame Purganz, die den Krankheitsſtoff aus dem Körper ſchafft.

1.

Juveno ſtand, an eine Säule des großen Audienzſaales gelehnt, und harrte der vom König zur Anhörung der Beſchwerden und Klagen ſeiner Unterthanen beſtimmten Stunde. Abgeſondert von ihm war bereits eine große Menge in elende Lumpen gekleideter Menſchen verſammelt, welche nur ein Anliegen hatten, Almoſen, Unterſtützung erwarteten. Man ſah nichts als bleiche abgezehrte Geſichter mit dem Ausdruck der angſtvollen Ehrfurcht und ſchwachen Hoffnung, der Bosheit und Tücke, welche ſich überall hin mit knechtiſcher Demuth oder auch im Nothfalle mit Verbrechen einen Weg zu bahnen weiß. Nicht überflüſſig ſchien daher die Vorſicht der mißtrauiſchen Majeſtät, welche ſich nur hinter einem ſtarken eiſernen Gitter, der den Saal in zwei Hälften abtheilte, den verdächtigen Bittſtellern zeigte, überdieß den äußeren Raum von einem Dutzend handfeſter Hellebardieren bewachen ließ. Dieſe machten ihr Anſehn mit aller Ungeſchliffenheit begünſtigter Knechte geltend und hielten mit rauhen Worten, Stößen und Fußtritten exemplariſche Ordnung unter den Anweſenden.

„So empfängt die Majeſtät die heiligen Häupter des Volks,“ murrte Juveno leiſe vor ſich hin, „und dieſes ſchmutzige Geſindel, der Auswurf desſelben, repräſentirt das

Volk! Fünfzehn Erdentage sind es, nach menschlicher Zeitrechnung Jahre, seit ich dich verlassen, mein Vaterland, um daß es nicht scheine, die eigene Kränkung suche einen Vorwand, sich an deinem Peiniger zu rächen. Die Kränkung ist verschmerzt, mein Herz wieder gesund, aber wie finde ich dich wieder, mein theures Vaterland! Gleich einem kranken siechen Greis, elend und ohnmächtig, von Gram, Hunger und Mißhandlung verzehrt, von schweren Ketten belastet, von grausamen Schlägen verwundet. In einsamer Nacht, in der Verborgenheit deines Elends ertönt furchtsam und leise dein Wehklagen, dein Jammer, denn der Büttel wacht in deiner Nähe und lauscht auf jedes deiner Worte. Deine Jugendkraft ist verschwunden, dein Muth erkaltet, deine Schönheit verblichen, Ein hinfälliges, ausgedorrtes Skelett ist dein Wesen, schmutzige Lumpen sind deine Bekleidung. Armes, unglückliches Vaterland, grausame, mörderische Zeit! Dir, nimmersattes Ungeheuer, widersteht keine Kraft, kein Leben, du verschlingst mit furchtbarer Gefräßigkeit die Kinder der Erde, begräbst die Menschheit mit ihren Thaten und Werken in deinen Eingeweiden! Dein blutgieriger Zahn ist ein König. Er hat das Fett von dem Lande genagt, seine Adern geöffnet und den warmen Saft in deinen lechzenden Rachen rinnen lassen. Höre, du furchtbare Mörderin, meinen Schwur: ich will dir diesen Blutzahn in den Rachen stoßen oder mich selbst von ihm zermalmen lassen. Fluch über ihn!"

„Wem flucht Ihr?" fragte ein Hellebardier mit befehlender Keckheit.

„Einem Schurken, der meine Mutter geschlagen hat!"

„So, wer ist denn Eure Mutter, he, ist ihr vielleicht Recht geschehen; 's giebt viele Mütter die dem Teufel nichts taugen, wie heißt sie denn, diese Eure Mutter?"

„Patria!"

„Blitz! das ist ein fremder Name, hab ihn noch nie gehört, muß nicht hier zu Hause sein, die geprügelte Frau —

nun sagts dem König, Se. Majestät wird sogleich erscheinen, verhaltet Euch nur fein manierlich und sprecht nicht zu laut, er mag das nicht leiden — Ihr habt eine verdammt muntere Kehle. Ihr seid besser gekleidet als die Anderen. Soll ich Euch rathen wie ein Freund? Habt Ihr etwas Geld, so gebt es mir, ich will es meinem Kameraden geben — liebt die Flasche ein wenig der gute Mann — er wird Euch durch seinen Einfluß einen besseren Platz verschaffen, damit Ihr früher daran kommt als die Uebrigen, müßt sonst lange warten."

„Ich werde in der Reihe nachfolgen, wie es hier Ordnung ist."

„Der Reihe nach? Wie es hier Ordnung ist? Wißt Ihr nicht, wer hier die Ordnung macht? Des Königs getreue Hellebardiere. Ihr kennt die Welt schlecht, Herr, eine Hand wäscht die andere. Besinnt Euch, ich meine es gut mit Euch, man muß es mit Niemand in der Welt verderben, am wenigsten mit Hellebardieren — können Euch von mannichfachem Nutzen sein. Nun, wollt Ihr Vernunft annehmen, he?"

„Thut Eure Pflicht. Ich denke nicht, auf Schleichwegen ein Paar Minuten zu erhandeln."

„Minuten? — sagt lieber Stunden, Tage, Monate, Jahre. Se. Majestät hört nicht Jeden an, macht es kurz mit derlei Audienzen, und wer ein Mal die Gelegenheit versäumt, hat sie nicht selten auf zeitlebens verloren. Hm — ich merke schon, es hat Euch verdrossen, daß ich so vorwitzig war, um den Inhalt Eures Selbstgesprächs zu fragen. Wir haben nun ein Mal die Ordre aufzupassen, es giebt gar zu viele Räsonneurs — — — Der König!"

Wirklich erschien von einem zahlreichen Gefolge umgeben der Mann, dessen Antlitz Niemand ohne Zittern sah. Tiefes Schweigen bezeichnete den Augenblick seines Eintretens, dennoch wagte es Einer der Anwesenden, welcher dicht an der Barriere stand, mit Yuveno zu flüstern. Seiner Kleidung und Geberde nach schien er der niedrigsten Klasse des Pöbels an-

zugehören, doch widersprach sein wohlgemästeter Bauch und die vollen Backen dem Anscheine von Dürftigkeit. Graues, struppiges Haar ließ auf ein ziemlich vorgerücktes Alter schließen, aber ein heiterer Gleichmuth oder vielmehr Gewissenlosigkeit, die sich leicht erforschen ließ auf dem unverschämt ostentirten Gesicht, mochte ihm die Kraft der Jugend bewahrt haben. Macuff, so hieß der alte Bursche, war in den Jahren seiner Abwesenheit — der Leser wird sich erinnern, daß ihn Samboro mit einem anständigen Reisegeld ins Ausland geschickt hat — zwar alt geworden, aber der Alte geblieben. Seine ehrenwerthen Freunde erkannten ihn sogleich wieder, aber es gab deren nicht mehr viele, denn theils hatte sie ein natürlicher Tod, theils die Strenge der Gerechtigkeit hinweggerafft. So glücklich wie Macuff entrann nicht leicht einer den Zuchthäusern, Galeeren und Kerkern mit unversehrter Haut.

„Herr," sagte er und ergriff das Gitter mit der einen Hand, um seinen Platz daselbst nicht zu verlieren, während die andere sich winkend nach Juveno ausstreckte, „wollt Ihr mir meinen Platz abkaufen? Ihr habt vielleicht dringende Geschäfte und ich kann warten, denn ich habe weder Arbeit noch Brod, wie Viele hier zu Lande."

Juveno war den Handel zufrieden, denn auf diese Weise wurde keiner der Anwesenden in seinem Recht gekränkt. Er gab ihm daher schnell und heimlich einige Geldstücke, nach deren Empfang Macuff, höchlich zufrieden, ihm den Platz einräumte. Indessen erregte die kleine Unordnung in dem Gedränge der Supplikanten, welche durch diesen Tausch entstanden war, die Aufmerksamkeit des Monarchen. Er näherte sich langsam und schweigend wie ein nahendes Gewitter und ließ düstere Blicke über die Menge gleiten, welche selbst den geharnischten Sinn Juvenos etwas verwirrten, obgleich ihm die hagere abgelebte Gestalt des Fürsten keine Achtung einflößte, denn sie hatte nicht die würdige Haltung des Kraft-

gefühls, sondern die des empörenden Hochmuths, welche nur dem Pöbel imponiren kann. Nach einigen Augenblicken blieb der Monarch plötzlich in der Mitte des Saales überrascht stehen — er hatte Yuveno erkannt und wechselte nun Blicke, die, wie Nebenstehende mit Furcht und Erstaunen bemerkten, weder von Seiten des Monarchen die gnädigsten, noch von Seiten des Supplikanten die demüthigsten waren. Er schien lange mit Zweifeln an der Möglichkeit dieser Begegnung zu kämpfen, wie Könige pflegen, wenn sie über eine ihnen unbegreifliche Kühnheit erstaunen; doch war der Augenschein zu deutlich und überzeugend, als daß dieses Zweifeln hätte lange dauern können. Nachdem er sich durch prüfende Blicke versichert hatte, daß keine Täuschung möglich sei, eilte er sichtbar erzürnt auf den Verwegenen los und entriß seinen Händen eine dargebotene Schrift. Während er mit unheildrohender Neubegierde das Anbringen las, musterte Yuveno mit unehrerbietigen Blicken das Gefolge des Königs. Es bestand aus Offizieren seiner Leibwache, einigen Staatsbeamten und fetten Prälaten. Mit demuthsvoller Angst harrten die Schranzen der Winke ihres Herrn, aber die Priester äußerten mehr Zuversicht und Furchtlosigkeit in ihrem unbefangenen, ja etwas stolzen Benehmen, insofern nämlich Stolz mit gleißnerischer Frömmelei verträglich ist. Yuveno fand sie unerträglich unverschämt. Er las in ihren Gesichtszügen die Geschichte des Decenniums und meinte insgeheim, die Sachen des Vaterlandes ständen ungefähr so wie zu den Zeiten Severins, unehrwürdigen Andenkens. Seine melancholischen Betrachtungen hierüber wurden bald gestört durch des Königs rasche und unfreundliche Entschließung.

„Abgewiesen," rief er dem keineswegs Ueberraschten zu, mit einer Stimme, die ihren Metallklang gänzlich verloren hatte. „Wagt Euch nicht wieder vor meine Augen bei meinem höchsten Zorn." Hierauf zerriß er das Papier in kleine Stücke und warf diese, sich gänzlich vergessend, dem unge-

mein ruhigen Yuveno ins Gesicht. Mit einer sehr nachlässigen, fast höhnischen Verbeugung entfernte sich dieser sogleich aus dem Saal, verfolgt bis an den Eingang von den wüthenden Blicken der erzürnten Majestät und von den mitleidigen der Bittsteller. Viele, eingeschüchtert von dem Wahrzeichen der königlichen Uebellaune folgten dem Abgewiesenen nach und gaben ihre Sache für dieß Mal verloren.

Yuveno war zwar gefaßt gewesen auf den höchsten Unwillen des Königs, aber die unwürdige Behandlung, welche er eben erlitten hatte, ließ ihn nicht so gleichgültig, als es schien. Sein Gesicht war von einer dunkeln Röthe übergossen, als er am Ausgang der Vorhalle von Macuff freundlich begrüßt wurde.

„Ihr seid ein großmüthiger Mann, sehe ich," redete er den Gekränkten vertraulich an und wog das kürzlich empfangene Geldgeschenk in der Hand, „darum wollte ich Euch fragen, ob Ihr vielleicht die Dienste eines ehrlichen Mannes gebrauchen könnt, der jetzt brodlos ist, aber zu mancherlei Dingen geschickt, absonderlich zu solchen, welche Muth, Entschlossenheit und einigen Witz erfordern. Ich bin ein Landeskind, habe aber die Welt gesehen, spreche einige Sprachen, vornehmlich aber meine Muttersprache, die ich so zu führen weiß, wie es eben meinen Gönnern ansteht. Es wäre eine eitle Prahlerei von mir, wollte ich sagen, daß ich ein besonders zärtliches Gewissen besitze, aber dem, der mir wohl will, weiß ich zu dienen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ich gebe gerne meine Hoffnung auf, von dem jähzornigen Geizhammel da drinnen etwas zu erbitten — betteln war meine Sache nie — wollt Ihr mich in Eure Dienste nehmen."

Yuveno blieb bei dieser seltsamen Anrede stehen und lächelte bitter. Hätte sich Macuff auf Physiognomik verstanden, so würde er seine Miene ungefähr so übersetzt haben: „Solche Subjekte in der Vorhalle des königlichen Palastes?!" Allein dieser bekümmerte sich wenig um die Geberdensprache.

und erwartete geduldig die Antwort. Sie erfolgte erst nach einer genauen Prüfung seiner kräftigen Gestalt, die Juveno an Anderen sehr liebte, weil er selbst die seinige so zu erhalten gewußt, und bestand in wenig kalten Worten.

„Es dürfte sich leicht ereignen," sagte er langsam, „daß ich einen Mann von Eurer Beschaffenheit brauchen könnte. In welcher Religion seid Ihr erzogen?"

„In der römisch-katholischen, der einzig wahren und seligmachenden," erwiederte Macuff listig, den Frager beobachtend. Dieser wandte sich bei diesem Bescheid sogleich ab, um seinen Weg fortzusetzen, wurde aber von Macuff aufgehalten.

„Halt, gnädiger Herr!" sagte er lachend, „ich will ein Schurke sein, wenn Ihr es nicht bereut, mich so stehen zu lassen, als wäre ich zu nichts nütze, weil ich ein frommer Christ bin. Hat nichts auf sich mit der römisch-katholischen, ich glaube in allen Dingen, was Euer Gnaden mir zu glauben befehlen. Ich war zwar zu Olims Zeiten so eine Art von Pfaffenknecht, aber ich habe immer das Geld meiner Herren mehr geliebt, als ihren Segen. Man muß vom Handwerk sein, um es nicht mehr zu achten; glaubt mir, die Kuttenhengste sind selten so, wie sie es den Leuten glauben machen. Hab' ihnen vor Zeiten zwar für Geld und gute Worte in manchen Dingen geholfen, aber ich bin davon abgekommen, denn die Kerle sind abscheuliche Filze. Also was die Religion betrifft, da habe ich so meine Grundsätze. Mein alter Freund, Herr Samboro — Gott hab ihn selig — der ehemalige Kammerdiener des Königs, als er noch Prinz war und gewissermaßen sein Informator — (hat aber nichts gelernt von ihm, der Junge, es ist Alles in den Wind gegangen) — ein gar verständiger Herr, hat mich — freilich nur in kurzen Worten, über so Manches aufgeklärt. Sind so alberne Alfanzereien, was uns die Pfaffen weiß machen, kein vernünftiger Mensch glaubt so was. Könnt Euch drauf verlassen, Herr, ich stehl Euch eine Monstranz aus der Kirche

und werde mir keinen Skrupel darüber machen. Hölle und Fegfeuer — lirum larum — das macht nur einen Stockfisch bange.“

„Ihr kanntet Samboro?“

„Das will ich meinen, besser als Einer, und ich weiß nur eine Person im ganzen Lande, die so viel Wunderbares von ihm erzählen könnte, als ich. War ein trefflicher Herr, Samboro, ein Mann fürs Volk, hielt nicht leicht einen für schlechter als sich selber, so gar nicht nach der Art des Hofgesindels, das sich immer mehr einbildet, als ihre Herrschaft selbst, hatte einen Zahn auf die großen Herren, namentlich auf den gottseligen König, den Schuft. Nur einen garstigen Fehler weiß ich ihm nachzusagen — er hatte einen Narren gefressen an seinem Herrn — Ihr versteht mich — mochte wohl seine Gründe haben. O ich könnte so Manches erzählen, aber ich habe 'n vierzig Jahre her — — na, gnädiger Herr, könnt Ihr mich brauchen?“

Nach kurzem Besinnen sagte ihm Yuveno Beschäftigung und Lohn zu und verabredete mit wenigen Worten das Nöthige. Macuff rieb sich vergnügt die Hände — er hatte sich in seinem Mann nicht verrechnet. Wohl war es ihm erinnerlich, Yuveno oft und in vertrautem Verkehr mit Samboro gesehen zu haben, darauf stützte er alle seine Hoffnungen, darnach richtete er alle seine Reden ein. Er war der Mann nicht, der seine wahren Gesinnungen öffentlich zu Markte trug, er sondirte erst seine Leute und dann trug er vor, was ihm passend und nützlich schien. Er hütete sich wohl, Yuveno merken zu lassen, daß er ihn aus frühen Zeiten her kenne, denn er wußte, wie unschätzbar der Anschein von Offenheit war, den er sich zu geben wußte, indem er ihn als einen völlig Unbekannten behandelte. Er besaß einen guten Theil praktischer Menschenkenntniß, ohne sich dessen besonders zu rühmen, und überlistete mit derselben einen Mann, der sich viel darauf einbildete, die Denkungsart und den Charakter eines Menschen

erforschen zu können. Glücklicherweise hatten sich dießmal Beide nicht in einander geirrt, obwohl Macuff im Vortheile stand. — Nach genommener Abrede gieng Juveno seinen Geschäften nach und ließ Macuff in der Halle zurück. Der Audienzsaal entleerte sich nach und nach seines großentheils schmutzigen Inhalts. Die meisten Supplikanten giengen mit betrübten Gesichtern davon und gaben ihre Unzufriedenheit auf verschiedene manchmal höchst sonderbare Art zu erkennen. Einige liefen in ihrem Unmuth so hastig, daß unser praktischer Menschenkenner nicht ein Mal Zeit fand, sie zu beobachten. Andere weinten oder klagten laut, noch andere lächelten bitter oder stießen unverständliche Laute aus, deren Sinn eben nichts Rühmliches für den Monarchen enthalten mochte. Eben so verschieden äußerte sich die Unzufriedenheit auf den mannigfachen Stationen ihres Passionsweges. Innerhalb der Mauern des Palastes wagte Niemand, seinen Gedanken Worte zu geben, aber kaum angelangt im Hofraum machten sich die gepreßten Herzen in Verwünschungen und Schimpfreden Luft. Die Wenigen, welche von der königlichen Gnade beschenkt worden waren, vielleicht die Unwürdigsten, betrugen sich im Ganzen weit anständiger. Sie verließen die Halle entweder still sinnend, nachrechnend, die Hände in den Taschen bergend, oder mit stolzer Ruhe und Gleichgültigkeit, weil sie dachten, sie hätten nur erhalten, was ihnen gebührt, oder indem sie mit zufriedenem Lächeln, mit dem Ausdruck übertroffener Erwartungen die empfangenen Gaben wogen. Unter diesen Glücklichen machte sich besonders ein junger Mensch bemerklich, der in Begleitung eines Anderen, welcher angelegentlich nach der Summe der empfangenen Gabe fragte, den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er sich an dem Schimmer des Goldes ergötzen konnte. Er stellte sich zu dem Ende ganz nahe bei Macuffs Versteck hin und zählte seinem Begleiter das Geld in die Hand.

„Zwanzig Goldstücke, so wahr ich lebe!“ rief er freudig aus.

„Juchhe, Schwager Jack, wie wird sich Dein Weib, meine Schwester, freuen über das viele Geld. Ich dächte, du zeigtest ihr bloß die Hälfte, die andere können wir in lustiger Gesellschaft verthun.“

„Du hast Recht, wer weiß, wann es dem alten Griesgram von König wieder einfallen wird, den ehemaligen Gärtnerburschen in seinem Garten mit einem Geschenk zu bedenken. Hu, wie er mich angeklotzt hat, mir wurde ordentlich bange — nu, wenn er nur immer zahlt, dann kann er finstere Gesichter schneiden, wie es ihm beliebt.“

„Ja, ja, ein recht verdrießlicher Herr ist aus ihm geworden. Wer hätte das gedacht, als er noch ein Prinz war! Da sprang er lustig herum, wie eine junge Geis. Nu, 's mag vom Gewissen kommen, große Herren haben selten ein reines Bewußtsein.“

Jetzt wollten sich die beiden Glücklichen entfernen, aber Macuff trat ihnen mit der ernsthaftesten Miene, welche ihm zu Gebot stand, in den Weg.

„Halt, ihr Bursche! Ihr habt Euch unterstanden, von Sr. Majestät unehrerbietig zu sprechen, Ihr werdet mit mir auf die Wache gehn!“

„Herr Jesus!“ schrieen nun Beide zugleich und ein heftiges Zittern überfiel sie.

„Spreizt Euch nicht, Ihr Spitzbuben, fort auf die Wache!“ befahl Macuff noch trotziger als vorher.

„Habt Erbarmen!“ flehte Jack und bot ihm eines von den empfangenen Goldstücken.

„Was, ein Goldstück,“ schnauzte Macuff, „Ihr wollt mich bestechen, das macht Eure Sache noch schlimmer. Ihr werdet das ganze Geld herausgeben müssen, denn Ihr verdient des Königs Gnade nicht. Fort auf die Wache.“

„Laßt Euch erbitten, Herr,“ jammerte der arme Jack,

„hier habt Ihr das ganze Geld, fünf Goldstücke, bei meiner Seligkeit, wir haben nicht mehr erhalten. Macht uns nur nicht unglücklich.“

„Ja, bei den sieben Wunden Christi, fünf Goldstücke waren's, mehr nicht,“ bestätigte der Schwager.

„O ihr Hallunken!“ moralisirte Macuff, indem er das Geld einsteckte „verschwört Eure Seligkeit, daß Ihr nur fünf Goldstücke erhalten und habt zwanzig bekommen. Fort aus meinen Augen, ihr gottvergessenen Schlingel — ich will Euch nicht ins Unglück bringen, aber packt Euch nun und untersteht Euch nie wieder, auf den König zu schimpfen. Pack das!“

Macuffs rothkupferiges Gesicht strahlte vor Selbstzufriedenheit, als sich die Bursche kleinmüthig davon machten.

„Ist das nicht eine Herzensfreude, so ein Paar Esel zu betrügen? Wie sie zitterten und baten, das Gezücht. Mein Tage hab ich Dummköpfe nicht leiden können und sie geschröpft, so oft ich konnte. Wahrlich, sie sind der Welt nur zur Plage da und richten oft mehr Unglück an, als die Spitzbuben. Es gibt keinen ehrlichen Mann und keinen Weisen, dem sie nicht im Wege stehen, sie sind die inkurabelsten Uebel in der Welt. Ein Dummkopf schadet dem gemeinen Wesen mehr als hundert Spitzbuben. „Dummköpfe sind die Leibtrabanten der Despotie,“ sagte der gottselige Herr Samboro, denn er war ihnen ebenfalls spinnefeind. Wäre es auch sonst menschenmöglich, daß schlechte Regenten so lange regieren? Sie haben eine große Macht für sich in der Dummheit ihrer Unterthanen. Wie sieht es zum Exempel hier zu Lande aus, 's ist zum Erbarmen. Wer ist Schuld daran? Dummköpfe. Der Ochse ist ein dummes Thier, denn er weiß nicht, was er für eine Kraft in den Hörnern hat. So geht es den Unterthanen Seiner Majestät. Alle Hagel, das Volk sollte aus lauter solchen Leuten bestehen, wie ich und Samboro und Herr Yuveno, da wäre es bald mit diesem grämlichen Milchsup-

pengesicht von König zu Ende. 's ist eine wahre Schande, so ein Kerl ist K ö n i g! Hat er nicht Beine wie eine Bachstelze und spindeldürre Arme und einen schwindsüchtigen Athem? Kein guter Faden an dem ganzen Kerl. Nu, mag sein, was geht's mich an. 's ist eine böse Zeit für das Land. Desto besser für mich. Bei schlechtem Wetter ist gut schmuggeln und stehlen. Wenn der Troß heult und lamentirt, da ist eine gute Zeit für entschlossene Männer. Meine Geschäfte fangen gut an, dem Himmel sei Dank oder der Hölle, gleichviel. Wenn ich erst meine alten Bekanntschaften wieder erneuert habe, dann wird es immer besser gehen."

Mit ähnlichen Selbstgesprächen verkürzte sich Macuff die Zeit, während welcher die Supplikanten sich entfernten. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, einige seiner alten Freunde am Hofe wieder zu finden, aber das ganze Dienstpersonal war verändert und nicht e i n bekanntes Gesicht begegnete ihm. Schon wollte er ebenfalls seiner Wege gehen, als sich ein Paar Flügelthüren geräuschvoll öffneten und ein stattlicher Zug vornehmer Personen heraustrat. An der Spitze bewegte sich keuchend unter der Last seines monströsen Körpers der mit glänzenden Zeichen eines hohen Ranges versehene Plumppudding. Macuff wich einige Schritte zurück, Sr. Excellenz Platz zu machen, begab sich aber wieder auf seinen vorigen Posten, als er in Herrn Plumppudding eine alte Kunde erkannte.

„Der Krämer Plump, wie kommt der an den Hof? Mirakel ohne Ende! Diese Sterne auf seiner Brust! Unbegreiflich. War seiner Zeit der größte Schmuggler und Betrüger im Lande, und ich seine rechte Hand! Pst! Herr Plump! — Er hört und sieht nicht vor Hochmuth — will mich nicht kennen. Ja, ja, Besitz macht fett und ehrlich. Wenn so ein reicher Hund nicht mehr nöthig hat zu stehlen, hält er sich für besser als Andere. Ich will verdammt sein, wenn der Kerl jetzt nicht ein größerer Schurke ist, als ehedem. — Was das

für vornehme Herren ſind, die ihm nachfolgen, dem Fettwanſt. Sieh da, was iſt das für ein närriſcher Kauz, der hinter ihrem Rücken Faxen macht; der Affe kommt mir bekannt vor. Daß Dich — alle Wetter, — nein 's iſt nicht möglich — bei meiner armen Seele, 's iſt Mac Cuddy, der luſtige Gauner, den ich im Auslande kennen gelernt habe. Pſt, Pſt, Mac Cuddy! Herr Mac Cuddy! Euer Gnaden Herr Mac Cuddy! Er hört nicht. Iſt dem auch der Hochmuthsteufel in den Leib gefahren?"

Aber dem war nicht ſo, Mac Cuddy durfte nicht hören, denn er galt ſeit Jahren für taub. Er hatte indeſſen Macuff erkannt und ſich ihm genähert, indem er ein kleines Horn ans rechte Ohr ſetzte, wo er allein, wie er behauptete, noch einen ſchwachen Reſt von dem koſtbaren Sinn des Gehörs beibehalten hatte.

„Kennt Ihr mich nicht, Herr Mac Cuddy?" fragte Macuff.

„Wa — was ſagt Ihr?"

„Ob Ihr mich, den alten Macuff, Euren Gefährten auf der Reiſe in * wieder kennt oder kennen wollt?" ſchrie Macuff ſo ſtark, daß der Narr zurückprallte.

„Brüll nicht ſo, Du Ochſe," war des Narren Beſcheid, „ſonſt weiß man hier gleich, daß Du nicht vom Volke biſt, denn dieſem iſt die Kehle zugeſchnürt. Ob ich Dich kenne? Welche Frage! Solch' ein Spitzbubengeſicht ſieht man nicht alle Tage und kennt es leicht wieder. Weißt du übrigens ſchon etwas von dem Wunder, welches ſich hier, ich meine im Palaſte, täglich ereignet?"

„Schnick, ſchnack, was wird es ſein, als wieder eine Poſſe von Dir. Nun, was iſts?"

„Die unvernünftigen Wände haben hier Ohren und hören, und die vernünftigen Menſchen haben auch Ohren, aber hören nicht."

Ohne auf Macuffs Antwort zu hören, führte er ihn aus

der Halle fort in einen abgelegenen Hofwinkel des Palaſtes, wo der Narr ſich auf einem Fleck von wenigen Quadratklaftern ein kleines Gärtchen angelegt hatte. Es war rings herum von hohen Mauern umgeben und ſo einſam und verſteckt, daß ſelbſt die Sonne nur am Mittag hier Zutritt fand. Dieſer Umſtand hätte jedem anderen Garten nicht nützlich ſein können, allein für die Gewächſe, welche Mac Cuddy auf dem ſandigen Boden pflanzte, war der Sonnenſchein eine höchſt gleichgültige Sache. Es wuchs hier nichts, was viel beſſer als Unkraut war. Auf den Pfaden wucherte Neſſel und Diſtel, in den verwahrloſten Beeten ſtanden mitten unter Dorn und Gras einige gemeine Küchengewächſe. Der ganze Garten wurde von einer hohen Tanne, die Mac Cuddy aus dem Wald hierher hatte verpflanzen laſſen, beſchattet. Am Fuße derſelben befand ſich von wildem Geſtrüpp umrankt ein kleines Grabmal mit der Inſchrift:

HIER RUHT MAC CUDDY!
DIESER TOD IST ZU VERKAUFEN. DER KAEUFER ERHAELT EINEN PLATZ IM PARADIESE UND DIESES BEQUEME GRABMAL GRATIS.

Hier angekommen verſperrte Mac Cuddy ſorgfältig die Thüre ſeines Aſyls und umarmte den lange entbehrten Freund. Beide vergoßen einige Thränen (Mühlſteine, wie Schakeſpeare ſeine Banditen weinen läßt) in der unverhofften Freude des Wiederſehens. Es iſt eine große Merkwürdigkeit, daß man Menſchen von dem ſchlechteſten Charakter, kennt man nicht nur einzelne Thaten, ſondern ihr ganzes Leben, ſelten alle die edelſten Gefühle der Freundſchaft und Liebe abſprechen kann, daß man ihnen ſogar Thränen, dieſe unverkennbaren Wahrzeichen der Gemüthserweichung, geſtatten muß. Freilich ſind dieſe Momente der Rührung ſelten, denn ſchlechte Menſchen haben meiſtens eine bewunderungswürdige Gemüthsſtärke, welche nur ſelten und durch außerordentliche Ereigniſſe

ſich erſchüttern läßt. Dieſe Eigenſchaft iſt es, welche ſie uns in der Regel verhaßt und intereſſant zugleich macht, aber auch nicht wenig dazu beiträgt, unſerem Urtheil eine ſchiefe Richtung zu geben. Man thut dieſen Menſchen unrecht, wenn man ſie für gänzlich gefühllos ausſchreit, ja man macht ſie dadurch achtungswürdiger als ſie ſind, denn ein Menſch ohne alles Gefühl wäre von dem Schutzgeiſt der Liebe verlaſſen, ein Unglücklicher aber kein Verbrecher. Allerdings iſt ihr Gefühl nicht ſehr zärtlicher Natur, aber doch lebendig vorhanden, ſogar muß man geſtehen, daß die Freundſchaft unter ihnen meiſt als ein angenehmes und zuverläſſiges Verhältniß angetroffen wird. Je weiter die gegenſeitigen Empfindungen derſelben von aller ſentimentalen Schwärmerei entfernt ſind, je reeller treten ſie in unbedenklichen Dienſtleiſtungen hervor, welche zwar nicht in vornehmer Weiſe von philoſophiſch-romantiſchen Phraſen begleitet werden, aber faſt immer aufrichtig gemeint ſind. Jedenfalls wiſſen unſere Freunde beſſer, was ſie von einander zu erwarten haben, als Leute aus beſſeren Ständen, welche ſich in irgend einem Freundſchaftsverhältniß befinden, ſie muthen einander nichts Unnatürliches und keine zu großen Opfer zu, ſie wiſſen genau, wo die Freundſchaft aufhört und der Egoismus anfängt, und überſteigen weder mit Erwartungen noch mit Förderungen dieſe natürliche Grenze. Macuff, ſelbſt erfreut über den herzlichen Willkomm, welchen ihm Mac Cuddy angedeihen ließ, kam über dieſes Kapitel zu ſprechen, doch erſt nach einigen Hin- und Her-Reden, gleichgültigen Fragen und Antworten und nachdem ſich beide Freunde ihr Schickſal erzählt hatten.

„Sage mir Einer Etwas über gute Kameradſchaft," rief er aus, „es geht nichts darüber und ich halte jeden für einen braven Kerl, der kameradſchaftlich iſt. Die Kopfhänger, die ſich an Niemand anſchließen, taugen nichts. Sage mir, Mac Cuddy, denn Du biſt ein unterrichteter Mann, ſind denn

die vornehmen Leute auch gute Kameraden, wissen sie was von dem, was man Freundschaft nennt?"

„Ob sie etwas wissen? Ich sage Dir, die vornehmen Leute allein wissen, was wahre Freundschaft ist. Sie lernen das auf allen Universitäten. Du bist ein novus homo, ein unwissender Plebejer, da Du das nicht zu wissen scheinst. Am Hofe allein ist die Freundschaft zu Hause, denn es gibt hier dreierlei Arten von Freunden, erstens Hausfreunde, zweitens Goldfreunde, drittens Hoffreunde — das sind lauter sehr einträgliche Freundschaften. Damit ich Dir das mit Beispielen erläutere, sollst du wissen, der König ist der Hausfreund Sr. Excellenz des Finanzministers Herrn Plumppudding von Plumpenfels, dessen schöne Ehefrau, ehmalige Mätresse, nunmehrige Geliebte Sr. Majestät, eine höchst verschmitzte Türkin, welche mich für einen großen, ihr erwiesenen Dienst mit Ohrfeigen bezahlt hat, die Freundschaft zwischen ihrem ehrenhaften Gemahl und dem König sehr wohl zu unterhalten weiß. Kannst Du dir mit Deinem kurzen Verstand ein rührenderes Verhältniß denken, als das, welches zwischen diesen Freunden besteht? Gewiß nicht. Die gegenseitige Aufopferung geht so weit, daß Herr Plumppudding den König bei seiner Frau schlafen läßt, der König hingegen die Staatswirthschaftsangelegenheiten Herrn Plumppudding übertragen hat. Das ist nun nicht mehr als billig, denn der alte Herr Finanzminister ist so ein Meister im Wirthschaften, daß er sich bereits eine Art Herzogthum erwirthschaftet hat. Es ist jammerschade, daß der alte Herr bald sterben muß, denn er ist über siebzig, er würde sich ohne Zweifel das ganze Land erwirthschaften."

„Sage mir nur, wie kam es, daß der König auf ein Mal so ein Strohkopf geworden ist, er war doch sonst nicht ganz dumm? Er hat sich gewaltig viel verändert seit meiner Abreise."

„Ja, es gingen so manche sonderbarliche Dinge vor, aber

das kann ich beschwören, so wahr ich ein guter Christ bin, der König ist ein gar verständiger und besonders frommer Herr geworden. Das kam alles von der Freundschaft, lieber Tom, denn du mußt wissen, daß der König ein sehr freundschaftliches Gemüth besitzt. Ich will Dir Alles haarklein erzählen. Es sind viele Jahre her, da kam es dem Hausfreund ein Mal bei, die Königin in ihrem Garten zu besuchen. Das nahm Se. Majestät in der bösen Laune so übel, daß er ihn auf dem Fleck niederstach, wie einen Hund. Drei Tage später wurde der arme Auson in der Gruft beigesetzt, und am andern Morgen, denke Dir, fand man den König in derselben halbtodt in einem Sarg liegen, woselbst ihm ein ditto halbtodtes Mädchen Gesellschaft leistete. Es war die Prinzessin Angelika, des Königs Schwester, welche seit langer Zeit an einer Geisteskrankheit laborirte, die sie zur Stunde noch nicht verlassen hat. Der König selbst faßte nach der Ermordung seines Freundes eine so starke Zuneigung zu demselben, daß er selbst auf einige Tage seinen Verstand verlor. Man munkelte über diese seltsame Geschichte so mancherlei, aber in Wahrheit scheint die Sache so zusammen zu hängen. Prinzeß Angelika war in ihren Bruder verliebt und nahm es gewaltig übel, daß derselbe sich verheirathete. Die Aerzte nennen das eine Manie, woran sie laborirte. In dieser Manie nun faßte sie den Entschluß, ihren Bruder und sich selbst zu vergiften, um im ewigen Leben mit ihm — — treiben zu können. Der Teufel mag wissen, wie sie den kranken König in die Gruft gelockt, und wie sie ihm das Gift beigebracht hat, denn ich glaube nicht, daß der König so ein Narr gewesen sein soll, sich aus Gewissensangst das Leben selbst nehmen zu wollen. So viel ist jedoch gewiß, daß die Dosis Opium, welche Beide genossen haben, nicht hinreichend oder zu schlecht bereitet war, denn sie verspürten davon keine andere Wirkung, als eine ungemeine Schlafsucht, aus welcher man sie, zumal da sie von Kälte erstarrt waren, erst

nach vielen Bemühungen erwecken konnte. Sie verfielen hierauf in ein heftiges Fieber, kamen wieder zu einiger Vernunft und die ganze Sache wurde so viel als möglich vertuscht. Damit schien Alles abgethan, aber nun kamen die moralischen Folgen, wie man sie in der Philosophie nennt. Der König wurde außerordentlich melancholisch, und so ein großer Heide er vor dem gewesen ist, so ein frommer Herr wurde er nun. Er brachte fast den ganzen Tag mit Andachtsübungen zu, betete, fastete, und kreuzigte sein Fleisch, daß es zum Erbarmen war. Du kannst Dir denken, wie dieser heilige Lebenswandel das Wohl des Staates und der christkatholischen Unterthanen beförderte. Den geistlichen Herren wurden nun ihre eingezogenen Güter wieder gegeben. Die Prälaten wurden wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, die Unterthanen aufs Dringendste zur Frömmigkeit ermahnt. Wer auf einer Gotteslästerung oder einer Nachlässigkeit in Gottes- und Herrendienst sich betreten ließ, wurde unbarmherzig geprügelt. Offenbar war ich der verstockteste Sünder im Lande, denn ich bekam die meisten Prügel. Die geistlichen Herren, Gott lohn's ihnen, waren sehr eifrig um mein Seelenheil besorgt. Du kannst es nicht glauben, guter Macuff, was sich diese Herren für Mühe mit mir armen Sünder genommen haben. Wenn ich leichtfertig von der Religion und ihren Dienern sprach, wurde ich der Gotteslästerung schuldig befunden und geprügelt; wenn ich von diesen Gegenständen gar nichts sprach, so hieß es, ich sei ein heimlicher Ketzer und ich wurde wieder geprügelt; wenn ich aber den Namen Gotes pries, sagten sie, ich treibe meinen Spott mit den heiligsten Dingen und stecke voll Ironie und Bosheit und ich wurde abermals geprügelt. Kurz, ich mochte Gott lästern oder nicht, beten oder fluchen, beichten oder nicht beichten, ich bekam jedesmal meine Prügel. Du kannst Dir leicht vorstellen, wie ich von dieser Bekehrungsweise erbaut wurde. Ich ward erbarmungswürdig christkatholisch und von der Stunde meiner Bekehrung an bete

ich nun täglich im Beiſein eines Zeugen meinen Roſenkranz. Zwar hat der König ſeither in der Frömmigkeit etwas nachgelaſſen, aber er ſieht es noch immer nicht gerne, wenn Andere ſeinem Beiſpiel folgen. Ich höre ihn zuweilen ſogar recht heidenmäßig fluchen, aber ich laſſe mir nichts merken. Nachdem er ſelbſt wieder etwas zu Verſtand gekommen war, wurde er deſto ſtrenger gegen Andere. Er nahm nun wahrhaft königliche Manieren und Geſinnungen an. Er dankt nicht mehr, wenn er gegrüßt wird, läßt Keinen ſein Wohlwollen merken, ausgenommen ſeine Mätreſſen, lebt getrennt von ſeiner Frau und ſpricht von ſeinen getreuen Unterthanen, wenn er allein iſt und ihn Niemand hört als ich, den er für taub hält, nicht anders als von niederträchtigen Hunden. Wenn er übler Laune iſt, darf ich mich nicht anders ihm nähern, als auf vier Beinen wie ein Pudel. Das macht ihm allein noch Spaß. Er ſtreichelt mich dann, wie ſeinen Lieblingsmops, und wenn er mich überdrüſſig geworden iſt, giebt er mir einen Fußtritt. Ein ſehr gnädiger Herr, ſage ich Dir, ein ſehr gnädiger Herr. Wenn Du Herrn Yuveno wieder ſiehſt, ſo melde ihm meine gehorſamſte Empfehlung. Sag ihm, der Hofnarr hätte ſich ſeiner in Gnaden erinnert und hoffe, er werde die kleine Ungemächlichkeit, welche ich ihm vor Jahren verurſacht habe, vergeſſen haben. Sage ihm, ich wünſchte meine Stelle niederzulegen, ehe das Wetter ſich verändert. Sage ihm, ich hätte in den Jahren, ſeit ich taub zu ſein für dienlich fand, ſo manchen ſeiner Freunde am Hofe behorcht."

„Warum aber ſtellſt Du Dich taub, Mac Cuddy?" fragte Macuff.

„Aus ſchuldiger Ehrfurcht vor meinem erhabenen Herrn. Vergiß das nicht, Herrn Yuveno zu ſagen. Wo ich nämlich hinhorche, hör' ich von ihm Uebles ſprechen. Der Eine heißt ihn einen Narren, der Andere einen Tyrannen, der Dritte einen Heuchler, der Vierte einen Dieb, der Fünfte einen

Blutschänder, der Sechste einen Bastard u. s. w. Was soll ich mit allen den Ehrentiteln? Sie dem König hinterbringen? Das würde mir nur Prügel eintragen, wornach ich kein großes Verlangen trage, denn mein Leichnam ist so zerarbeitet von der Gnade meines Herrn, daß ich die überlebten Jahre wie Centnergewichte auf meinem Nacken empfinde. Ist es da nicht meine Schuldigkeit, taub zu sein? Ja als Christ, als Mensch, als Hofnarr bin ich verpflichtet, taub zu sein."

„Ha ha, Du bist ein pfiffiger Kerl; ich wette, Deine Taubheit hat Dir mehr eingetragen, als das feinste Gehör. Aber warum hältst Du das verdammte Horn am Ohre, wenn Du mit einem Freunde sprichst, der weiß, daß du hörst."

„Um nicht aus der Uebung zu kommen, Macuff. Das ist ein Grund. Uebrigens pflegt S. Majestät seinem Hund zuweilen zu pfeifen, wenn er in übler Laune ist und wie Saul einen Spaßmacher braucht. Da ist denn meine Schuldigkeit, das Instrument stets am Ohre zu halten, um das Zeichen nicht zu überhören. Hörst Du, so eben pfeift das böse Gewissen Sr. Majestät seinem David. Wenn er heute nicht seine Lanze nach mir schleudert, so will ich morgen einen wächsernen Fuß auf den Altar der heiligen Magdalena opfern."

Die würdigen Bruderseelen trennten sich nun mit treuherzigen Versicherungen ihres gegenseitigen Beistandes, wenn Einer oder der Andere in irgend eine Lebensgefahr gerathen sollte, denn obgleich Macuff nicht einsehen wollte, wie ein so vornehmer Herr, als sein Freund, der studiert und in seinem Leben nur einige Male aus Noth gestohlen hatte, im Uebrigen aber stets in den Schranken einer durchaus nicht halsgefährlichen Industrie geblieben sei, an ein unwürdiges Ende seiner glorreichen Laufbahn denken könne, wollte Mac Cuddy doch nicht eingestehen, daß er sich besonders sicher fühle. Macuff drückte ihm demungeachtet mit einer Art von Ehrfurcht die

Hand und versprach zur bestimmten Stunde in eine Schenke zu kommen, woselbst er, um seines Gönners äußerlich würdig zu sein, in besseren Kleidern erscheinen und Nachricht über den Erfolg seiner Botschaft an Yuveno bringen werde. Beim Abschied mischte sich einiges Bedauern in die wohlwollenden Empfindungen Macuffs. Zwar meinte er in Bezug auf die vielen Prügel; solche kleine Ungemächlichkeiten müsse man aushalten, wie ein Mann; doch gab er zu, daß ein Mann von solchem Talent und so manchfachen Fertigkeiten in dem Punkt ein wenig empfindlicher sein dürfe, als ein gemeiner Mensch, der nichts gelernt habe. Macuff achtete Künste und Wissenschaften sehr hoch, zwar nicht so hoch als das Geld, doch höher als die religiöse Frömmigkeit, wie denn überhaupt Personen aus dem Pöbel, selbst dem Aermsten, wenn er einige Kenntnisse besitzt, eine Art ehrerbietiger Huldigung nie versagen.

Den ganzen übrigen Rest des Tages verwendete Macuff zu einer Wanderung durch die Straßen und Winkel der weitläufigen Residenzstadt. Er fand allenthalben jenes düstere unheimliche Schweigen, welches ihm in dem königlichen Schlosse schon aufgefallen war, mißtrauische Blicke und zweideutige Reden. Zahlreiche Spione in allen erdenklichen Masken belauerten die Menge des Volks, mischten sich in ihre Gruppen, musterten jeden Auffälligen. Auf den öffentlichen Plätzen lagerten sich ganze Horden brodloser Arbeiter, verlumpter Bettler, halbnackter Kinder, überall sah man das höchstgesteigerte Elend in grellem Kontrast mit prächtigen Palästen mit dem feierlichen Gepränge einer stattlichen Prozession und den goldenen Karossen feister Prälaten. Handwerker und Gewerbsleute erschienen in ärmlicher Kleidung, mit trübseligen Mienen, neben schmuck und blank gekleideten Soldaten, eleganten Staatsbeamten und glänzenden Livereibedienten, Erscheinungen, welche dem oberflächlichsten Beobachter das eingetretene Mißverhältniß unter den Ständen, die Noth des

gemeinen Wesens und die ungerechte wiewohl klügliche Begünstigung jenes Theils der Gesellschaft zu erkennen gab, welcher in despotischen Staaten der regierende genannt werden darf; der arglistig blickende, jede veränderte Lokalität prüfende Macuff erschien in diesen Tagen der Volksbedrängniß, wie Wölfe zuweilen in den Städten erscheinen, wenn Kriegs- und Hungersnoth, Pest und Gesetzlosigkeit, alle Schranken der Gesittung niedergerissen, das freie unbebaute Feld entvölkert und verödet haben. Bei Einbruch der Nacht endlich verfügte er sich unter zufriedenem Selbstgespräch in ein entlegenes Quartier der Stadt, besah sich dort kopfschüttelnd das veränderte Schild und die neuen Wände des uns wohlbekannten Wirthshauses und trat trällernd ein, um sich von einem fremden Wirth ein Labsal reichen zu lassen für die lechzende Zunge.

Auch der Leser ist dem Schauplatz unserer Geschichte viele Jahre fern geblieben und hat nun wie Macuff mit vielem Erstaunen so Manches verändert gefunden; indessen gewährt es ihm gewiß Trost und Beruhigung, den Helden im vierten Buche wieder lebendig zu finden. Um seine Neugierde hinsichtlich des Befindens der seinem Interesse nächst stehenden Personen schnell zu befriedigen, muß er sich von uns geleitet in das ihm wohl bekannte Thal Navranjo begeben. Hier, wie in der Residenzstadt, bemerkt man eine auffallende Veränderung, das Thal ist einsamer geworden, sein Anblick düsterer. Das Lustschloß der Herzogin, die Wiege unseres Helden hat an Umfang gewonnen, aber an Reiz verloren. Jene Parthie des Gartens, welche für uns durch Angelikas Schwärmerei und durch den blutigen Tod des P. Amadeus merkwürdig geworden ist, wo Angelika einst Blumen gepflegt und der Wiederkunft ihres Bruders geharrt hat, ist ganz verschwunden. Auf ihrem Raum erhebt sich ein weitläufiges Ge-

bäude, welches zwar mit dem alten Schloß zusammenhängt, aber unverkennbar neueren Ursprungs ist. Hinter der Fronte desselben liegt der sehr verkleinerte Garten, von vorne ganz unbemerkbar, im Hintergrunde mit einem waldigen Hügel zusammenhängend. Hier steht in der äußersten Verborgenheit mitten in einem kleinen Haine, umschartet von Trauerweiden und umrankt von wucherndem Epheu ein prächtiges Grabmal ohne Inschrift. Der übrige Garten ist etwas finsterer geworden durch hoch empor gewachsene Bäume und dichtes Gebüsch mit starken hervorstrebenden Aesten, die alljährlich beschnitten werden mußten, um den Sandpfad frei zu erhalten.

Vorübergegangen an zahlreichen Dienern in zwiefacher Livree, gelangen wir in das Innere des Palastes, über marmorne Treppen, auf deren Geländer Blumenvasen stehen, in einen offen stehenden Saal und von da auf einen geräumigen Balkon, der dieselbe Aussicht eröffnet aus größerer Höhe wie ehmals der kleine Gartenhügel. Wir finden dort eine kleine Familiengruppe versammelt um den Lehnstuhl einer bejahrten Frau, in welcher wir mit Mühe die Herzogin, Mutter unseres Helden, erkennen. Ihr vormals so blühender Körper ist stark abgezehrt, das bleiche Gesicht ist mit Falten bedeckt, das schöne Aug' erloschen und farblos. Ein junges engelschönes Mädchen reicht ihr eben mit schmeichelnden Worten einen süßen Heiltrank, den sie mit neu belebter Hoffnung zu sich nimmt und dann der kleinen Enkelin mit einem Kusse dankt. Ihr zunächst sitzt eine andere Frau, welche ihrem Alter nach die Tochter der Matrone sein könnte. Ihre Gestalt ist sehr voll, ohne dick zu sein, ihre Wange etwas bleich, verräth aber, eben so wie das klare Auge, ziemliche Gesundheit. Einer ihrer runden Arme lehnt auf dem Stuhl der Kranken, der andere liegt nachlässig im Schooße. Ihr sorglicher Mutterblick ist unverrückt auf einen dunkelgelockten Knaben gerichtet, der ziemlich mißvergnügt am Geländer des Balkons steht und, ohne

sich um die Frauen zu kümmern, in die Tiefe hinabblickt. Von Zeit zu Zeit greift er behutsam in einen nahe stehenden Blumentopf, lauert einen Augenblick und wirft dann mit Kraft eine Hand voll Erde nach den lustigen Singvögeln, welche auf einem nahen Baum hin- und herflattern. Vergeblich verweist ihm die Mutter das thörichte unfreundliche Beginnen mit strengen Worten; er antwortet, ohne sich umzublicken, nur mit einem Laute des Mißmuths.

„Prinz Emil," sagte die Herzogin mit heiserer Stimme, „Ihr seid heute recht unartig."

„Laßt ihn, verehrte Mutter," bat Amanda erröthend, „denn ich fürchte, wir vermögen Beide nichts über den unbändigen Knaben. Des Vaters Beispiel läßt ihn mich nicht achten."

„Seid nicht bitter, Königin, er wird sich bessern, gewiß, er ist von Herzen gut, aber ein bischen wild. Nicht wahr, Prinz, Ihr liebt Eure Mutter?"

„O ja," sagte der Knabe, „aber sie quält mich immer und vergönnt mir keine Freude. Ich soll immer zwischen den Wänden bleiben, und lernen und still sitzen — ich wollte, ich wäre kein Prinz, da hätte ich doch mehr Vergnügen und Freiheit. Aber ich werde es auch Sr. Majestät dem König meinem Vater sagen, daß die Königin immer übel von ihm spricht."

Amanda seufzte und machte eine ungeduldige Bewegung, als sich langsame Schritte vernehmen ließen, welche die Ankunft des Pater Pius verkündigten. Er erschien, auf die Schulter eines Bedienten gestützt, und stemmte mit der linken Hand sich auf einen Stock, um so dem hinfälligen Körper das Gleichgewicht zu halten. Er näherte sich bereits dem neunzigsten Jahre seines Lebens und hatte in den letztverflossenen zehn Jahren fast alle noch übrige Körperkraft verbraucht. Spät war bei ihm die gänzliche Erschöpfung eingetreten und war daher um so vollkommener. Die hohe Gestalt sank ein

in gekrümmte, gänzlich fleischlose Glieder, das Haupt wurde von Haaren entblößt, die Wangen trockneten ein und das ganze Gesicht verkleinerte sich merklich. Als die Frauen seine Annäherung gewahrten, stand Amanda lächelnd auf und half den Alten nach einem für ihn bereit stehenden Stuhl geleiten.

„Wir haben Euch früher erwartet, ehrwürdiger Vater," sagte sie, während der Greis niedersank und Athem holte.

„Danke — danke Eurer Majestät — ach, Ihr seid so gnädig — Gott segne Euch und Euch, Frau Herzogin, und Euch, junger Prinz und Prinzessin. — Ja ich wollte wohl früher kommen — aber Se. Hoheit, Prinz Emil, hatte mir zum Scherz die Krücke weggenommen, als ich eben saß, und da mußte ich warten, bis mein ehrlicher Diener kam, mir fortzuhelfen. Der Prinz ist recht aufgeräumt, he, he, die liebe Jugend ist immer so fröhlich, eine glückliche Zeit."

Dabei lächelte der fromme Greis recht gutmüthig, denn er kannte keinen Zorn. Mit zunehmenden Jahren verliert sich in der Regel auch die Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, und besonders nachsichtig erzeigt sich das hohe Alter gegen die zarte Jugend, in der es die fernste und schönste Periode des Lebens liebt. Alle Ungezogenheiten und Fehler der Kinder finden vor diesem Richterstuhl Gnade, Verzeihung, Liebe, welche gerne Alles zu ihren Gunsten deutet. Die Königin sah jedoch in diesem boshaften Scherz ein neues Wahrzeichen der bösen Gemüthsart des Prinzen, und eilte, ihn zu bestrafen. Sie trat hastig auf den lächelnden Knaben zu und befahl ihm augenblicklich, sich zu entfernen. Als er aber etwas zögerte, dem mütterlichen ungewohnten Befehl zu gehorsamen, und die Königin mit trotzigen höhnischen Blicken ansah, vergaß sie im Zorn auf einen Augenblick ihre Würde und schlug ihm ins Gesicht.

„Seid nicht so hart, gnädigste Frau," beschwichtigte der Greis, nachdem sich der Prinz laut murrend, aber hastig entfernt hatte, „ich dachte Euch nicht zu erzürnen, als ich von

dem unbedeutenden Vorfall sprach. Verzeiht mir, verzeiht ihm, es war so böse von ihm nicht gemeint.“

„Nein, nein, Ihr redet ihm umsonst das Wort, ehrwürdiger Vater,“ erwiederte Amanda überwältigt von Mutterschmerz, „ich bin eine unglückliche Mutter. Dieser wilde tückische Knabe vergiftet mir mit seiner Bosheit auch noch die wenigen glücklichen Stunden, die ich fern vom Hofe in Eurem Kreise verlebe. Wehe dem Lande, wenn er einst den Thron besteigt, ich fürchte Aergeres von ihm, als von seinem unglücklichen Vater. Er hat einen störrischen, unbeugsamen Sinn und wilde Neigungen, die einst zu Blutdurst werden dürften.“

„Ei warum nicht gar,“ tröstete die Herzogin, „was wird Eure Melancholie noch aus dem Kinde machen! Ich sage Euch, Königin, so sind die Knaben alle. Mit der Zeit verliert sich das. Die boshaftesten Kinder werden oft die sanftesten Männer. Auch Alexis war ein bischen wild und aufbrausend, und doch ist er jetzt ein guter Sohn, ein frommer Monarch, wenn er auch als Gatte etwas unzärtlich geworden ist. Seid getrost, liebe Tochter, heute noch sprecht Ihr den König, versöhnt Euch mit ihm und betreibt dann mit vereinter Liebe und Sorgsamkeit die Erziehung des Prinzen. Hofmeister verderben ihn, Elternliebe kann keine künstliche Erziehung ersetzen. O, ich freue mich auf die nahe Stunde, wo ich Euch wieder mit meinem Sohn vereinigt sehe. Zweifelt nur nicht, daß er gut ist, ich kenne ihn besser als Ihr, ich bin seine Mutter.“

„Ja gewiß,“ bestätigte Pater Pius, „die Gnade des Herrn ist noch nicht von ihm gewichen.“

Amanda antwortete mit Thränen. Sie liebte ihren Gemahl noch immer zärtlich und war bereitwillig zur Versöhnung, aber sie hoffte wenig von dem Erfolg der Zusammenkunft, welche die Herzogin veranstaltet hatte, das waltende Mißverhältniß aufzuheben.

„Ach Herzogin," sagte sie, „ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns täuschen, daß wir nichts vermögen werden über die unglückliche Beharrlichkeit des Königs. Ich gestehe es, diese Versöhnung würde das Glück meines Lebens ausmachen, gerne erkaufte ich es mit einem Theil meiner Lebenszeit, ja ich würde mich glücklich fühlen im Sterben, wüßte ich Alexis versöhnt, sein Herz von dem ungerechten Argwohn, der mich und ihn seit vielen Jahren quält, befreit. Vergessen wollte ich alle mir widerfahrene Kränkungen, vergessen seine Treulosigkeit und Schwachheit, jede Erinnerung daran auf ewig aus meinem Gedächtniß verbannen; allein ich vermag es nicht mit Zuversicht zu hoffen, daß Alexis um diesen Preis wieder der Meinige sein will. Waret Ihr nicht seit Jahren mit unerschöpflicher Geduld, die Euch mein letzter Athemzug danken wird, bemüht sein abwendiges Herz mir wiederzubringen. Was hat es Euch, was hat es mir gefruchtet? Einige Wochen schien er ganz wieder mein liebevoller, getreuer Gatte zu sein, dann trennte uns wieder der alte unselige Argwohn und der schlecht verhehlte Durst nach reizendem Wechsel, nach niedriger Wollust und Zerstreuung. Es ist nicht für menschliche Kraft berechnet, was ich gelitten habe durch seinen Wankelmuth, seinen argwöhnischen düsteren Sinn, durch seine selbstpeinigende Hypochondrie, die ihm seit jenem unglücklichen Ereigniß jede Lebensfreude verbittert. Mein Leben war eine Wüstenei, wo ich nur selten eine ärmliche Quelle antraf, meinen schmachtenden Durst zu stillen, nur ein Labsal erhielt meine Lebenskraft, Mutterliebe und Freundschaft, Eure Freundschaft, Herzogin. Längst wäre ich unterlegen, längst würde der Gram meine Gesundheit zerstört haben, hätte ich während dieser unsäglichen Leiden nicht meiner Kinder gedacht, welchen, so mächtig und reich mein Gemahl sein mag, als König dieses Landes, für Mutterliebe kein Ersatz hätte können geleistet werden. Die Pflicht allein, Herzogin, hat mich erhalten, wenn ich sehen mußte,

wie mein Gemahl seine Liebe leichtsinnigen Geschöpfen zuwendete, wie ihm jedes andere Weib besser gefiel als seine Gattin, wie er mich kalt und höflich von sich entfernte, und wie er ohne Schaam und Scheu es aussprach mit bitteren Worten, er könne es nicht über sich gewinnen, mich wieder zu lieben! Ich glaube es fast selbst, was er oft schonungslos äußerte, ein Fluch laste auf unserer Verbindung, den keine irdische Gewalt, kein menschliches Wollen entkräften könne. Oft war er sichtbar gerührt von meinen Thränen, meinen schonenden Vorwürfen, und ich glaubte schon, der freudige Augenblick unserer Wiedervereinigung sei gekommen, da rang er sich aus meinen Armen los und sagte, wie selbst verzweifelnd: „es ist umsonst, ich kann nicht. Ich liebe Dich, Amanda, aber es ist besser, daß wir getrennt leben, füge Dich in das unvermeidliche Geschick — es will, daß unsere Herzen langsam verbluten.“ O, das war eine böse Lüge, Alexis, Dein Herz blutet nicht, ein blutendes Herz schwelgt nicht in niedriger Sinnenlust, es verschließt sich in eine dunkle Zelle und verbirgt seinen Schmerz vor den Augen der Welt. Nein, nein, Mutter, er ist nicht unglücklich durch meine Liebe. Er mag krank sein, sehr krank, aber seine Liebloſigkeit ist nicht Gram und Melancholie, sie ist die unheilbarste aller Männerkrankheiten, der Ueberdruß. Dagegen hilft keine Versöhnung, dagegen keine Reue, keine Bitte — das verschmähte Herz muß auf ewig entsagen. Schönere und Jüngere schlingen ihre Netze um Alexis, die überbrauchte Amanda vermag sich nicht mit ihnen zu vergleichen. Ich denke, Herzogin, es ist nicht gut, daß wir uns wieder sehen, es ist nicht gut für mich, daß so gewaltsam der alte fressende Kummer aufgeregt werde, es ist nicht gut für ihn, daß man ihm nicht eine Szene spart, die fruchtlos, aber peinigend sein wird. Mein Loos ist ein höchst gewöhnliches, laßt es mich zuweilen vergessen in Mutterfreuden, es ist das Loos aller Weiber, welche das Unglück haben, an das Leben eines Mannes geknüpft zu sein —

das ganze Geschlecht gleicht ihm, Keiner ist besser, Viele schlimmer.“

„Was muß ich hören, Königin!“ fragte die Herzogin, indem sie mit Kummer ihre Hände faltete, „wollt Ihr in dieser Stimmung Euren Gemahl empfangen? Werdet Ihr nie müde, Euch selbst zu quälen, indem Ihr Gedanken erwecket, die alle meine schönen Hoffnungen zerstören; lohnt Ihr mir so meine Liebe? Seit zwölf Monaten sann ich Tag und Nacht über eine schickliche Gelegenheit nach, Euch zu vereinigen, und jetzt, in dem Augenblick, von dem ich die Frucht meines Sinnens erwarte, schmäht Ihr meinem Sohn, und bereitet Euch sinnreich vor zum Zank, nicht zur Versöhnung; denn Ihr wißt, daß der König empfindlich und leicht beleidigt ist durch die geringste unzarte Bemerkung. Von Eurer Sanftmuth und unverbrüchlichen Liebestreue, von dem schmeichelnden Ton Eurer Stimme, die so zum Herzen redet, von Eurer Weibesdemuth habe ich das Meiste gehofft, und nun nehmt Ihr plötzlich ein Wesen an, das besser zur Zwietracht, als zur Versöhnung paßt. O der böse Knabe Emil! Er hat Euch durch seine Unart verstimmt, und mir die letzte Freude verdorben!“

„Gütige Frau, Ihr irrt Euch,“ erwiederte Amanda schnell besänftigt und lächelnd. „Glaubt Ihr wohl, Mutter, ich liebe Alexis minder, als Ihr, die seine Fehler nie gekränkt haben? — seid unbesorgt, Herzogin, ich trage ihn in meinem Herzen und bin versöhnlich wie immer. Die Gedanken, die ich eben ausgesprochen habe, sind nicht vermögend mich bleibend zu verstimmen, es ist vorüber und hier ist meine Hand für Alexis. Gebt mir die seinige und ich will Euch kniend danken. Wie eine zärtliche Braut, die noch nicht gekränkt, noch nicht verschmäht worden ist, will ich ihn umfangen, wenn er zu mir zurückkehrt, aber bei aller Herzensdemuth, die Ihr, mich wohl kennend, bei mir voraussetzt, werdet Ihr nicht verlangen, Herzogin, daß ich, die unschuldig Gekränkte, meine

Frauenwürde verletze und mit hündischer Schmeichelei antworte, wenn er mich beleidigt.“

„Das fürchtet nicht. Wie oft soll ich es wiederholen, er hat nie aufgehört Euch zu lieben, und nur seine unbegreifliche Schwermuth hat Euch getrennt von ihm. Er hat ein tiefes Gemüth, mein Sohn, er braucht lange, ehe er ein Unglück verschmerzt. Die Zeit, hoffe ich, hat es endlich bewirkt, wenn es auch noch den äußeren Anschein vom Gegentheile hat.“

„Und doch, Mutter, sagte er erst neulich, ein Fluch hat uns auf ewig getrennt!“

„Verzeiht mir, Majestät,“ ermahnte der Greis Pius, der bisher still horchend da gesessen hatte, „verzeiht, daß ich mich in Euer Gespräch mische, aber Ihr habt mir ein Recht dazu eingeräumt und so sage ich, es giebt keinen Fluch, der auf das Schicksal der Menschen, welches in Gottes Hand steht, Einfluß hat, als den Fluch des ungebüßten Lasters. Darum lasset Eure Herzen nicht von düsteren Zweifeln beschleichen, der Herr wird Euch helfen in der Noth, trösten im Unglück. Ihm ist nichts unmöglich und er kann auch das Herz Eures Gemahls wieder mit Liebe erwärmen. Menschliche Vermuthungen und Besorgnisse sind wie Staub und Nebel, der Sturm seines Athems verweht sie, wo Gott eingreift in menschliche Dinge.“

„Amen!“ sprach die Herzogin, fromm erbaut von des Paters tröstenden Worten. „Eure Ermahnungen, frommer Vater, beruhigen mich wunderbar. Warum sollte ich auch der Hoffnung entsagen? Sie hat mir, so lange ich lebe, immer mehr Freude gemacht als die Wirklichkeit der Gegenwart. Ich bin nie vergnügter, als wenn ich mich einer schönen Hoffnung hingebe, und meine letzte ist eine der schönsten meines Lebens. Soll ich sie nicht verwirklicht sehen vor meinem Ende? denn obwohl ich nicht glaube, daß ich so bald werde scheiden müssen aus dem Kreise meiner Lieben, kann es doch

bei meiner Kränklichkeit schnell und unvermuthet zu Ende gehen. Wenn ich sage, daß ich diese letzte Freude nicht erleben soll, so wünsche ich doch nicht, daß deren frohe und zuversichtliche Erwartung vor der Zeit mir geraubt werde. Gewiß, der König wird — mir zur Liebe und zum letzten Kindesdank — dieses unselige Mißverständniß aufhören lassen."

„Gebe es Gott! — Wir sind am Ende unsrer Zweifel."

Mit diesen Worten richtete sich die Königin erbleichend empor, denn so eben war der König mit dem Prinzen an der Hand eingetreten. Aller Augen begrüßten ihn mit bedeutungsvollen Blicken, nur Amanda schlug heftig zitternd die ihrigen nieder. Die Herzogin streckte ihre welken Hände nach ihm aus, und Pater Pius selbst erhob sich mit Mühe auf einen Augenblick, sank aber sogleich wieder in den Stuhl zurück, indem er mit stummen Winken sein Unvermögen entschuldigte. Etwas überrascht durch die unvermuthete Gegenwart seiner Gemahlin blieb Alexis in einiger Entfernung stehn, faßte sich dann und begrüßte alle Anwesenden mit Wohlwollen, die Königin mit einer höflichen Verbeugung. Zuerst näherte er sich der kranken Herzogin, schloß sie in seine Arme, begrüßte hierauf den Pater Pius mit einer gnädigen Handbewegung und nahm endlich auf einem Stuhl neben seiner freudig lächelnden Mutter Platz. Seine ersten Worte enthielten eine Frage über die Ursache der Entfernung des Prinzen aus der Gesellschaft der Frauen. Die Herzogin gab ihm etwas zögernd genügende Auskunft darüber, erfreute ihn aber sichtlich wenig. Indessen ließ es Se. Majestät dieß Mal bei einem strafenden Blick bewenden, welcher den verwirrten Knaben von ihm entfernte, während seine Tochter Gelegenheit nahm, ihrem Vater ehrerbietig die Hand zu küssen. Jetzt erst wurde allen Anwesenden, mit Ausnahme des Pater Pius, der über die Jahre hinaus war, wo man Verlegenheit, Schaam und heftig schmerzenden Unmuth nicht zu unterdrücken, kaum zu verbergen vermag, die peinliche Lage empfindlich, in die

sie sich versetzt befanden. Der König duldete zwar, erwiederte aber nicht die Liebkosungen seiner Tochter, und so unbedeutend diese Vernachlässigung der Kindesliebe war, wurde sie doch von Allen bemerkt und die Veranlassung der unbehaglichsten Gefühle. Amanda, am meisten gespannt und verletzt durch das Betragen des Königs, sah stumm in sich gekehrt unverrückt nach einem Gegenstand, der weder so weit vom König entfernt war, daß es beleidigend hätte sein können, wenn man das Auge von dem Glanz Sr. Majestät nach ihm abwendete, noch so nahe, daß sie hätte in Gefahr kommen können, den unruhig umher irrenden Blicken des Gemahls zu begegnen. Die Herzogin selbst, welche gegen ihren Sohn eben so viele Ehrfurcht als Liebe empfand, verlor in ihrer Eigenschaft als Vermittlerin allen Muth, und fand es in der Verlegenheit gewiß nicht zur Unzeit, als sich ihr gewöhnlicher Husten einstellte. Am schlimmsten war es der kleinen Amanda — nach ihrer Mutter so genannt — zu Muthe; über und über roth vor Schaam stand sie unbeachtet vor dem König und hielt noch immer die bewegungslose Hand in der ihrigen, und fand den Muth nicht, sie fahren zu lassen. Glücklicherweise befanden sich an den Fingern des königlichen Vaters einige sehr schöne Ringe, welche zu betrachten ihr einigen Ersatz für den liebloſen Empfang gewähren mochte. Der König selbst suchte Worte, doch nicht für seine Empfindungen, welche er kaum dem Beichtvater anvertraut haben würde. Schwerlich gewann eine derselben die Oberhand über die anderen; denn war auch der finstere Stolz bemüht, sein ganzes Herz in Besitz zu nehmen, so war es die Liebe, das vorwurfsvolle Gefühl seines Unrechts nicht minder. Der erstere nahm den Argwohn, die Sophisterei der Gefühlloſen, zu Hilfe, die zweite verbündete sich mit dem angebornen Edelmuth und dem Ehrstolze der wahren Tugend, um die ihr feindlichen Elemente zu verdrängen. Im Hintergrunde des Herzens wachte aber, den Kampf beobachtend, vielleicht beherrschend, der fin-

stere Glaube an das unwiderstehliche Walten eines bösen Prinzips. — Außerhalb des seltsam gruppirten Familienkreises saß in der Person des ehrwürdigen Pater Pius das gleichgültig wiederkäuende Greisenalter mit halbgeöffnetem Mund und die halb erblindeten Augen ausdruckslos nach einen fixen Punkt hinrichtend, gleichsam als eine zur Bildsäule gewordene Frage über den Werth und die Bedeutung des menschlichen Streitens, Fühlens, Denkens, Lebens.

Endlich gab der Husten der hektischen Herzogin Veranlassung zur Erkundigung um das Befinden der von Allen geliebten Frau, welche schon seit zehn Jahren vergebliche Hoffnung nährte, der böse Katarrh werde sie noch vor ihrem Ende verlassen. Die Aerzte hatten aber im Grunde längst alle Hoffnung aufgegeben, die nimmer verzweifelnde Kranke von der Lungensucht zu heilen. Sie gab denn auch ihrem Sohne den tröstlichen Bescheid, sie hoffe, wenn sie erst die Folgen einer kürzlichen Erkältung werde überwunden haben, wieder recht gesund und froh zu werden und dann — setzte sie scherzend hinzu — ihre Kinder zu überleben. So wirkte der nie zu besiegende Lebensmuth dieser Frau, selbst unter so getrübten Gesundheitsumständen, noch erheiternd auf eine Gesellschaft von meist jüngern Personen, welche bei vollständiger Gesundheit an dem Leben verzweifeln zu müssen glaubten. Die kleinmüthigen Thoren! Sie wußten oder bedachten nicht, daß das Extrem alles menschlichen Elends in der Krankheit bestehe, daß man unter allen Verhältnissen noch immer glücklich genug sei, wenn man einer kräftigen Gesundheit genießt. Was neben dieser bestehen kann, ist nicht das Entsetzlichste der Leiden, nicht das höchste Uebermaß des Schmerzes, dessen die menschliche Kraft fähig ist.

Die heitere Bemerkung der Herzogin gab dem König hinreichende Fassung, um auch seine Gemahlin mit verbindlicher Höflichkeit um ihr Wohlbefinden zu fragen. Sie ant-

wortete mit etwas unsicherer Stimme, indem sie sich mit Ehrerbietung, doch ohne Erniedrigung verneigte:

„Ich danke, Sire, für Eure Güte. Meine Gesundheit ist erträglich.“

Hierauf trat wieder eine kleine Pause ein, nach deren Verfluß die Herzogin das Gespräch fortsetzte. Da es bloß eine Einleitung zu der beabsichtigten Versöhnung bilden sollte, betraf es meistens nur gleichgültige Gegenstände, welche für uns kein Interesse haben. Erst nach einer langen Unterredung mit dem König und nachdem wieder eine Pause des Stillschweigens entstanden war, wagte es die Herzogin ihr Gesuch vorzubringen.

„Mein theurer Sohn,“ sagte sie bewegt, „Du sprichst nur mit mir und doch ist eine Person hier, welche Deinem Herzen näher sein sollte, als selbst die Mutter.“

„Du wirst Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhängen, spricht die heilige Schrift und so ist der Wille der ewigen Vorsehung,“ unterstützte Pater Pius.

„Gewiß, so soll es sein,“ fuhr die Herzogin fort, „aber leider ist es jetzt nicht mehr so bei Dir, mein königlicher Herr und Sohn. Es gab eine Zeit, wo ich Dich nicht ermuntern durfte, der heiligen Schrift in diesem Punkte gemäß zu handeln, wo Dir die Liebe Deiner Amanda schätzbarer war, als alle Kronen der Welt, wo ich Dich meine Kniee umschlingen und Thränen des Dankes vergießen sah, weil ich Dir das Herz dieses Engels erobern half. Sie hat sich Dir geopfert mit beispielloser Hingebung und Liebe, sie hat nun ein Recht, von mir Verantwortung des Unglücks zu fordern, welches aus dieser von mir vermittelten Vereinigung Eurer Herzen entsprungen ist. Willst Du, mein Sohn, daß ich den bitteren Gedanken, schuld zu sein an ihrem Unglück, mit ins Grab nehmen soll? Zehn Jahre schon dauert dieses unselige Mißverhältniß, den schönen Mittag des Lebens vertrauert Deine Gattin in öder Abgeschiedenheit, sie ist zur Entbehrung der

köstlichsten Freuden verdammt, während ihr ungerechter Gemahl, unbekümmert um ihren einsamen Schmerz — — — laß mich Dein Unrecht nicht aussprechen. König! Du rühmst Dich Deiner Gerechtigkeit und nur allein gegen Dein Weib willst Du ungerecht sein? Solche duldsame Sanftmuth, solche Ergebung in den Willen ihres Herrn, wie die Königin in dieser ewig langen Zeit der Verbannung aus Deiner Nähe bewies, verdiente wohl mehr Liebe und mehr als einen kalten Gruß der Höflichkeit ihre Begegnung. Wenn Du wüßtest, was sie leidet, und mit welcher Liebe sie noch immer von ihrem Alexis spricht, Du könntest nicht so grausam auf dieser Trennung beharren, die sie elend macht. Sie ist kein gewöhnliches Königsweib, das nur den Glanz der Majestät zu theilen liebt, Deine Krone kann sie nicht erfreuen, wenn Dein Herz abgewendet ist von ihr. Mein Sohn, ich kenne Dich nicht mehr. Mir selbst blutet das Herz bei dem Jammer dieser unglücklichen Frau, und Jeder aus Deinem Volk, der sie kennt, muß sagen, solche Tugend, solche Anmuth und Liebe verdient ein besseres Loos. Nur Du siehst sie fühllos Thränen vergießen, nur Du verkennst die Reine, tief Gekränkte. Alle tadeln Dich mit bitteren Worten, Alle zeihen Dich der Ungerechtigkeit, des Undanks, der Gefühllosigkeit, Du hast nur einen Anwalt für Dich — das Herz Deiner unglücklichen Gattin."

Während die Herzogin so sprach, hatte der König seine Tochter Amanda an sich gezogen und mit forschenden Blicken betrachtet.

„Schönes Kind, bei Gott!" murmelte er vor sich hin, daß Niemand den Inhalt seines Selbstgesprächs vernehmen konnte, „ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Grausamer Himmel, nur einen Zug von mir laß mich entdecken! — Vergebens, — Da ist keine Linie, welche zeugte von meiner Vaterschaft — so ist mein Mund nicht geformt — so nicht mein Kinn, — so nicht die Nase — meine Augen sind von

anderer Farbe — mein Haar ebenfalls — so ziehen sich nicht meine Brauen und meine Stirn ist anders gewölbt. — Vergebens harre ich seit Jahren der Ausbildung einer Aehnlichkeit mit mir, welche endlich meinen Argwohn besiegte — es ist nicht möglich, das ist nicht mein Kind. Jeder Vater erkennt sein Kind an Familienmerkmalen, jede Frucht trägt die Eigenthümlichkeiten seiner Abkunft, nur hier, weil es mich quält, weil das Glück zweier Menschen davon abhängt, nur hier sollte die Natur eine Ausnahme von der Regel gemacht, eine grausame Täuschung hervorgebracht haben — nein, es ist unmöglich. Gewißheit, Gewißheit, und ich will den Jammer von zehn Jahren als eine zu große Strafe gelten lassen und beendigen, wenn sie mich beleidigt, will bereuen und Buße thun in der Liebe, wenn sie mich der ungerechten Härte zeiht, nur Gewißheit, nicht die fressenden Zweifel, die mein Herz verzehren!"

Indessen hatte die rührende Beredsamkeit der kranken Matrone wunderbar eingewirkt auf sein erhärtetes Gemüth. Bei ihren letzten Worten blickte er tief ergriffen nach seiner Gemahlin, welche ihr Gesicht in Thränen badete und laut schluchzte. Ein schönes geliebtes Weib in Thränen ist ein Anblick, dem das stärkste Männerherz nicht widerstehen kann, es löst sich auf in Rührung und Mitgefühl. Mühsam kämpfte Alexis einige Augenblicke mit einer gewaltigen Gemüthsbewegung, dann schloß er die kleine Amanda, welche er erst unsanft zurückgehalten hatte, in die Arme und küßte sie.

„Bring diesen Kuß Deiner Mutter!" befahl er dem ob der Liebkosung erfreuten Mädchen, allein die Königin erwartete ihre süße Botschaft nicht, sondern eilte laut weinend mit ausgebreiteten Armen an die sich versöhnlich darbietende Brust ihres Gemahls. Schon blickte Pater Pius dankbar zum Himmel, schon stammelte die Herzogin, deren Augen Thränen entstürzten, einige Worte der Freude, als unvermuthet eine Störung eintrat, welche wohl geeignet war, des Königs hu-

steren Glauben an ein böses Fatum wieder zu erwecken. Prinz Emil, der bisher in einer Ecke stumm zugehorcht und mit kindischer Erfindsamkeit, boshafte Anschläge gemacht hatte, kam plötzlich eilend herbei, drängte sich gewaltsam zwischen Beide und rief mit tückischer Schadenfreude:

„Traut ihr nicht, Sire, die Königin ist falsch und spricht nur in Schmähungen von Euch.“

Tief fühlende Gemüther werden nie stärker verletzt, als durch gewaltsame Unterbrechung in Augenblicken, wo sie sich sanften Empfindungen willig hingeben, wenn sie zerfließen in Rührung und Liebe. Schnell wie durch einen Blitz werden sie dann entzündet und lodern auf in wilde Flammen, welche Alles zerstören in ihrer Nähe. Alexis wurde dadurch seiner ganz unmächtig, doch kehrte sich seine Wuth nicht gegen die unschuldige Königin — welche er heftig von sich stieß, um sich Raum zu verschaffen zu einem rasenden Beginnen — sondern gegen den boshaften Knaben, der die Züge seines Vaters schändete. Längst hatte er mit tiefem Kummer des Prinzen Gemüthsverderbtheit bemerkt und im Vaterschmerz oft mit der Vorsehung gerechtet, welche ihm diesen Sohn gegeben. Jetzt, in dem Augenblick, wo diese Schlange mit ihrem giftigen Athem zwischen die einander entgegen schlagenden Herzen versöhnter Gatten trat, wurde der Schmerz über die Entartung seines Kindes zur sinnlosen Raserei. Seine Augen blitzten auf in unbändiger Wuth, sein Mund schäumte und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. „Natter!“ knirschte er und erfaßte den Sohn bei den Haaren, wie man einen Hund am Fell ergreift und schleppte ihn zum Geländer des Balkons. Im nächsten Augenblick würde er ihn unfehlbar hinabgeschleudert haben in die Tiefe, wenn nicht die Königin, ihres Gemahls schrecklichen Zorn wohl kennend ihm schreiend nachgeeilt wäre und den Knaben gerettet hätte. Sie rang mit seinem Zorn um das Kind und siegte, denn schon zeigten sich bei dem schwächlichen Gemahl die Symptome einer na-

henden Ohnmacht, als Folge der heftigen Gemüthsbewegung. Noch ein Mal raffte sich seine in Krankheit übergehende Wuth auf zu einem fürchterlichen Faustschlag auf das Haupt des Prinzen, und als ob sie Beide getroffen wären, stürzten Vater und Sohn zugleich nieder auf den Boden.

Während Amanda, bald das blutende Haupt des Prinzen besehend, bald an des Königs Herz fühlend, um Hilfe schrie, schien die Herzogin entschlafen. Ihr erloschenes Auge war halb geschlossen, ihre Wangen plötzlich eingefallen, ihr Haupt auf die kranke Brust vorgesunken. Sie befand sich in einer vollständigen Apathie, welche dem Tode sehr ähnlich sah. Ihr Zustand wurde jedoch nur von dem Pater Pius bemerkt, der eben so hilflos wie sie an seinen Stuhl gebannt war, aber vom Schreck nicht so sehr angegriffen. Unruhig bewegte er Arme und Beine, während seine schwache Stimme die Prinzessin Amanda, die sich ängstlich verkrochen hatte, ersuchte, nach einem Arzt zu schicken. Ehe jedoch noch andere Zeugen herbeikamen, veränderte sich die furchtbare Szene — der König erwachte aus seiner flüchtigen Betäubung, die Herzogin schlug die Augen auf und fand sich etwas beruhigt, da sie kein theures Haupt vermißte. Nur der boshafte Prinz verharrte in einer künstlichen Erstarrung, obgleich seine Wangen sich wieder färbten und seine Kopfwunde keineswegs bedeutend war. Wie große Reptilien sich todt stellen, wenn man sie berührt, bemühte er sich, den Athem einzuhalten und seine Glieder zu steifen. Mit einem verächtlichen Blick auf diese Scheinleiche richtete sich der König auf, winkte der Herzogin einen schweigenden Abschiedsgruß zu und entfernte sich, um nie wieder zu kehren.

3.

„Es ist vergebens, der Frieden meiner Seele ist dahin auf immer!“ rief der unglückliche König aus, als er in seinem Kabinete angekommen war und, das kummerschwere Haupt auf beide Hände gestützt, über seinen Besuch bei der kranken Herzogin nachdachte. Er fühlte es tief und schmerzlich, wie verlassen selbst ein König sei, wenn er die Bande der Natur mit freventlichem Leichtsinn zerreißt, wie wenig der Reichthum eines Landes und die glänzende Macht eines Fürsten sei, wenn Beides ein verbittertes Gemüth für das verlorne Glück eines Gatten und Vaters entschädigen soll. Die Geschichte des verflossenen Jahrzehends erschloß sich seinem Geiste wie ein wüster Traum, aber ihre Thatsachen gewährten seiner Erinnerung keinen Trost. Nach dem unseligen Vorfall, der seinem Freunde das Leben, seiner Schwester die Unschuld des Leibes, seiner Gattin das Glück der ehlichen Liebe, ihm selbst Lebensmuth und Geistesstärke gekostet hatte, war sein Gemüth in einen seltsamen Widerstreit edler und unedler Empfindungen gerathen, in welchem nicht seine bessere Ueberzeugung, nicht die geschwundene Mannkraft der über alles Unglück erhabenen Vernunft obsiegen konnte über den tiefen herzverderbenden Schmerz der Reue, des Lebenshasses, der Selbstverachtung. Die größte Gewissenspein lag in der Bereuung des voreiligen Mordes — das lekhafte Ge-

fühl seines Unrechts erfüllte sein Herz mit einer anderen eben so ungerechten Empfindung: Verachtung des weiblichen Geschlechts. Seine edle Gemahlin erschien ihm schuldiger, als sein unglücklicher Freund, denn der Schmerz über seinen Verlust ließ keine Vernunftgründe zur Entschuldigung derselben aufkommen. Er glaubte durch das Verlassen seiner Gemahlin den Manen des Erschlagenen ein gerechtes Sühnopfer zu bringen, und war um so weniger geneigt, das gute Einverständniß mit der unglücklichen Amanda wiederherzustellen, da das Bewußtsein der Blutschande sich gegen jede Erklärung und Versöhnung sträubte. Die traumähnliche Erinnerung an die gräßliche Gruftszene verursachte ihm Ekel und Schauder — er schwor, Angelika nie wieder zu sehen. Sie hatte, selbst vom sündhaften wahnwitzigen Traum ergriffen, seine Geistesverwirrung zur Ausführung eines fanatischen Vorhabens benützt, aber nie, wenn er bei Besinnung war, hatte Alexis ihre unglücklichen Empfindungen getheilt. Wäre dieß der Fall gewesen, er würde sich besser getröstet haben, indessen sich zu dem moralischen Bewußtsein einer unerhörten Schandthat das physische Gefühl des Ekels gesellte und so den entkräfteten Geist zur verzweifelnden Schwermuth veranlaßte. Die scheinbare Unmöglichkeit, die unseligen Mißverhältnisse auszugleichen, der entsetzliche Anschein eines waltenden bösen Prinzips, den alle Ereignisse trugen, halfen das Herz und den Verstand dessen verdunkeln, der sich lange der Unbefangenheit, Unerschrockenheit und Freigeisterei gerühmt hatte. Der Fanatismus mißsinniger und die Schlauheit arglistiger Pfaffen war dabei nicht unthätig, das so vorbereitete königliche Gemüth gänzlich zu verdüstern, und so war es bald geschehen, daß sich der hoffnungsvolle Zögling Samboros, weinend in Unkraft, der melancholischen Religionsschwärmerei in die Arme warf.

Die Klerisei jubelte, als der König, plötzlich ein eifriger Frömmler, mit der ihm eigenthümlichen Hast schnell alle seine

irreligiösen Institute zerstörte, die bereits fruchtbar wuchernde Gottlosigkeit unter seinen Unterthanen mit blutigen Machtsprüchen verfolgte, alle seine eigenen gegen das Mönchthum und den Fanatismus gerichteten Verordnungen als Eingebungen des Satans widerrief und, mit einem härenen Strick umgürtet, im demüthigen Inkognito eines frommen Pilgers zu den Heiligthümern des Wahnglaubens wallfahrtete. Aber nicht lange währte dieser fromme Wahnsinn, bald erkannte er das Lächerliche seines Beginnens und die Nichtigkeit der religiösen Gaukeleien und kehrte insgeheim zur gesunden Vernunft zurück. Daß er es nicht öffentlich that, daran verhinderten ihn so viele wichtige Gründe. Zunächst schämte er sich seinen thörichten Wankelmuth vor dem Volke zu zeigen, denn selten sind die großen Geister, welche den Muth haben, ihre Irrthümer vor der Welt einzugestehen um den Spott und die Verachtung des schlechten Haufens, gleichmüthig zu ertragen. Ueberdieß hatte er während seiner frommen Sinnbekehrung eine Entdeckung gemacht, welche für den Monarchen zu wichtig war, als daß er sie ungenützt hätte lassen können. Der Pöbelhaufe seiner Unterthanen empfing nämlich mit theils aufrichtigem, theils geheucheltem Entzücken die Beweise der heiligen Sinnesänderung seines Monarchen, und ermangelte nicht, seiner Frömmigkeit abgöttische Huldigungen darzubringen. Bei einiger Ueberlegung fand der König auch, daß die Macht der Fürsten selbst auf einer Art Kultus beruhe, welcher, so lange der Menschheit das äußere Gepränge und der gemachte Nimbus einer fingirten Erhabenheit imponirt, noch dauern wird, wenn er auch häufig genug seinen Gegenstand und seine Form verändert. Er gelangte in Folge derselben Betrachtungen zur Ueberzeugung, daß dieser Kultus der irdischen Majestät mit dem religiösen so innig zusammenhänge, daß einer ohne den anderen nicht bestehen könne und beide sich gegenseitig unterstützen. Er verfolgte nun die Schlußreihe, die sich aus dieser Entdeckung ergab, mit großem

Scharfsinn und Behutsamkeit und wurde, um mit einem modernen Wort seinen Seelenzustand, seine nachherige Politik, seine moralischen und religiösen Maximen zu bezeichnen, das, was man in der Folge einen Machiavellisten nannte. Menschenliebe verhinderte ihn nicht daran, seinen neuen Grundsätzen zu folgen; denn theils waren ihm die Menschen verächtlich geworden, theils überredete er sich, daß sie nur um so glücklicher wären, je mehr man sie von aller philosophischen Spekulation abbringt und von der unglücklichen Skepsis entfernt. Sich selbst überließ er dem zügellosesten Atheismus, ohne je äußerlich das Geringste im Dienste der Religion zu verabsäumen. Damit war auch die ganze Klerisei höchlich zufrieden und verehrte nun den Monarchen als einen höchstverständigen Mann.

Diese neue Charakterveränderung hatte auch auf sein persönliches Leben einen ungemeinen Einfluß, aber sie machte ihn nicht glücklich. Nachdem er aus seinem Herzen die Menschen- und Gattenliebe gerissen, empfand er in demselben eine unausfüllbare schmerzliche Leere. Statt der offenen treuherzigen Miene der Freundschaft, die nie systematisch sündigt, sondern nur irrt, begegneten ihm nun arglistige Frauengesichter mit Furcht, kriechender Schmeichelei und Verschmitztheit in den scheuen Blicken, oder kalte nichts sagende Hofphysiognomien, welche bald Leerheit des Herzens und Kopfes, bald nachdenkliche besonnene Niederträchtigkeit verkündeten. Noch erbärmlicher war der Ersatz, der ihm für die verschmähte Liebe eines schönen und edlen Weibes geboten wurde in der Umarmung williger Frauen und Jungfrauen, welche, bestochen durch seine noch immer schöne Gestalt, oder durch den Glanz der Majestät, oder durch andere künstliche Mittel, im Verhältnisse zu dem königlichen Geliebten nur einerlei Empfindungen Raum gaben, denen der Eitelkeit, Habgier und gemeinen ekelhaften Geilheit. Je mehr er Gelegenheit hatte, die schönsten Frauen des Landes seinen Gelüsten dienstbar zu

machen, je schneller wurde er gesättigt, je schneller wurde seine physische Kraft und mit ihr die Fähigkeit zur Wollust verzehrt. Anfangs gab er sich der ausschweifendsten Begier mit einem wilden Freudentaumel hin, der alle Nerven im Entzücken erbeben ließ, Frauen ergaben sich ihm ohne Widerstand, Mütter und Väter verhandelten ihre Töchter an den königlichen Wüstling, und wo er nicht durch Gunst und Geld zu seinem Ziel gelangen konnte, bediente er sich unbedenklich der Gewalt. Aber bald fühlte er seine Kraft erlahmen und war gezwungen, um zu genießen, diese und den erkalteten Reiz mit künstlichen Mitteln zu beleben, die den letzten Rest seiner Nervenkraft aufsaugten. Krankheit, Hypochondrie waren die Folge dieser Entkräftung. Die edelsten Organe seines Körpers verrichteten ihre Funktionen unordentlich, sein Gehirn wurde von häufigen krankhaften Gallengüssen und einer totalen Nervenverstimmung verdüstert. So war die letzte Bedingung einer tyrannischen Gemüthsverfassung erfüllt und bald sah das Reich in dem einst vergötterten Alexis einen vollkommenen Despoten. Schweigende Furcht herrschte an seinem Hofe, trübsinnige Bangigkeit im ganzen Lande. Befand sich Se. Majestät in übler Laune, hatte er lästige Verdauungsbeschwerden, so empfand die ganze Dienerschaft, manchmal das ganze Land die Folgen seines flüchtigen aber dennoch äußerst verderblichen Zornes. Der Stolz verhinderte dann das Herz, das gestiftete Unheil zu verbessern, und immer mehr häuften sich im Lande die Elemente des Unglücks. Die Noth des Landes stieg mit jedem Jahre, demoralisirte das Volk, vermehrte die Zahl der Verbrecher. Viele, welche sich den gesetzlichen Weg zum Wohlbefinden, zu einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Stellung durch Pfaffen und bestechliche Günstlinge versperrt sahen, suchten ihr Ziel auf ungesetzlichem Weg durch Raub, Mord, Diebstahl Betrug, Meuterei; denn der entartete Landesfürst vereinigte mit seinen elenden Regierungsmaximen, mit seinem bösen

Willen eine große Trägheit und einen Geschäftsüberdruß, welche ihn verhinderten, die mannigfachen Uebelstände im Reiche zu erforschen und durch Wachsamkeit und Thätigkeit die eigennützigen Beamten an willkürlichen und ungerechten Handlungen zu verhindern. Kurz, nach Verlauf des Decenniums trat ein status ein, der dem der letzten Regierungstage Severins ziemlich ähnlich sah. Des Königs nunmehriges Leben war ein ununterbrochenes Wüthen gegen sein Volk, sich selbst und die Menschheit. Je mehr er das eigene Unglück empfand und abnahm an Kraft, Heiterkeit und wahrem Muth, je mehr ließ er das Volk die Schwere seines Szepters empfinden. Sein Ruhm war längst befleckt, die Ehre seines Namens unrettbar verloren, darum entledigte er seinen Geist der letzten die Tyrannei beschränkenden Rücksicht und trachtete nur nach Vermehrung seiner Macht, nach Genuß und Reichthum.

Sein besseres Ich war jedoch nicht ganz untergegangen, der angeborne Edelmuth nicht ganz abgestorben. Er war ein Sünder aus Leidenschaft, nach deren Sättigung und Ermüdung das moralische Gefühl erwachte. Seine Begierde glich einem todtgerittenen Roß. Sobald es darnieder lag, ihn nicht mehr forttragen konnte aus dem Sumpf seiner Lethargie, fühlte er den schweren Fluch der unmäßigen Sünde. Sein wilder Zorn war ein Thor, der ihm die köstlichste Labung seines Herzens verschüttete, die Bilder, an welchen sich sein Auge geweidet, zertrümmerte, ein Pfeil, der stets den Schützen traf. Der Menschenhaß leistete ihm keine besseren Dienste, seine Weltverachtung raubte ihm den Genuß ihrer Schönheiten. Jener stahl ihm Liebe, Freundschaft und Treue seiner Zeitgenossen, diese zerstörte das Bündniß der Sinne mit dem Herzen. Sekten erregten die Wahrnehmungen der ersten sein Gemüth und die unglückliche Trennung des äußeren und inneren Lebens, welche das größte Elend der Sterblichen ausmacht, war halb vollbracht. Als ihm seine Lebens-

weisheit, die ein seltsames Gemisch war von Krankheit, Klugheit, bösem Willen und Wahn, so schlecht anschlug, überließ er sich oft einem thränenreichen Bedauern seines unglücklichen, selbst verschuldeten Schicksals. Er weinte über sich wie Jesus über das vor seinem prophetischen Geist erscheinende zerstörte Jerusalem. Wie einst die Kinder Israels an dessen Verfall, so waren seine Leidenschaften Schuld an der Zerfallenheit seines Inneren. In der Wärme dieses Bedauerns thauten die erstarrten Empfindungen seines edlen Herzens wieder auf. Da sehnte er sich nach seiner verlassenen Amanda und umfaßte in Gedanken weinend ihre Kniee, da gedachte er seines erschlagenen Freundes und flehte seinen Geist an um Versöhnung, da liebte er die Menschen und sein Vaterland, da dachte er an den Geist des Alls und bot ihm sein Herzblut, sein Leben zum Opfer für das Glück seiner Völker. Er hatte nie das Laster geliebt, aber das Laster liebte ihn. Darum zerfloß er in solchen Augenblicken in kindliche Wehmuth, und als er, von allen Seiten eingesperrt durch selbstgeschaffene Schranken, keinen Rückweg fand für sein besseres Wollen, stürzte er sich wehklagend hin auf das Angesicht und flehte mit Inbrunst die vergessene und verhöhnte Gottheit an um Befreiung aus diesem irdischen Irrsal, um Erleuchtung oder Tod. Aber der Himmel vergeudet keinen Strahl seines ewigen Lichts für die Abwege der menschlichen Vernunft und er sendet keinen hilfreichen Arm, wenn ein gefallener Engel in der selbstgewählten Finsterniß nach fremder Hilfe schmachtet, wo nur die einzige Kraft ihm zu helfen vermag — es blieb finster in seiner Seele. Die heilige Andacht verrauchte schnell, wie das Strohopfer des Kain und der Teufel freute sich wieder seiner dienstbaren Seele. Sie schwankte zwischen Himmel und Hölle, aber das irdische Gewicht einer kraftlosen, der Erhebung unfähigen Körperlichkeit, machte, daß sie sich entschieden der Tiefe zuneigte. Das gefährlichste Ereigniß für seinen Dämonismus war die rührende Szene des

Wiederfindens seiner Amanda. Der Himmel war ihm aufgeschlossen, und seine Englein winkten mit süßem Lächeln, würde Angelika gesagt haben, da zischte die Schlange der höllischen Versuchung und verschwunden war die zauberreiche Vision. Heftiger erzürnt konnte der Erzengel Michael nicht sein gegen den Fürsten der Hölle, als des Königs bessere Hälfte es war damals gegen sein eigenes Kind. Die unnatürliche Bosheit des Knaben war ihm ein Greuel, der fatalistische Ideen in ihm rege machte. Er haßte darum und weil der Prinz so wenig dem Prinzen Alexis, dessen sich der König oft mit Wehmuth erinnerte, glich, sein eigenes Blut nicht minder als sein böses Geschick, das er Welt nannte.

„Dahin auf immer!" wiederholte er seufzend, und suchte die trübseligen Gedanken an sein verlornes Familienglück von seiner Stirne wegzuwischen. Um sich zu zerstreuen, ergriff er einige vorliegende Papiere, aber in der nächsten Secunde verhöhnte er seine Thorheit, die ihn Trost bei Staatsgeschäften suchen ließ. Was enthielten diese Papiere Tröstliches? Klagen, Vorwürfe, unverschämte Gesuche, und eine Unzahl von Polizeiberichten über die schlechte Stimmung des Volkes. Hundert Mal wiederholt las er hier in schönen Worten, daß das Volk ihn nicht liebe, daß es unzufrieden sei, daß unzählige Anzeichen eines Sturmes eingetreten und die eiligsten Gegenmaaßregeln nothwendig seien. Zwar hatte es hier und da ein Speichellecker versucht, ihn mit Versicherungen von der Liebe und Ehrfurcht der Nation zu trösten, und ihn glauben zu machen, daß nur Vagabonden und Abenteurer, brodloses Gesindel und Pöbelfreunde die Ruhe des Landes zu gefährden suchten, während der edelste Kern der Nation sich der besten Gesundheit und Zufriedenheit erfreue; allein Alexis war kein so großer Sanguiniker, um diesen Versicherungen Glauben beizumessen, und er kannte eben so gut die Gefahr, als seine Schuld daran und die Mittel, ihr zu begegnen. Nachgiebigkeit und Insichgehen war seinem Stolze unmöglich, da-

her dieſe Mittel alle mehr das Gepräge einer unmenſchlichen Klugheit als der philanthropiſchen Weisheit, welche ihm ſchwerlich geholfen haben würde, an ſich trugen. So widerlich ihm die Staatsgeſchäfte geworden waren, erforderte doch der Drang der Umſtände ſchnelles Handeln und Erwägen. Seine Geſinnungen, die waltenden Verhältniſſe und die Qualität ſeines Willens, ihnen gemäß zu wirken, werden wir am beſten aus ſeinem Selbſtgeſpräch kennen lernen.

„Warum brummt das Ungethüm Volk," ſagte er, „warum fletſcht es unmuthig die Zähne gegen ſeinen Herrn, warum erhebt es ſein ſcheußliches Haupt unter meinem Fuß? Weil ich ein Thor war und ihm geſchmeichelt habe, wie einem treuen Hund, weil ich ſelbſt in unſeliger Verblendung ſeine Kraft geſtärkt, ſeinen Willen ermuthigt habe zum Widerſtand gegen die mir zuſtehende Gewalt, weil ich mir ſelbſt einſt die Hände gebunden und es bewaffnet habe gegen mich. Zu ſpät kam ich zur Beſinnung, zur Erkenntniß meines Vortheils. Wer hieß mich ſeinen Wahn zerſtören, wer hieß mich einſt die wohlthätigen Feſſeln zerreißen, welche die Religion und die Prediger des blinden Gehorſams ſeiner unbändigen Kraft angelegt hatten? Wer hieß mich meine eigene beſſere Ueberzeugung mit Gewalt und Eifer ihm aufdringen, die geſunde Vernunft, die der Willkür nie dienſtbar ſein wird, zu ſeinem Führer zu machen? Meine Menſchenliebe. Fluch ihr! Als ich meinem Volk ſagte: „ſei glücklich und verſtändig," da ſchrie es Wehe über den Freigeiſt, den Gotteslästerer, und ſuchte finſtere Höhlen auf, um insgeheim dem alten Götzen des Wahns die gewohnten Opfer zu bringen. Einige aus ihm warfen ſich in thörichter Verblendung zu meinen Füſſen und erflehten mit Thränen das Spielzeug ihrer Phantaſie, welches ihnen ein Joch iſt zugleich. Wenige freuten ſich meiner Thaten. Das Volk war wie ein Hund, der ſeinen Herrn je mehr liebt, je mehr er von ſeiner Strenge leidet. Nun ich ſelbſt ſcheinbar ſeinem Wahn huldige und Gehorſam hei-

sche, den es zu leisten ehedem überwillig war, haben die Wenigen, welche der Strahl der Wahrheit berührt, den Funken zu einer wilden Flamme angefacht und ihr den Thron zur Nahrung bestimmt. Die Menge tanzt nun um die glänzende Erscheinung in wilder Freude und freut sich des verbotenen Lichts, das sie einst verschmäht, nicht weil sie die Wahrheit erleuchtet, sondern weil sie der Reiz des Neuen, der Trugglanz der boshaften Lüge, in welche man die Wahrheit kleidet, verblendet."

„Was wollen sie? Meinen Szepter, meine Krone? Ha ich dürfte nur meinen alten thörichten Edelmuth wach rufen, um ihnen diese erbärmlichen Kleinode hinzuwerfen wie schlechten meiner Kraft unwürdigen Tand. Es hat meinen Stolz nicht befriedigt, mich von den elenden Kreaturen angebetet zu sehen, von welchen ich wußte, daß ihre Ehrfurcht nur aus ihrer Dummheit und Ohnmacht entspringt. Wer wäre auch stolz darauf, wenn ein Hund seine Füße leckt? Der Glanz meiner Würde und die Reichthümer meiner Länder haben mich nicht glücklich gemacht. Ich war nie ein glücklicher Gatte, Vater, ich habe nichts gekostet von der größten irdischen Glückseligkeit und den bittersten Kelch des Schmerzes bis auf den Grund geleert. Auf der Höhe des Thrones war ich der größte Unglückliche. Bettler waren gesund und froh, nur der König, ein kranker Hypochondrist, dessen trüben Augen sich nur Schatten und Phantome zeigen, konnte seines Lebens nie froh werden."

„Würde es mein Volk glücklich machen, wenn ich ihm das Opfer brächte, das für mich, der nichts mehr liebt auf der Erde, kein Opfer ist? Nein. Es würde auf die verlassene Höhe nicht die Vernunft, nicht die Weisheit und Gerechtigkeit, sondern die gleißnerische Heuchelei, den Eigennutz und die imponirende Herrschsucht erheben, oder es würde sich in blutiger Anarchie aufreiben und einem vorbeiziehenden Wolf zur Beute werden. Wäre es nicht so, ich würde noch einen Rest

Menſchenliebe in meinem Herzen finden, welche mein eigenes Ich, wie Abraham ſeinen Sohn, zu ſchlachten bereit wäre auf dem Altar des Vaterlandes. Doch der Dummheit mag ich kein Opfer bringen. Gerne möchte ich aufhören zu herrſchen, wenn dieſe Verzichtung auf die Macht und höchſte Würde nicht eine Erniedrigung wäre, wenn ich, der Niemand ſieht unter ſich, den er achten könnte, nicht dann einer fremden Gewalt unterthänig werden müßte. Ich will nicht herrſchen, aber ich will nicht beherrſcht werden und darum muß ich herrſchen. Darum will ich mich mit Erz umpanzern und mit einem eiſernen Fuß auf den Häuptern meines Volkes wandeln. Darum will ich dem Pöbelwahnſinn ein hartes Gebiß anlegen und ihn lenken, wie einen gezähmten Panther. Sollte auch mein Vaterland aus Millionen Wunden bluten, und ich auf meinen Wegen über Leichen ſchreiten müſſen, ſo will ich doch kein Haar breit abweichen von der unabänderlich mir vorgeſetzten Zielbahn, wo ich dem Tod begegnen werde. Eine Generation will ich morden, wenn es noth thut, und ihr Grabmal ſoll im nachfolgenden Jahrhundert zeugen von einem König, der nicht ſo feigen Gemüths geweſen iſt, daß er des tollen Haufens prahleriſche Drohungen nicht verachtet und beſtraft hätte."

So kämpften in dem durch Unglück verderbten Gemüthe die größten Widerſprüche, ein verſchleierter Edelmuth, hohe Geiſteskraft, Menſchenhaß, Schwachheit, Reue und Verzweiflung. Er befand ſich in einem Gemüthszuſtande, der meiſt die Quelle unheilbarer Uebel und eben ſo häufig als verkannt iſt. Auch Alexis wurde von ſeinen Zeitgenoſſen falſch beurtheilt, und vielleicht nicht ein Einziger war damals ſo vorurtheilslos, verſtändig und unparteiiſch, um dieſen Charakter in ſeiner Wahrheit zu erkennen. Seine Freunde hielten ihn für einen Mann von ſeltener Geiſtesgröße und Frömmigkeit, oder für einen charakterfeſten, ſcharfſinnigen aber empfindungsloſen Denker, der ſtets den Eingebungen der Ver-

nunft folgt; seine Feinde dagegen nannten ihn einen blutdürstigen, herzlosen und unverständigen Tyrannen, einen verdammungswürdigen Böswicht, eine Geißel Gottes. Alexis hatte wirklich den Schein von alle dem, aber er war nicht, was er schien. Nur Wenige sahen so hell, und begriffen so gut des Menschen räthselvolles Herz, daß sie Alexis durchschauten und in ihm mit Bedauern einen großen Unglücklichen sahen, der, von widerwärtigen Einflüssen im Wesen verändert, der ruhmwürdigsten Bestimmung entrissen worden war. Diese milden Richter verschlossen jedoch ihr Urtheil sorgfältig im eigenen Busen, denn keine Partei wollte ihnen beipflichten und kein gemeiner Verstand würde es geglaubt haben, daß scheinbar unwichtige Unfälle, die so häufig sind im Familien- und öffentlichen Leben der Könige, auch in der Regel sehr leicht verschmerzt und vergessen werden, das Gemüth eines edlen und reich begabten Menschen so unglücklich verwandeln und eine Stimmung, aus welcher entschiedene Verbrechen entspringen, rechtfertigen können. Uebrigens gab es noch eine Person, welche, in Bezug auf des Königs Charakter, eine sehr verständige Meinung hegte, diese war des Königs Leibarzt. Er, vor dessen Augen sich die Menschheit des Monarchen unverhüllt zeigte, der zugleich Psycholog und Naturkundiger war, vielleicht nicht ganz ohne Recht den Seelenzustand stets von dem Befinden des Körpers abhängig erklärte, und keck behauptete, jedes Menschen Charakter und Fähigkeiten aus seiner leiblichen Constitution vorher bestimmen zu können, sagte im Vertrauen zu seinen verschwiegenen Freunden: Alexis würde ein vortrefflicher Mensch und unvergleichlich großer Monarch sein, wenn er nicht mit Hämorrhoiden und Unterleibsbeschwerden behaftet wäre. „Wenn in den feinen Arterien des Gehirns," behauptete er, „ein kongestiver Zustand eintritt, oder wenn das Sonnengeflechte verstimmt ist, kurz, sobald Unterleibsorgane und Nerven in abnormen Zustand sich befinden, wird des Menschen ursprüngli-

cher Charakter gänzlich umgestaltet und verdorben. Der heiterste Mann wird dann ein Kopfhänger, der gutmüthigste ein blutgieriger Mörder, der friedfertigste ein Zänker und Raufbold. Je nachdem dann äußere Umstände und Verhältnisse die innere Gemüthsrichtung begünstigen oder ihr entgegen arbeiten, werden diese Kranken mehr oder minder große Sünder, Lustverderber, Bösewichter, Narren oder Unglückliche, welche die Welt in Frieden lassen und sich selbst aufreiben. In der Blutmischung und Nervenstimmung liegen die Ursachen der meisten Fehler und Vorzüge des Charakters, daher ich steif und fest behaupte, eine unbezwingliche Naturnothwendigkeit walte in allen unseren Handlungen und im Leben der Welt. Die afrikanischen, dem Aequator nahe wohnenden Kreaturen werden nie im Stande sein, die mit ihrer Blutmischung zusammenhängenden Handlungen zu unterlassen, eben so wenig als die Nordpolkreaturen. Darum muß man auch diesen König, der wahrlich nicht der schlechteste Mensch ist, als ein nothwendiges Uebel ertragen." Wir verzichten auf eine weitläufige Begründung dieser seltsamen Ansichten und wenden uns wieder dem Kranken zu, den wir lange in stummer Selbstqual und finsterem Grollen haben sitzen lassen.

Als er des einsamen Denkens und Grämens müde war, gab er ein unwilliges Zeichen mit der Klingel und alsbald erschien mit schüchterner Geberde, unter zahllosen Verneigungen eine Gestalt, an der man mehr schabige Kleider als menschliche Formen ansichtig wurde. Sein dürres verzerrtes Faungesicht von aschgrauer Farbe und die matten ausgelöschten Augen würden uns in Versuchung führen, den Mann für sehr alt zu halten, kennten wir nicht sein Gewerbe und die geringe Anzahl seiner Lebensjahre sehr genau. Der gegenwärtige Ausdruck seiner Physiognomie ist eine ekelhafte Süßlichkeit, die um so widerwärtiger erscheint, da die Züge des Gelehrten, an Affektation einer mürrischen Gelehrtthuerei gewohnt, in jeder Bewegung

der Lachmuskel sich sehr unbeholfen zeigen. Man sieht es dieser Fratze an, daß sie nie zu lachen und selten zu lächeln pflegt, wenn es die Gnadensonne der Majestät bescheint. Um trotz der physischen Hindernisse, seine demüthige Freundlichkeit äußerlich auszudrücken, zieht er den Mund sehr schief lächelnd nach der Seite hin, so daß auch die dürre Nase sich krümmt und ihre Spitze nach dieser Richtung hinwendet. Die übrige Gestalt entspricht vollkommen der schlechten Empfehlung des miserabelsten Gesichts. Ungekämmte Haare bedecken sein Haupt, und von dem langen steifen Hals bis zur Ferse sieht man nur eckige Formen, häßliche Falten und einen Fuß, der groß und breit genug wäre, dem Körper eines Dromedar zur Stütze zu dienen. Jeden der äußerst langen Schritte des Musensohnes, der sich wohl hütet, im Dunstkreis der Majestät anders als auf die äußersten Zehspitzen aufzutreten, begleitet eine stoßende rasche Bewegung seines vorsinkenden Kopfes, welche mit seiner übrigen geschmacklosen Tournüre vollkommen harmonirte. Es ist nicht die Unbeholfenheit eines Ungeschickten, der zum ersten Male am Hofe erscheint, welche wir an ihm beobachten; sondern diejenige Geschmacklosigkeit eines Bücherwurms, der mit Vernachlässigung seines körperlichen Theils, als einer wesentlichen Bedingung der geistigen Vollkommenheit, zur Belustigung vernünftiger Leute, die er verachtet, kokettirt. Der Mann, den wir also beschrieben haben, ist der größte Gelehrte und berühmteste Publizist im Reiche unseres Helden. Wir wollen ihn hiermit dem Leser unter dem Namen des Doktors Schiefnase mit aller geziemenden Ehrfurcht, welche einem so berühmten Manne zukommt, vorgestellt haben. In heutiger Zeit würden wir ihm gewißlich den Titel eines geheimen Hofraths verleihen müssen.

Schiefnase galt im ganzen Reiche für einen sehr gelehrten Mann und schlauen Diplomaten und er behauptete diesen Ruhm mit einer Geschicklichkeit, die wirklich bewunderungs-

würdig ist, denn seine Fähigkeiten entsprachen keineswegs seinem Rufe. Die Geschichte seines Emporkommens ist uns ein neuer Beweis, daß ein großer Theil des Ruhmes, vielleicht der größte, durch Charlatanerie erworben ward. Seit seinem sechzehnten Jahre sagte er es der Welt unaufhörlich, kein größerer Mann werde in diesem Jahrhundert auftreten, als Schiefnase, und wiewohl man anfangs stark an der Wahrheit seiner anmaßenden Behauptung zu zweifeln sich vermaß, fuhr er doch unablässig fort, sie zu wiederholen, bis man wirklich glaubte, Schiefnase sei der größte Mann seines Jahrhunderts. Er genoß diesen Ruhm schon, als er noch nichts geschrieben hatte, als sein eigenes Lob, welches er so vielfältig zu verbreiten wußte, daß man unmöglich die Einheit der Quelle argwöhnen konnte. Ueberall las und hörte man den nackten Namen Schiefnase, nicht etwa auf von ihm verfaßten Werken, sondern lediglich in Zeitungen, wenn es damals welche gab, und in allen öffentlichen Blättern. Auf diese Weise wurde den Einwohnern des Reiches der Name Schiefnase so oft genannt, daß er unaufhörlich in ihren Ohren klang. Niemand wußte anfangs, wer Schiefnase war und was er Wunderbares geleistet, aber Jedermann hütete sich wohl, seine Unwissenheit zu gestehen, denn man würde den für einen Barbaren gehalten haben, der die unbekannten Verdienste des hochberühmten Mannes nicht zu schätzen wußte. Endlich erschien eine wohlbeleibte Flugschrift von dem Wundermanne, worin er Ansichten entwickelte, welche einer sehr zahlreichen politischen Parthei angehörten und daher großen Beifall fanden. Da nun die Menschen vom Anfang der Dinge her Alles dasjenige für weise, verständig, zuweilen auch für gerecht anerkennen, was mit ihren eigenen Ansichten übereinstimmt, so konnte es nicht fehlen, daß Schiefnasens Ruhm vermehrt wurde, indem ihm eine Partei huldigte, welche im Innersten von seiner Größe überzeugt war. So wurde Schiefnase nach und nach eine mächtige, einflußreiche Person, welche

selbst von dem König ausgezeichnet und zu Rathe gezogen wurde in wichtigen Dingen. Mit vieler Schlauheit hatte er die Grundsätze der regierenden Majestät erforscht, und sich, indem er stets in ihrem Sinn sprach und schrieb, unaufhörlich bestrebt, sie moralisch und vernünftig zu rechtfertigen, das Vertrauen des Königs erworben.

Der Fall, in welchem er gegenwärtig statt eines geheimen Kabinetsrathes fungirte, war kürzlich folgender: Schon vor vielen Jahren hatte sich eine neue religiöse Sekte in die rechtgläubigen Staaten Sr. ächt katholischen Majestät eingeschlichen und trotz der Wachsamkeit der Klerisei ihre gefährlichen Lehren allenthalben ausgestreut. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte Alexis selbst, die von den Satzungen der unfehlbaren Kirche sehr abweichende Lehre eifrigst begünstigt, da es ihm schien, daß sie viel Vernünftiges in sich enthalte; allein in späterer Zeit erkannte er das Staatsgefährliche dieser Doktrinen und verbannte sie vom Hofe und aus allen Staatsämtern. Demungeachtet nahm die Ketzerei allmählig so überhand, daß sie der Klerisei und der Regierung äußerst beschwerlich fiel, und letztere die Einführung einer bedingten religiösen Toleranz sehr bereuen ließ. Als nun Schiefnase von Sr. Majestät beauftragt wurde, den Ursachen der gegenwärtigen Mißstimmung des Volks und der gefährlichen Umtriebe einer, wie es schien, sehr mächtigen Oppositionspartei nachzuspüren, erforschte dieser mit vielem Scharfsinn, daß die neue Lehre die Urquelle alles Uebels sei. Nachdem Se. Majestät die Sache in reifliche Erwägung gezogen, fand sich Schiefnasen's Entdeckung gegründet, und man beschloß mit einem Schlag die „revolutionäre Hydra" des Ketzerglaubens zu vernichten. Er befahl demnach dem pfiffigen Gelehrten, eine Verordnung abzufassen, welche die strengsten Maßregeln anbeföhle und die Nothwendigkeit derselben gründlich entwickle. Schiefnase, sehr geschmeichelt durch einen solchen Beweis des unumschränktesten Zutrauens und in der

zuversichtlichen Hoffnung, daß ihm dieser Staatsstreich im unbezweifelbaren Fall des Gelingens das Amt, den Rang und Gehalt eines Staatsministers eintragen werde, vergaß nun ganz und gar, daß er vordem im Privatleben oft mit liberalen und ketzerischen Grundsätzen geprahlt hatte, und ergriff das Panier des romantischen Ritterthums und der alten Orthodoxie, um gegen den Freiheitsschwindel und die Gottlosigkeit des Zeitalters zu kämpfen. Sein Wahlspruch war: für Gott und den König, für das Gesetz und (gegen) das Vaterland!

So eben überreichte er mit einem schlecht gerathenen Bückling und pfiffig lächelnd über seinen Scharfsinn dem König eine Schrift, welche den Aufsatz der beabsichtigten Verordnung enthielt. Se. Majestät warf einen mürrischen Blick auf den Gelehrten und befahl ihm, sein Machwerk mit vernehmlicher Stimme abzulesen. Ehe Schiefnase gehorchte, richtete er sich stolz empor, räusperte sich und suchte durch Haltung und Geberde die Majestät dessen auszudrücken, in dessen Namen er zu sprechen bereit war. Nach diesen weitläufigen Anstalten entfaltete er seine Schrift, brachte sie in die gehörige Augenferne und hub mit hohler Stimme zu lesen an:

„Wir ꝛc. ꝛc. ꝛc.

„So sehr wir stets bei allen unseren Gesetzen und Verordnungen zur äußersten Gelindigkeit geneigt sind, so sehr es auch unsere königliche Gewohnheit ist, dieselben nur dann zu ändern und zu widerrufen, wenn wir deren Strenge *mildern* wollen, finden wir uns doch dieß Mal dringend veranlaßt, zum Heile unserer Staaten dieser großmüthigen Neigung Einhalt zu thun und von der ganzen Strenge wider das Verbrechen Anwendung zu machen, welches die Bande des Staates und die gemeinschaftliche Ruhe stört, die Wohlfahrt des Reiches gefährdet. Wenn wir uns im ersten Jahre unserer Regierung gnädigst bewogen gefühlt haben, einer bedauerlichen Irrlehre in unseren Staaten weise Duldung zu gewähren, so

glaubten wir hierdurch nur im Sinne unſeres göttlichen Lehrmeiſters zu handeln, der da lehrt, die Irrenden mit Liebe und Schonung zu behandeln. Wir glaubten ferner, die Anhänger jener verderblichen Ketzerlehre würden, gerührt von ſolcher Gnade, die Schranken des Geſetzes achten, und als gute friedliche Bürger in geſitteter Eintracht und beſcheidener Zurückgezogenheit, die ächten Kinder des Heils keiner Verführung ausſetzend, ſich der Milde würdig machen, welcher wir in Bezug auf ihre bürgerliche Exiſtenz Raum gegeben haben. Allein zu unſerer äußerſten Betrübniß mußten wir vernehmen, daß dieſe Undankbaren keineswegs unſere Erwartungen gerechtfertigt, vielmehr ſich mit verbrecheriſcher Thätigkeit bemüht haben, den verderblichen Saamen ihrer ſchändlichen Grundſätze in die Gemüther unſerer getreuen und rechtgläubigen Unterthanen zu ſtreuen und ſie zum Abfall von ihrer heiligen Religion, ja ſelbſt von dem Unterthanengehorſam zu vermögen. Es hat unſer väterliches Herz ſchmerzlich getroffen, unter den Verführten auch viele unſerer ſonſt getreuſten Staatsdiener zu erblicken und das Uebel täglich überhand nehmen zu ſehen. Die Verwirrung, welche daraus entſteht, iſt um ſo größer, da ſich ſchändliche Rebellen und Unruhſtifter den Sektirern angeſchloſſen und ihre Irrthümer zum Vorwande der eigenen Verbrechen gemacht haben. Die vor unſerem Geiſte ſtehenden Folgen dieſes gräulichen Uebelſtandes ſind unabſehbar. Zerſtörung aller bürgerlichen Ordnung, Profanirung der heiligen Religion, gänzliche Unſicherheit des Eigenthums, während der Gewaltherrſchaft eines wahntrunkenen Pöbels, vollkommene Unwirkſamkeit der Geſetze, Verſcheuchung aller guten Sitten und Auflöſung aller Bande, welche die Geſellſchaft allein in Ordnung, Ruhe und ſicherem Beſitz erhalten können, Anwendung der verabſcheuungswürdigſten Mittel zur Erreichung eines verbrecheriſchen Endzwecks, würden unfehlbar daraus entſtehen, ſetzten wir nicht der Zügelloſigkeit des Wahns und der Bosheit unüberſchreitbare

Schranken. Die Nothwendigkeit derselben ist jedem unbefangenen Verstande einleuchtend, denn in der heiligen Religion, zu welcher wir uns aufrichtig bekennen, liegt die sicherste Bürgschaft für die bürgerliche Ruhe und Glückseligkeit unserer geliebten Unterthanen und jeder Angriff auf dieselbe giebt den Staat der barbarischen Sitten- und Gesetzlosigkeit eines uncivilisirten Volkes Preis. Daher finden wir uns genöthigt, um das Heil unserer Völker, die Kraft des Gesetzes und die Würde unseres heiligen Thrones zu retten, alle Anhänger jener verderblichen Irrlehre, welche dem Staate und der Gesellschaft unvermeidlichen Untergang drohen, sie mögen sein, wer sie wollen, ohne Ausnahme des Alters, Standes und Geschlechts, aus dem ganzen Umfang unseres Reiches zu verweisen und ihnen die Rückkehr bei Leib- und Lebensstrafe strengstens zu verwehren ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Auf diese geschickte Einleitung folgten viele strenge Anordnungen in Bezug auf die Art und Weise der Vollziehung des neuen Gesetzes. Alexis vernahm den ganzen Vortrag mit ziemlicher Theilnahme und großem Beifall, wiewohl sich sein königliches Gemüth dieß Mal wie immer gegen die heuchlerische und betrügerische Curial-Phraseologie, womit man den Verstand der Unterthanen umnebelt, aber auch dieß Mal wie immer erfolglos sträubte. Es machte ihm stets großen Verdruß, seine Verordnungen in den lügenhaften, heuchlerischen und lächerlich anmaßenden Bombast des Hofstyls kleiden zu müssen, da man doch für jedes Unrecht, für jede Unwahrheit mehr wirkliche Vernunftgründe aufbringen könnte, als noth wären, die Menge zu verblenden; allein er fand nie ein Mittel gegen diesen Verdruß, der sich auf Schaam gründete; denn bei reiflicher Ueberlegung mußte er zugestehen, daß man dem Volke mit den besten Vernunftgründen nicht so gut imponiren könne, als mit affektirter Majestät, hochtrabenden Redensarten und nichtssagenden Gemeinplätzen. Schiefnase sah sich daher bald mit einem gnädigen Lächeln für seine

Bemühungen belohnt, und obgleich Se. Majestät, heute nicht in besonders gesprächiger Laune, ihn sogleich nach Beendigung seines Vortrags zu entlassen geruhte; so war es doch tröstlicher Weise nicht zu verkennen, daß dieselbe höchst zufrieden und gesonnen sei, die Sache schnell in einsame Berathung zu ziehen. Schiefnase entfernte sich deßhalb sogleich, rücklings unter unzähligen Kratzfüßen entweichend, mit seinem gewöhnlichen schiefen und süßeklen Lächeln aus dem königlichen Kabinete. An der Thüre angelangt machte er seine letzte, leider unbemerkte Verneigung und entschlüpfte seitwärts hinter schweren Sammtvorhängen in die Antichambre. Bis hierher war sein Rückzug glücklich und ohne Unfall, trotz der vielen Gefahren, welche seine Ungeschicklichkeit umlauerten, bewerkstelligt worden, aber am Eingang des Vorzimmers lauerte der verschmitzte Hofnarr auf allen Vieren und bemächtigte sich eines der Spindelbeine des Gelehrten mit so boshafter Geschicklichkeit, daß Schiefnase, in den Balancirkünsten sehr unerfahren, obgleich er mit einem Storch sehr viele Aehnlichkeit hatte, die lothrechte Richtung seines Körpers aufgeben mußte, um unsanft in die wagerechte zu gelangen. Glücklicherweise schützten im Sturz seine breiten langfingrigen Hände das weise Haupt vor jeder Berührung des Staubes, sonst würde er wohl, trotz seines kalten Blutes und seiner berechnenden Klugheit, kaum so freundliche Worte gefunden haben, den boshaften Schalksnarren zu begrüßen. Unfehlbar würde er dieß dann in der Folge bestmöglichst bedauert haben, denn er wußte wohl, daß ein vollkommener Hofnarr vor allen Dingen, will er anders die Gewogenheit des Monarchen erwerben, alle die Bestien und Kreaturen, an welchen die Majestät Gefallen findet, hoch in Ehren halten und alle ihre Ungezogenheiten mit Geduld ertragen müsse.

„Ei, sieh da! guten Tag, Mac Cuddy, mein lustiger Freund!“ rief er mühsam lächelnd aus, indem er die verschiedenen Bestandtheile seines Körpers nach und nach in Ord-

nung brachte und die Ellenbogen, wie auch den Steiß vom Staube reinigte. „Ihr seid doch immer frohen Muthes und voller Schwänke. Für die Zukunft möcht' ich Euch aber freundlichst gebeten haben, minder halsbrecherische Späße mit mir vorzunehmen, denn meine zarte Leibeskonstitution kann nur dem Hieb und Stich eines Wortfechters widerstehen."

„Was du nicht willst, daß dir widerfahre, sollst du deinem Nächsten nicht thun," antwortete der Narr, „steht in der Bibel und kann umgekehrt werden, wornach es lautet: Das Uebel, was du einem Anderen zufügst, muß dir selbst genehm sein. Ich habe Euch nur durch die Blume sagen wollen, daß mein hochgelehrter Herr und Freund Jemanden ein Bein gestellt hat."

„Ha, ha, Ihr habt da eine ganz eigenthümliche Weise etwas durch die Blume auszudrücken," erwiederte der Gelehrte, indem er sich zugleich mit dem Hofnarren aufrichtete, „verhüte der Himmel, daß Eure Redefiguren Jemanden übler bekommen als mir. Was indeß Eure Beschuldigung betrifft, so weiß ich in der That nicht, was Ihr damit meint."

„Wenn Eure hohe Gelehrsamkeit die Narrheit im Vorzimmer des Königs eines geneigten Gehörs zu würdigen willig ist, so will ich Euch des Breiteren Auskunft geben über meine unmaßgebliche Meinung. Gefällt es Euch, hier Platz zu nehmen auf dieser gepolsterten Bank, wo ich schon so manches Armesündergesicht gesehen, so will ich mich zu Euren Füßen hinstrecken, wie Hamlet zu den Füßen der reizenden Ophelia, mit welcher Ihr gewiß eben so viel Aehnlichkeit habt, als ich mit Hamlet. So, Ihr sitzt, nun will ich mich Euch gegenüber mit gekreuzten Beinen auf den Teppich setzen, damit uns der Teufel nichts anhaben kann. Hört aufmerksam zu, denn nicht alle Tage begegnet Ihr einem Narren, der so wenig weiß wie ich. Aber eben darum, und weil der Mensch in der Regel das am meisten schätzt, was er nicht besitzt, werde ich Euch beweisen mit möglichster Gelehrsamkeit, daß

die Gelehrsamkeit ein sehr vorzügliches Ding, und daß insbesondere Eure Gelehrsamkeit unter allen Gelehrsamkeiten die größte und nützlichste ist. Wenn man sich in Gedanken zurückversetzt in die finsteren Zeiten der Barbarei, als noch die Urdummheit der Menschen in der größten Blüthe stand, wenn man bedenkt, daß die Menschen damals die Erde bald für ein Kameel, und ihre Kreaturen für Ungeziefer, die Berge für Höcker, die Wälder für Haare desselben, bald für ein schwimmendes Ei, bald für einen Teller gehalten haben, so muß man in Thränen ausbrechen über das Unglück der damaligen Menschenthiere, welche nicht ein Mal wußten, was zu wissen für ihre Glückseligkeit ungemein wichtig war, nämlich, daß der Körper, auf welchem sie wohnen eben so gut ein Planet ist, wie alle anderen Planeten. Aber, abgesehen von der Astronomie, um welche sich nicht zu bekümmern der größte Theil unserer heutigen Menschen noch immer so unglücklich ist, und, hingesehen auf einen einzigen uns näher liegenden Zweig der Gelehrsamkeit, welcher die menschliche Glückseligkeit unendlich befördert, auf die Arznei- und Heilkunde, welch' einer traurigen Unwissenheit waren die damaligen Menschen preisgegeben?! Hirten vermaßen sich damals, die Menschen zu kuriren, Hirten ohne Ansehn, Titel und Gelehrsamkeit, ohne auf irgend einer Universität promovirt zu haben, ohne vorher in Armenspitälern, an dürftigen, rang- und titellosen Kranken, welche froh sein müssen, auf eine gesetzliche Weise in den wohlthätigen Schranken der bürgerlichen Ordnung sterben zu können, die verschiedenen Heiltheorien versucht zu haben — Hirten, Ignoranten, die kein Wort Latein sprechen konnten, es ist abscheulich! Unglaublich ist der Nutzen dieser Wissenschaft. Schon als sie noch in der Kindheit war, wurden die Menschen geboren, lebten einige Zeit und starben alsdann; einige Zeit später, als Hippokrates sie kultivirte, wurden die Menschen geboren, lebten einige Zeit und starben alsdann, und *jetzt*, da diese Wissenschaft im schönsten Flor steht, werden die Menschen geboren, leben einige

Zeit und sterben alsdann; allein es ist unschätzbar zu wissen, wie die Krankheit heißt, an welcher wir sterben, und keineswegs gleichgültig, auf welche Weise wir sterben. Welch ein Unterschied zwischen dem Tod eines heutigen Menschen und dem eines Barbaren aus der Zeit der quacksalbernden Hirten! Wie das liebe Vieh mußten die Menschen ehedem verenden. Es gab keine Aerzte, Chirurgen, Hebammen, Accoucheurs, Apotheken, keine Recepte, Klistirspritzen, Trepanirmaschinen ꝛc. Wie erbaulich ist daher der Tod eines civilisirten Menschen. Krankenwärter, welche ihn mit glühenden Eisen gebrannt, um sein Leben zu verlängern und die Schmerzen seiner Krankheit aufzuheben, Aerzte, welche mit gelehrter Miene jedes Symptom beobachten, mit der Uhr in der Hand auf die Stunde warten, welche sie als die des Sterbens vorausgesagt, stehen an seinem Sterbebett und freuen sich ihrer Wissenschaft. Zahlreiche Arzneiflaschen sind auf einem Tisch aufgepflanzt — ihr Inhalt ist in der Küche des Todes bereitet. Heutzutage stirbt kein civilisirter Mensch ohne Hilfe eines Arztes. Nur gemeine, unwissende Plebejer sterben zuweilen wie die alten Barbaren, wenn sie anders der Wachsamkeit der Gesundheitspolizei entrinnen."

„Allein wie unwesentlich erscheint dieser ungeheure Nutzen der Arzneikunde gegen den ungeheureren der übrigen Wissenschaften und Gelehrsamkeiten, als da sind Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Technik, Pharmakeutik, Diplomatik, Heraldik, Archäologie, Sphragistik, Historie, Geographie, Genealogie, Phrenologie, Physiologie, Pädagogik ꝛc. ꝛc. ꝛc.! Welch enorme Glückseligkeit und überirdische Wonne empfindet der Mensch, wenn er weiß, daß die Winkel eines Dreiecks zusammen gleich sind zweien Rechten, daß der Mond um ein gutes Stück kleiner ist als die Erde, daß der Blitz von der Elektrizität der Luft herrührt, daß die Diamanten eigentlich aus nichts bestehen als Kohlenstoff, und daher unsere tiefste Verachtung verdienen, und dergleichen ungemein

wichtige Dinge mehr. Ja, ich glaube nicht, daß ein Menſch wahrhaft ſelig werden könne, dem es unbekannt iſt, ob die adeligen Herren von E. oder Y. einen Stier oder einen Bock im Wappen führen, ob ſie ein Recht haben, auf ihr Wappen einen Storch oder eine Krone zu ſetzen, ob ſie in gerader oder krummer Linie von dieſem oder jenem vorchriſtlichen Heiden abſtammen, und wie viele Kinder ein jeder der regierenden Monarchen in ordentlicher und morganatiſcher Ehe erzeugt habe. Ich habe Euch, wie Ihr merkt, mit wenig Worten und ausnehmendem Scharfſinn unglaubliche Dinge bewieſen, weßhalb ich mir in Folge der großen Geiſtesanſtrengung erlauben werde, eine Pauſe zu machen, während welcher ich Eurer Gelehrſamkeit erlaube, ſich die Naſe zu putzen und den Hals von Schleim zu befreien. Sollte Euren geringen Fähigkeiten etwas unklar in meinem Vortrage erſcheinen und ihr den Sinn meiner Worte nicht ganz begriffen haben, ſo benützt dieſen Zwiſchenraum, um mich zu befragen und ſeid gewiß, daß ich Euch mit vieler Bereitwilligkeit jeden Aufſchluß ertheilen werde, der Euch frommen kann.“

Mac Cuddy ſetzte ſich hierauf mit äffiſcher Geſchicklichkeit in die majeſtätiſche Poſitur eines ordentlichen beſoldeten Profeſſors, der nach einem langen ermüdenden Vortrag ſeinen ſchwitzenden Zuhörern einen Ruhepunkt vergönnt. Mit der einen Hand entfaltete er ein großes Taſchentuch, mit der anderen bot er ſeinem Schüler mit vieler Herablaſſung eine Priſe elendes Niespulver. Dr. Schiefnaſe bediente ſich ohne Weiteres, erwiederte aber ſogleich die Höflichkeit, indem er dem Narren ſeine eigene goldene Tabatiere hinreichte. Mac Cuddy behielt ſie ohne Umſtände, ließ ihm dagegen ſeine eigene Schildkrötdoſe und ſchickte ſich eilig an, in ſeinem Vortrag fortzufahren.

„Die allerungeheuerſte und gänzlich unbegreifliche und allergeheimſte Nutzbarkeit gewährt hingegen —“

„Eure Tabaksdoſe, Mac Cuddy —“ unterbrach ihn der

Gelehrte, indem er ihm wiederholt und ohne auf dessen Vortrag zu hören, sein werthloses Eigenthum zurückzustellen suchte. Angst und Verlegenheit hatten sich des armen Doktors bemächtigt, als er des Narren Anstalten zur Fortsetzung seiner mystifizirenden Rede machen sah. Eben wollte er, Geschäfte vorschützend, sich entfernen, aber die gerechte Furcht, seine kostbare Dose zu verlieren, bannte ihn in das Auditorium des Narren. Da dieser sich nun auf das Bestimmteste durch höfliche Geberden weigerte, seine Dose zurückzunehmen und dadurch anzeigte, daß er geruhe, sich den Tausch gefallen zu lassen, so war Schiefnase gezwungen, den Verlauf der schwebenden Beweisführung geduldig abzuwarten. Dennoch bemeisterte er seinen Unwillen so weit, daß man nichts davon in seinen Geberden bemerken konnte, wenn man das zuckende Blinzeln seiner erloschenen Augen übersah.

„Die allerungeheuerste, gänzlich unbegreifliche und allergeheimste Nutzbarkeit gewährt hingegen die Weltweisheit," fuhr Mac Cuddy mit Pathos fort, nachdem er sich geräuspert und geschnaubt hatte, „oder Philosophie, die unbegreifliche Wissenschaft — (zur Genesung!) — von den unmöglichen und unbegreiflichen Dingen, welche in sich begreift die Naturgeschichte Gottes, der ersten, sich selbst kreirenden Kreatur, die zoologische Darstellung und Analyse ihres Wesens, ihrer Lebensmittel, ihrer physischen und moralischen Fähigkeiten — (Prosit, Herr Doktor!) — ihrer Lebensdauer und Gewohnheiten, wie auch die Naturgeschichte der menschlichen Seele, welche ein unsichtbares Thier ist im Thiere, und gleichsam mit dem Körper eine menschliche Zweieinigkeit ausmacht — (Euer Wohlsein!) — eben so die hochwichtigen Wissenschaften von den menschlichen Gedanken und Schlüssen, und den verschiedentlichen gelehrten Namen derselben, nicht minder die Wissenschaft von dem göttlichen Rechte des Menschen (— wohl bekomm es Euch! Ihr habt da einen garstigen Schnupfen —) nach einer naturgesetzwidrigen Theorie zu leben und nach Be-

lieben zu sterben, deßgleichen die unerschöpfliche, ewige Lehre von der Untersuchung über die Untersuchung, von der unmöglichen und dennoch als möglich dargestellten, auf eine unmögliche Weise vollbrachten Selbstbetrachtung des Auges, von dem Lichte, welches das Licht beleuchtet, und der göttlichen Flamme, welche die Flamme verzehrt, von dem unerschöpflichen Born, der in sich selbst zurückläuft, vom Leben, von der Zeit und deren Dauer, von dem Raum und seiner Ausdehnung, von dem Geist und seinem Wesen, von dem Nichts und seiner Existenz (zur Gesundheit!), kurz, die Universalwissenschaft von den wunderbarsten und seltsamsten Dingen, welche kein menschliches Auge gesehen, kein Ohr gehört, keine Nase gerochen, kein Gaumen geschmeckt hat, von der Unwahrnehmbarkeit der Unwahrnehmbarkeit und der Realität des Nonens, die unsäglichste aller Wissenschaften, welche uns allein des Lebens würdig macht, und wodurch wir allein zu der Wissenschaft gelangen, welche das höchste, unschätzbarste Endresultat alles Forschens ausmacht, nämlich die Wissenschaft von dem, was wir nicht wissen, woraus erst die herrliche, tröstliche, ungemein erhabene, ja göttliche Ueberzeugung entspringt (gleich einem prächtigen Wunderquell aus der Finsterniß des Schachtes), nämlich: daß wir nichts wissen. Und mit dieser herrlichen Wissenschaft von der Nichtwissenschaft waren schon die ältesten Menschen gesegnet, ohne daß sie wußten, zu welchen gelehrten Systemen sich ihre Weisen bekannten, ohne daß sie ahnten, mit welchem Eifer man in folgenden Jahrtausenden ihre Weisheit studieren, und daß einst das Glück und Fortkommen vieler Studiosen einzig und allein von der richtigen oder unrichtigen Beantwortung der Frage abhängen werde, ob diese oder jene altindische Völkerschaft im Feuer oder in einem Stier die Alles belebende Gottheit gesucht und gefunden habe, und welcher Unterschied obwalte zwischen der chinesischen Lehre des Fohi und der des Fo—ů. Schauen wir zurück in die finsteren Zeiträume der barbarischen

Urphiloſophie — (Proſit!), welche ein weiſer Philoſoph des Jahrhunderts in menſchliche und göttliche eintheilt, um anzudeuten, daß auch die Götter ſich mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigen, als die uralte mythiſche und phantaſtiſche Alleinslehre der noch unmündigen „nicht zum Verſtande und noch weniger zur Wiſſenſchaft gereiften Vernunft," und die „müßige Beſchaulichkeit und Sittenlehre ohne Religion," und „der tibetaniſche Myſtizismus" und der perſiſche Feuerdienſt oder Dualismus des Zerduſcht, die „Kosmogenien der Sidonier, Phönizier, Chaldäer und Hebräer" ꝛc. ꝛc. Dringen wir mit muthiger Forſchbegier weiter vor bis zum Urſprung der griechiſchen Philoſophie, aus der eſoteriſchen Religion, die in den orphiſchen Myſterien verhüllt lag, bis zur Einwanderung der philoſophiſchen Ideen aus dem Orient nach Griechenland, welche gleich einer Wolke von Heuſchrecken die klaſſiſche Sonne des Alterthums verhüllten, unterſuchen wir, wie der Begriff des Chaos ſich nach und nach ausbildete, und bei verſchiedenen Schriftſtellern verſchiedene Bedeutung erhielt, was für ein Geiſt in den ſogenannten orphiſchen Hymnen herrſchte und warum die Griechen ihren Orpheus nicht nur für einen Lehrer verborgener, tief unergründlicher Geheimniſſe, ſondern auch für einen Sittenverbeſſerer und Volksbildner hielten, ſprechen wir mit den ſieben Weiſen Griechenlands über den Nutzen ihrer unendlichen Weisheit und wagen wir es, wenn auch Grauſen und Entſetzen uns erfaßte, über die Zeitabgründe zu ſpringen, welche zwiſchen ihnen und der Dialektik oder Scholaſtik des Mittelalters liegen, um zu den Höhen und Tiefen der Myſtik desſelben Zeitalters und der bibliſch-allegorirenden und asketiſchen Myſtiker vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert zu gelangen, wobei wir unfehlbar bei den kabbaliſtiſchen und alchymiſchen Myſtikern und den neuen Combiniſten vorbei kommen müſſen, ſo finden wir uns am Ende trotz allen Widerſtrebens einer unvernünf-

tigen Skepsis gezwungen, mit demüthigen Geberden einzugestehen (und Ihr beniest es), daß die Sinnlichkeit überhaupt den Charakter von Receptivität, Passivität und Afficirbarkeit und der Apprehension des Mannichfaltigen der Anschauung habe, daß von allen metaphysischen Wissenschaften nichts übrig bleibt, als allein der a priori feststehende Kanon der Erfahrung und die formelle Vernunfterkenntniß der Materie, die zwar als Ding an sich in der Erfahrung nicht nachgewiesen werden kann, ihr aber doch zu Grunde liegt, folglich das Dasein eines Gottes als allerhöchster Vernunft verbürgt erscheint, weil nur unter Voraussetzung eines Gottes, der die höchste Vernunft ist, die Uebereinstimmung der sinnlichen Natur mit dem geistigen Sittengesetz, und das endliche gerechte Gleichmaß von äußerer Glückseligkeit mit innerer Würdigkeit in einem zukünftigen besseren Leben zu erwarten steht, obgleich das Dasein Gottes für die theoretische Vernunft unerweislich ist und bleibt." Hier räusperte sich Mac Cuddy abermals und gestattete einen Ruhepunkt, denn das Niesen des Doktors wurde plötzlich sehr heftig und anhaltend. Sobald sich dieser wieder erholt hatte, und als er eben neuerdings um seine Tabatiere ansuchen wollte, fuhr der Hofnarr wieder fort:

„Durch eine andere nicht minder weitläufige und gelehrte Betrachtung gelangen wir unmittelbar durch die drei Grundsätze der Relation und ihre Erweiterung bis zum Unbedingten, mittelst der kategorischen Schlußweise nach dem Grundsatze der Inhärenz und der hypothetischen Schlußweise nach dem Grundsatze der Causalität, endlich aber mittelst der disjunktiven Schlußweise nach dem Grundsatze der Communikation, zu der vollkommensten Ueberzeugung, daß das Sittengesetz als Bestimmungsgrund des reinen Willens, das heißt als absolutes Sollen gedacht, darin bestehe „was der Vernunft gemäß allgemein sein soll." Nun wissen wir, daß in der reinen Vernunft, welche hier als Maß-

ſtab aller Sittigkeit angenommen wird, drei Ideen liegen, erſtens die eines abſoluten Dinges an ſich, ſowohl objektiv als ſubjektiv betrachtet, jenes als Gegenſtand der Ontologie, dieſes als Gegenſtand der Pſychologie, zweitens eines höchſten und unbedingten Realgrundes aller Synoden, die Idee der Gottheit als Gegenſtand der Theologie, drittens einer Totalität aller Erſcheinungen, die Idee eines Weltganzen, der Gegenſtand der Kosmologie, daß dieſe Ideen bloße Begriffe ſind, Begriffe aber, deren Realität durch keine korreſpondirende Anſchauung in der Wirklichkeit verbürgt wird, an ſich immer leer bleiben, und daher die Metaphyſik als reale Vernunfterkenntniß des Ueberſinnlichen und Unbedingten, als wovon keine mittelbare Erfahrung möglich iſt, nimmermehr realiſirt werden kann. Daraus folgt, dem Begriffe von dem Weſen der Philoſophie, als einer Wiſſenſchaft von dem Nichtwiſſen ganz gemäß, daß ſowohl die Ontologie, als auch die rationale Pſychologie, Kosmologie und Theologie unmöglich iſt, weil von dem reinen Ding eben ſo wenig, als von dem ſubjektiven, und dem Weltall und Gott keine Anſchauung noch Demonſtration möglich iſt, daß folglich das ſubjektive, nie zu erfüllende Streben der Vernunft keinen anderen Zweck hat, als nur allein das Spiel des Verſtandes ſtets in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Allein obgleich nun dem zu Folge der ſittliche Maßſtab der Vernunft ein unmöglicher, und das beſagte Sittengeſetz praktiſch unanwendbar und beliebig auslegbar erſcheint, ſo iſt es doch ganz unſchätzbar, daß wir aus ſeiner Bedeutung eine Wort-Regel ziehen können, welche heißt: „Handle überall und alle Mal ſo, daß die Maxime deines Willens durchgehends als Prinzip einer allgemeinen Geſetzgebung angenommen werden kann.“ Nun bitt' ich Euch, mein ſehr gelehrter, viel wiſſender Herr Doktor, geneigteſt zu erwägen, welch ein humaner, menſchenfreundlicher und optimiſtiſcher Sinn in dieſer

kostbaren Regel liegt! Es geht nicht nur daraus hervor, daß diese Welt die beste ist, sondern wir werden auch dadurch überzeugt, daß die Menschen sämmtlich äußerst tugendhaft, sittengesetzmäßig lebende und handelnde Personen sind, denn es ist gar nicht zu bezweifeln, daß jedes Individuum, es sei nun verständig oder unverständig, ganz gewiß der Ansicht ist, die Maxime seines Willens, sei sie auch noch so schlecht, könne durchgehends als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung angenommen werden; denn so dumm bescheiden ist Niemand, daß er sich nicht für den Gerechtesten und Gescheidtesten seiner Zeit halten sollte, und die größten sogenannten, aber unserer Theorie gemäß unmöglichen Spitzbuben halten ihre sogenannten Verbrechen selten für ganz unrechte Dinge. Hier insbesondere erkennen wir den ungeheueren Nutzen der Gelehrsamkeit, und wir freuen uns derselben, da sie uns versichert, es gebe keinen anderen, als den äußerst bequemen, nach Belieben einrichtbaren elastischen Maßstab der eigenen Vernunft für sittliche Handlungen, derselben Vernunft, deren drei Hauptbegriffe oder Ideen, wie wir bewiesen haben, nie realisirt werden können. Da nun der Mensch nie glücklicher ist, als wenn er seinen Neigungen, welche stets mit seinem reinen Willen sich zu identificiren streben, folgen darf, so ist es einleuchtend, daß die Philosophie uns überschwenglich glücklich macht, wenn das plumpe Schicksal uns keine Querstriche in das philosophische Leben einzeichnet. Quod erat demonstrandum!“

„Auf demselben Wege gelange ich ohne weitere Hindernisse, denn der Boden ist geebnet, obgleich sumpfig und voller unsichtbarer Abgründe, zu einer neueren Vervollkommnung der Wissenschaft und hochwichtigen Thesis, welche meine eben aufgestellte Behauptung mit einem Lichtmeer überschwemmen wird. Sie entsprießt wie das Licht aus dem Haupte der Jesusjünger, so aus der Gefühlstheorie eines äußerst gutmüthigen, rechtschaffenen und unterleibskranken Weltweisen, welcher

als ein äußerst zärtlicher Menschenfreund, trotz der bärbeißigen Ungethümlichkeit seiner aufgeklärten Zeitgenossen, die Menschheit ganz absonderlich verehrte, obgleich viele Hypochondristen zu behaupten wagen, es wäre nichts Verehrungswürdiges an ihr. Dieser liebenswürdige, gutmüthige, rechtschaffene Quidam und Menschenfreund beweist nämlich mit grundherzlicher Gefühlsamkeit aus der Existenz eines, den Gegenstand unendlicher, nie zu stillender Sehnsucht bildenden fühlbaren Gottes, weil ferner der Glaube ein Wissen ohne Beweise, nicht aber, wie Gotteslängner behaupten, ein Beweis vom Nichtwissen ist, weil alles Streben von göttlichen Dingen etwas a priori aus der Vernunft zu wissen oder zu erweisen, zuletzt in Atheismus ausartet, weil endlich, wie aus einem „überflüssigen" Buch zu ersehen, woselbst es mit gründlicher Gefühlsamkeit dargethan ist, der Verstand unvernünftig und die Vernunft unverständig, die Wahrheit unerdenklich, die Natur aber ein Sein ist, welches auf ein Ursein deutet, daß die Freiheit des Menschen nichts ist, als seine Persönlichkeit und Individualität, und die Tugend nichts anderes, als ein Trieb oder Instinkt seiner vernünftigen (d. i. unverständigen) Natur zum an sich Wahren und Guten. Und dieser Trieb, Grundtrieb der unverständig vernünftigen Natur des Menschen, soll sicherem Vernehmen nach, obgleich ich armer Sünder nichts davon zu spüren vermeine, so entschieden sein, daß der edle Mensch nicht nur in Befriedigung desselben seine höchste Seligkeit findet, sondern auch so entschieden die Bestimmung seines Daseins fühlt, daß er denjenigen nicht werth des Lebens hält, der sein Leben mehr liebt, als das, was dieser Trieb fordert. Nun haben viele vernünftige, das ist unverständige Menschen, eingewendet, daß dieser Trieb ein sehr unzuverlässiges Ding sei und die Tugend, der angeführten Theorie gemäß, selbst eine sehr wetterwendische Person sein müsse, da dieser angeblich in der vernünftigen (un-

verständigen) Natur vorhanden sein sollende Trieb sehr mannichfaltig konstruirt gefunden werde, und zwar bald als fanatischer Aberglaube, bald als Brunst, Narrheit, Wahnsinn, sintemalen er heute einen katholischen Heiligen veranlaßt, sich für die unbefleckte Empfängniß Mariä braten zu lassen, morgen einen indischen Fakir vor einem hölzernen Götzen tanzen und kasteien läßt, zuweilen auch als Jakobiner, Royalist, als Ketzer und Rechtgläubiger, Herrnhuter, Quäker, Sodomit und Dieb erscheint; allein ich, der ich mich zu den verständigen, das ist unvernünftigen Menschen, rechne, wage zu behaupten, daß alle diese vernünftigen Menschen die Worte der gefühlsamen Weisheit des rechtschaffenen Mannes mißverstanden, seine Tugend verkannt haben. Denn da ich von dem, was man insgemein Tugend nennt, in mir nicht die leiseste Spur zu entdecken vermag, verständig-unvernünftiger Weise aber nicht annehmen kann, daß in irgend einer menschlichen Kreatur der Trieb, Grundtrieb oder Instinkt seiner vernünftig-unverständigen Natur zum an sich Wahren und Guten, welcher die Tugend ausmacht, gänzlich ermangeln oder erloschen sein könne, so ist es unmöglich, daß dieser heilige, entschiedene Trieb ein anderer sei, als der Geschlechtstrieb."

Doktor Schiefnase erstaunte mächtig. Hatte ihn schon die unvermuthete Gelehrsamkeit Mac Cuddys in große Verwunderung versetzt, so wurde er nun gänzlich perplex durch die Kühnheit seiner Behauptungen. Er traute in dem Augenblicke seiner eigenen Kenntniß und Vernunft nicht mehr, da er einen Narren so gelehrt sprechen hörte, daß Schiefnase selbst, der doch ein Gelehrter von Profession war, den tief versteckten Sinn seiner Worte nicht fassen konnte. Es ging ihm in dem Augenblicke selbst nicht besser, als dem großen Publikum, welches durch einen Wortschwall von hochtrabenden und gelehrt klingenden Phrasen, verbunden mit einigen vernünftigen Gedanken, so sehr verblendet wird, daß es die

Nichtigkeit, welche ſich damit bekleidet, nicht zu erforſchen vermag, und unbedingt glaubt und anbetet. Ein Ausruf des Erſtaunens unterbrach des Hofnarren Vortrag auf einen Augenblick, dann fuhr Mac Cuddy, zufrieden mit dem Eindruck, welchen ſeine Rede hervorgebracht, in ſeiner Demonſtration fort.

„Freilich," ſagte er, „ſeltſamlich und keck mag Euch meine Auskunft erſcheinen, aber ſie iſt demungeachtet die einzig richtige, aus der Definition des bemeldeten Inſtinkts ſich ſelbſt ergebend. Ihr werdet, obgleich Ihr ein großer Skeptiker ſeid und Alles bezweifelt, was dero höchſteigener Vortheil zu bezweifeln gebietet, dennoch nicht bezweifeln können, daß dasjenige, wornach der Geſchlechtstrieb trachtet, etwas Wahres und Gutes iſt; denn ſo viel mir aus Eurer Leibesbeſchaffenheit einleuchtet, habt Ihr durch vielfältige Erfahrungen eine übermäßige Ueberzeugung von Beiden erlangt. Was unſer gefühlſamer Philoſoph von der Entſchiedenheit dieſes Inſtinkts und von der höchſten Seligkeit, welche man durch deſſen Befriedigung empfindet, ſagt, paßt wieder vollkommen und ausſchließlich auf den Geſchlechtstrieb. Daß übrigens der mit dieſem Inſtinkt behaftete edle Menſch jeden Anderen, welcher ſein Leben mehr liebt, als das, was dieſer Trieb fordert, des Lebens nicht werth erachtet, davon ſeid Ihr ein lebendiger Beweis, denn Ihr ſcheint mir Euer Leben durch Erſtrebung deſſen, was der Geſchlechtstrieb fordert, nicht wenig beeinträchtigt und ſomit Euren Abſcheu gegen diejenigen, welche nicht tugendbefliſſen ſind, hinlänglich dargethan zu haben, es müßte denn ſein, Ihr wolltet es in Abrede ſtellen, daß ihr ein edler Menſch ſeid. Wer wäre auch des Lebens weniger würdig, als derjenige, der nicht thätigſt bemüht iſt, dasſelbe zu vermehren und fortzupflanzen? Ihr werdet nach allen dieſen Beweisgründen die vorgelegte Theorie um ſo weniger beſtreiten, da ſie Euch von dem ungeheuerſten Nutzen der Weltweisheit vollkommen überzeugt und überdem

verständigen) Natur vorhanden sein sollende Trieb sehr mannichfaltig konstruirt gefunden werde, und zwar bald als fanatischer Aberglaube, bald als Brunst, Narrheit, Wahnsinn, sintemalen er heute einen katholischen Heiligen veranlaßt, sich für die unbefleckte Empfängniß Mariä braten zu lassen, morgen einen indischen Fakir vor einem hölzernen Götzen tanzen und kasteien läßt, zuweilen auch als Jakobiner, Royalist, als Ketzer und Rechtgläubiger, Herrnhuter, Quäker, Sodomit und Dieb erscheint; allein ich, der ich mich zu den verständigen, das ist unvernünftigen Menschen, rechne, wage zu behaupten, daß alle diese vernünftigen Menschen die Worte der gefühlsamen Weisheit des rechtschaffenen Mannes mißverstanden, seine Tugend verkannt haben. Denn da ich von dem, was man insgemein Tugend nennt, in mir nicht die leiseste Spur zu entdecken vermag, verständig-unvernünftiger Weise aber nicht annehmen kann, daß in irgend einer menschlichen Kreatur der Trieb, Grundtrieb oder Instinkt seiner vernünftig-unverständigen Natur zum an sich Wahren und Guten, welcher die Tugend ausmacht, gänzlich ermangeln oder erloschen sein könne, so ist es unmöglich, daß dieser heilige, entschiedene Trieb ein anderer sei, als der Geschlechtstrieb."

Doktor Schiefnase erstaunte mächtig. Hatte ihn schon die unvermuthete Gelehrsamkeit Mac Cuddys in große Verwunderung versetzt, so wurde er nun gänzlich perplex durch die Kühnheit seiner Behauptungen. Er traute in dem Augenblicke seiner eigenen Kenntniß und Vernunft nicht mehr, da er einen Narren so gelehrt sprechen hörte, daß Schiefnase selbst, der doch ein Gelehrter von Profession war, den tief versteckten Sinn seiner Worte nicht fassen konnte. Es ging ihm in dem Augenblicke selbst nicht besser, als dem großen Publikum, welches durch einen Wortschwall von hochtrabenden und gelehrt klingenden Phrasen, verbunden mit einigen vernünftigen Gedanken, so sehr verblendet wird, daß es die

Nichtigkeit, welche sich damit bekleidet, nicht zu erforschen vermag, und unbedingt glaubt und anbetet. Ein Ausruf des Erstaunens unterbrach des Hofnarren Vortrag auf einen Augenblick, dann fuhr Mac Cuddy, zufrieden mit dem Eindruck, welchen seine Rede hervorgebracht, in seiner Demonstration fort.

„Freilich," sagte er, „seltsamlich und keck mag Euch meine Auskunft erscheinen, aber sie ist demungeachtet die einzig richtige, aus der Definition des bemeldeten Instinkts sich selbst ergebend. Ihr werdet, obgleich Ihr ein großer Skeptiker seid und Alles bezweifelt, was dero höchsteigener Vortheil zu bezweifeln gebietet, dennoch nicht bezweifeln können, daß dasjenige, wornach der Geschlechtstrieb trachtet, etwas Wahres und Gutes ist; denn so viel mir aus Eurer Leibesbeschaffenheit einleuchtet, habt Ihr durch vielfältige Erfahrungen eine übermäßige Ueberzeugung von Beiden erlangt. Was unser gefühlsamer Philosoph von der Entschiedenheit dieses Instinkts und von der höchsten Seligkeit, welche man durch dessen Befriedigung empfindet, sagt, paßt wieder vollkommen und ausschließlich auf den Geschlechtstrieb. Daß übrigens der mit diesem Instinkt behaftete edle Mensch jeden Anderen, welcher sein Leben mehr liebt, als das, was dieser Trieb fordert, des Lebens nicht werth erachtet, davon seid Ihr ein lebendiger Beweis, denn Ihr scheint mir Euer Leben durch Erstrebung dessen, was der Geschlechtstrieb fordert, nicht wenig beeinträchtigt und somit Euren Abscheu gegen diejenigen, welche nicht tugendbeflissen sind, hinlänglich dargethan zu haben, es müßte denn sein, Ihr wolltet es in Abrede stellen, daß ihr ein edler Mensch seid. Wer wäre auch des Lebens weniger würdig, als derjenige, der nicht thätigst bemüht ist, dasselbe zu vermehren und fortzupflanzen? Ihr werdet nach allen diesen Beweisgründen die vorgelegte Theorie um so weniger bestreiten, da sie Euch von dem ungeheuersten Nutzen der Weltweisheit vollkommen überzeugt und überdem

kleidung in dürre deutliche Worte zersetzt, theils eine vermessene gottlose Ketzerlehre, theils ein unfruchtbares Widerspruchsgemengsel untiefer Bedeutung. Wer wollte dagegen sich unterstehen, darau zu zweifeln, daß das Ich als bestimmend das Nicht-Ich absolut und frei unendlich und die einzige wahre Realität, nach einem guten und einträglichen kultivirten Grundstück, sei, Causalität besitze, welche jedoch sich, weil das Ich in seinem Bewußtsein immer nur als ein endliches, das durch ein unverständiges Nicht-Ich beschränkt ist, erscheint, nur als Streben kund geben kann, in dieser Eigenschaft aber allemal nur eine bestimmte Quantität der Thätigkeit hat, gleichwohl sich durch den Begriff der Pflicht genöthigt sieht, dem Nicht-Ich, das an sich selbst durchaus vernunftlos und unheilig, ja eine bloße Schranke und eigentlich ein rein Todtes ist und daher nur da ist, um vernichtet und als ein Nichtiges erkannt zu werden, entgegenzukämpfen in der Voraussetzung, daß, Falls auch dieser Kampf unsinnig und naturwidrig wäre, wie Don Quixottes weltberühmter Strauß mit den Windmühlen, dennoch durch die moralische Weltordnung und den uns gänzlich unbekannten idealen Gott von Ewigkeit dafür gesorgt sei, wofür wir Menschen wissentlich und willentlich gar wenig sorgen, daß endlich gelingen müsse, was durchaus sein sollte, d. h. daß die Vernunft ihre Rechte gegen die Unvernunft behaupten werde, daß die Tugend des Menschen in der völligen Uebereinstimmung und Harmonie mit sich selbst in seinem Inneren, d. h. in der durchgängigen Consequenz seines praktischen Wissens oder Gewissens und seines Handelns, daß der Vernunftzweck in der Welt der Freiheit realisirt werde? Aus dieser heiligen Lehre entsprießt mir eine selbstzufriedene Beseligung, und auch Eurer Gelehrsamkeit wird sich die Elektrizität dieser Weisheitswonne mittheilen, wenn ich Euch mit gewissenhafter Umständlichkeit beweise, daß, weil, je mehr Jemand an seinem Ich die moralische Weltordnung realisirt, er sich desto mehr der Gottheit

nähert, weil ferner das praktiſche Wiſſen oder Gewiſſen nie beſſer mit dem Wollen übereinſtimmen kann, als wenn das Wiſſen oder Gewiſſen lenkbare Segel beſitzt, Ihr, Doktor Schiefnaſe, geheimer Rath der Majeſtät und geheimſter und weiſeſter Rath Eurer hochweiſen Ichheit, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. nicht ſowohl ein ſehr philoſophiſcher als auch ein höchſt tugendhafter Mann ſeid; denn einerſeits wißt Ihr, wie ich bemerke, Euch ſehr wohl zu faſſen über den Austauſch unſerer Doſen, andererſeits iſt in Euch eine ſo vollkommene Harmonie des Wiſſens, Gewiſſens und Wollens, daß Ihr immer wißt, was Ihr wollt, d. i. Euer Gewiſſen iſt dem Willen vollkommen unterthan und dieſer wiederum dem Wiſſen über das, was Euch noth thut, ſo daß Ihr vollkommen im Stande ſeid, auf jeden Tag des Jahres einen eigenen Text zu predigen, woraus erhellt, daß Ihr ungemein erfahren ſeid in der unſchätzbaren Wiſſenſchaft von den verſchiedenen Weltgegenden, Nord, Süd, Oſt, Weſt, NordnordOſt, OſtoſtSüd ꝛc.:

woher der Wind geht!

Dieſe koſtbare Wiſſenſchaft enthält die Eſſenz aller Weltweisheit, den Alkohol der Philoſophie, welchen endlich nach ſo mühſeligen Herleitungen gewonnen zu haben mich ungemein beglückt; denn nun kann ich, begeiſtert von ihm, auf mein eigentliches Thema von dem Nutzen der Gelehrſamkeit und der ungemeinen Schätzbarkeit der Gelehrten insbeſondere aber des Gelehrteſten von den Gelehrten, des Doktors J. C. H. Schiefnaſe, ohne weitere Umſchweife übergehen. Schon in den älteſten Zeiten der Urphiloſophie hat man auf eine negative Weiſe erfahren, wie unſchätzbar es ſei, zu wiſſen: „woher der Wind geht!“ und je weiter man in der Kultur fortſchritt, je größer wurde das Bedürfniß dieſer Wiſſenſchaft. Jaſon würde nicht den Iſter hinaufgefahren ſein, um, ſtatt eine Durchfuhr ins adriatiſche Meer an der Quelle des Stroms im hercyniſchen Wald, zu entdecken, daß er ein gewaltiger Ignorant und Dumm-

kopf sei, hätte er gewußt, woher der Wind komme; dagegen hat Mancher in der Folgezeit das goldene Vließ erworben, weil er es wohl gewußt und von seiner Wissenschaft die gehörige Anwendung gemacht hat. Sie ist der wahre Segen der höchsten Gelehrsamkeit und ihre letzte Weihe, welche den ehemaligen Adepten die Meister- und Priesterwürde verleiht und ihnen die Pforten des Tempels der Glückseligkeit öffnet. Weil Ihr, erhabener Doktor Schiefnase, es in dieser Wissenschaft so herrlich weit gebracht habt, darum vergönnt mir, Eurem niedrigsten Knecht, auf die Kniee fallen und Eure Würde preisen zu dürfen."

„Hochgelehrter, erhabener, mächtiger Herr Schiefnase!"

(Mit dieser Apostrophe erhob Mac Cuddy sein Sitzgefäß, kniete nieder und erreichte im Eifer der Rede mit den großen Händen die hängende Nase des Gelehrten, während dieser etwas betroffen zurückwich und aufzustehen Miene machte, denn er vermeinte die Gestikulation, welche nur die Apostrophe zu unterstützen bestimmt war, sei ein Attentat auf seine Namensverwandte,)

„vernimm aus meinem unheiligen Munde dein Lob und würdige das schlechte Werkzeug der Vernunft und Gerechtigkeit, welche mich begeistern, eines gnadenreichen Blicks. Du bist die Sonne der Gelehrten, der Musterplanet am Himmel der Gelehrsamkeit, von welchem alle übrigen Sterne ihr Licht empfangen und nach dem alle übrigen Weltkörper dieser Sphäre gefertigt sind. Du bist der Haubenstock im Kunstladen eines berühmten Modisten, nach dessen Muster sich alle Modernen kleiden, Du, der ausgestopfte Musterwallfisch, an dem man in Naturalienkabineten die Natur und den Knochenbau des ganzen Geschlechts studiert, Du, der magische Spiegel, durch welchen man in die Herzen aller Deiner Kollegen sieht, Du bist einem geschickten erfahrenen Kauffahrer auf der See des politischen Lebens vergleichbar, der mit jedem Winde segelt, alle Klippen und Bänke kennt und nach Wind

und Wetter seinen Lauf zu regieren weiß, der auf jedem fremden Wasser eine andere Flagge aufzieht, um weder von Türken und civilisirten Polizeischiffen, noch von Seeräubern incommodirt zu werden. Für Dich giebt es keine Gefahr auf diesem weiten Ozean, denn Du weißt ihr mit Geschicklichkeit zu entgehen, ohne etwas von Deinem Wesen aufzuopfern. Du hast die Wahrheit erkannt und die Wahrheit hat Dich befreit. Du wandelst Arm in Arm mit dem Stärkeren und vermehrst seine Kraft und schützest die Deinige. Du bist erhaben über die plebejischen Ansichten von Menschenrecht, Würde und Pflicht, und Du findest immer da das Recht, die Pflicht und die Würde, wo die That und die überwiegende Gewalt ist. Das Unmögliche ist Dir möglich, für Dich ist nichts so wirklich, daß Du es nicht im Wesen verändern und verläugnen könntest."

„Die Profession, deren Meister Du bist, ist so alt als die Menschheit und hat schon in den ältesten Zeiten die Achtung der Menschen verdient und genossen. Deine Handwerksgenossen hießen Priester, Dichter, Gelehrte, Philosophen ꝛc., welche sämmtlich um die Glückseligkeit ihrer Zeit und ihres Geschlechts sich ungeheure Verdienste erwarben. So wie sie hat es Niemand verstanden, das Interesse der Menschheit zu dem eigenen zu machen und den Völkern so viel von ihrer Weisheit mitzutheilen, als ihnen eben heilsam war. Die wilden Barbaren haben sie gezähmt durch die Furcht vor hölzernen Götzen, und weil sie der Vernunft kein Gehör gaben, theilten sie ihnen ihren eigenen Willen als Orakel mit. Das war noch eine glückselige Zeit für Eure heilige Profession, damals waren noch die Könige Freunde der Priester und Weisen oder gar ihre folgsamen Sklaven, damals war die Macht mit der Weisheit, die Weisheit mit der Macht und die Verbündeten befanden sich unbeschreiblich wohl. Das Volk betete sie an, denn alles Glück war ihr Werk, alles Unglück rührte von den Göttern her. So blieb es lange Jahrhunderte zum Heil

der Menschheit, bis auf unsere unselige und vorwitzige Zeit, da sich die Könige erdreisten, selbstverständig sein zu wollen und in das Handwerk der Gelehrsamkeit hineinzupfuschen, da das Volk es sich vermaß, die Heiligthümer des bisherigen Glaubens zu verspotten, da ein unseliger Zwist die Männer, welche immer einig sein sollten, und welche ehedem „sich nicht begegneten, ohne zu lächeln," in verschiedene Parteien getrennt hat. Die eine Partei hat den Völkern gesagt, sie seien mündig und können sich selbst regieren, und ach, die dummen Völker haben es geglaubt und wissen nicht, daß sie nach wie vor von den Leuten Eurer Profession regiert werden."

„In dieser kritischen Zeit, wo Tausende ihren Verstand verlieren, hast Du, preiswürdiger Schiefnase, Deine Seelengröße in voller Glorie erscheinen lassen. Du allein begreifst in dem unseligen Taumel Deine hohe Pflicht für das eigene Ich zu kämpfen gegen den Unverstand der Völker und Regenten. Du stehst da in Deiner kleinen Zeit, umgeben von neugebildeten Puppen des wankelmüthigen Volkswahns, gleich einem großen Räthsel, das die Zeit selbst nur zu lösen vermag. Dich allein hat der allgemeine Wahnsinn nicht ergriffen und mit tief eindringendem Scharfsinn erforschest Du das Bedürfniß der Menschheit und Deines Ichthums. Alle Parteien achten, verehren, lieben, fürchten, bewundern Dich, mächtiger Schiefnase! Du stehst mit Weisheit gerüstet da gegen die Dummheit und das Schicksal, und mit unermüdlichem Fleiß und gründlichem Studium hast Du die Beweisgründe gesammelt für das Recht der Völker und das Recht der Könige. Ein großer Kampf steht uns bevor, Du erwartest ihn ohne Zagen, und wer auch siegen mag, Du wirst den Sieger zu vertheidigen wissen. Du allein begreifst die ewige Wahrheit des Grundsatzes: der bestehende ist der Rechtszustand. Wer vermöchte die heiligen Rechte des regierenden Monarchen zu bestreiten, wenn Du sie vertheidigst?

Iſt er nicht von Gott ſelbſt eingeſetzt, ſein gutes Recht nicht geheiligt durch zahlloſe Staatsverträge und ſelbſtgemachte Geſetze, durch das heilige Herkommen und den Eid des Gehorſams der Völker? Bleibt er Sieger in den Wirren der Zeit, dann muß der Glanz ſeiner Majeſtät Dich, ihren Genius, umſtrahlen, die fürſtliche Dankbarkeit wird Dich erheben, mit Würden, Aemtern, Orden und Schätzen überhäufen, Deinen Namen verherrlichen, Deine Kinder und Enkel, wenn ſolche aus Deinen dürren Lenden entſprießen ſollten, adeln, damit ſie noch auf die Nachwelt den Ruhm Deiner Treue bringen. Stürzt er — denn alles Irdiſche iſt vergänglich und ſelbſt die Beinkleider eines Königs dauern nicht länger, als die meinigen, — ſo wird Dein großer Geiſt darum nicht untergehen, vielmehr glänzender als je den ganzen Horizont der Zeit mit ſeinen Strahlen erleuchten. Dann ſchreitet der große Schiefnaſe mit majeſtätiſcher Miene plötzlich mit kühnem Ernſt hervor, tritt vor die Trümmer des geſunkenen Thrones und ſpricht: „Hier liegen endlich die ſchimachvollen Reſte der geſtürzten Despotie und über den blutigen Gefilden des zu lange unterdrückten Vaterlandes geht die Sonne des Rechts und der Freiheit auf. Fluch der beſiegten Tyrannei, es lebe die Freiheit und das Vaterland!“ Wenn dann die Völker ſtaunen über Deine Rede und ſich dunkel erinnern, Dich auf den Stufen des Thrones geſehen zu haben, dann verbreitet ſich über Dein Antlitz ein himmliſches Lächeln und Dein Mund öffnet ſich, um den Staunenden Folgendes zu ſagen: „Verblendete, Kurzſichtige, Getäuſchte, Unbegreifende! Mein Spiel war liſtiger Trug zum Verderben der blinden Gewaltherrſchaft. Mein Herz war heiligen Grimmes voll gegen die Tyrannei und blutete bei dem Elend meines Vaterlandes, aber mein Mund lächelte dem Despoten, um ſeinen blöden Geiſt zu umnebeln. Ich baute ihm eine Brücke von dürrem Reis und Schilfrohr, führte ihn darauf mit ſchlauer Schmeichelei, und er ſtürzte in den Abgrund.

Richtet nun, ihr Völker, über mich, der sich der zehnfachen Gefahr ausgesetzt hat, von dem Tyrannen vernichtet, von meiner eigenen List betrogen, und von meinem Vaterland verkannt zu werden, um es zu retten!" Und die Völker werden Dir zujubeln, Dich auf ihre Schultern nehmen und schreien: „Heil ihm, dem Retter des Vaterlandes, Heil Dir, großer Schiefnase!" Also wirst Du alle Gefahren der Zeit überdauern und Dir um das Ichthum unsterbliche Verdienste erwerben. Kein Sturm wird Dich beugen, kein Blitz zerschmettern, denn Du weichst der Gewalt des Sturms in geschickten Wendungen aus und der Blitz versündigt sich nicht an dürrem Holze! Darum Ruhm, Preis und Ehre Dir, mächtiger unsterblicher Schiefnase, Dich wird nichts umbringen als das Queckſilber!"

„Also glaube ich," schloß Mac Cuddy, indem er in seine vorige Positur zurückkehrte, „mit überflüssiger Gelehrsamkeit und einigem Witz den ungeheuren Nutzen der Gelehrsamkeit und insbesondere Eurer Gelehrsamkeit, welche die absonderlichste und unschätzbarste aller Gelehrsamkeiten ist, hinlänglich bewiesen zu haben, und damit die captatio benevolentiae meiner Rede nicht abgehe, bitte ich Euch schließlich um fortdaurende Freundschaft und Gewogenheit; denn ich glaube nicht, daß die sehr wetterwendische meines Herren und Regenten mir so nützlich sein könne, als die Eure, welche, wenn sie auch sonst nichts werth wäre, doch mindestens keine Schläge mit sich bringt."

Doktor Schiefnase war durch die seltsame Rede des Narren keineswegs so erbittert worden, als man erwarten dürfte; sein Erstaunen über die Kenntnisse Mac Cuddys und die Aufmerksamkeit, welche er dem Sinn seiner Worte schenkte, bemeisterten den Unwillen. Er erkannte in dem Narren einen äußerst schlauen Patron, einen schätzenswerthen Freund oder gefährlichen Feind. In beiden Fällen schien es ihm äußerst wichtig, die wahren Gesinnungen desselben zu erforschen. Er

sprach daher mit hofmänniſchem Lächeln folgendermaßen zu ihm:

„Mein lieber Mac Cuddy, Ihr habt heute von Eurem Privilegium, Jeden, der das Glück hat, die Antichambre Sr. Majeſtät zu betreten, weidlich zu hecheln, hinlänglichen Gebrauch gemacht, und ich freue mich entnommen zu haben, daß Ihr eigentlich ſelbſt zu der Gelehrtenzunft gehört. Euer Talent und Eure Kenntniſſe ſind wirklich außerordentlich, Ihr verdientet einen Ehrenplatz in unſerer Literatur. Wenn ich mich überzeugen könnte, daß Ihr mein Freund ſeid —"

„Ganz devoteſter Knecht und Diener," erwiederte Mac Cuddy, „zunächſt aber bin ich, wenn Ihr es erlaubt, mein nächſter Verwandter und beſter Freund. Zu Eurer Beruhigung ſei es indeſſen geſagt, daß ich Niemand mehr liebe, als mich ſelbſt, dem ich die Treue nie brechen werde. Was hingegen meine Freundſchaft zu Euch betrifft, ſo mögt ihr ſie bis auf Weiteres nach dem Werth meiner Tabaksdoſe, welche noch vor Kurzem die Eurige war, berechnen, denn Dankbarkeit iſt die erſte Pflicht des Menſchen, weil ſie das beſte Mittel iſt, mehr Dankwürdiges zu erwerben, und in der Regel nichts koſtet als Worte, woran ich einen großen Reichthum beſitze."

Schiefnaſe runzelte einen Augenblick die Stirne bei dieſer Auskunft, denn er berechnete, ob die Freundſchaft des Narren dem Werth ſeiner verluſtigen Doſe entſpreche, aber bald erheiterte ſie ſich wieder. Freundlich reichte er dem Narren die Hand, erhob ein künſtliches Gelächter und nahm Abſchied, nachdem er mit einem leiſen Seufzer noch eine Priſe genommen aus der ihm höflich präſentirten geliebten Tabatiere.

4.

Das vorige Kapitel hat dem Leſer die vornehmſten der in dieſer Geſchichte thätigen Perſonen vorgeſtellt, aber ſowohl in dem königlichen Palaſte, als auch im Thale Navranjo, welches ein Jammerthal geworden iſt, haben wir eine uns theure Unglückliche vermißt — Angelika. Kaum wird der Leſer noch hoffen, ſie unter den Lebenden anzutreffen, da er weiß, daß ſchon vor vielen Jahren ihr ſchwacher, nervenkranker Körper im Schwinden begriffen geweſen iſt. Sie lebt durch die undankbare Sorgfalt der Natur, welche ihre ſchwächſten Kinder eben durch ihre Schwäche zu erhalten weiß. Sie hat zwei untrügliche Mittel, dem wuchernden Verderben lange zu widerſtehen — Muth und Nachgiebigkeit. Jenen ertheilt ſie den Kräftigen, um im offenen Kampf den Tod zu überwinden, dieſe den Schwachen, um ihm auszuweichen. Kühner Zuverſicht voll greift er als gewaltiger Löwe ſeine Feinde an, überwindet ſie, und erhält ſich, aber auch das ſchüchterne ohnmächtige Häslein erreicht denſelben Endzweck durch die — Flucht, nicht überwindend, doch auch nicht überwunden. Wie die größere Dichtigkeit eines fallenden Körpers ihn vor Zerſtörung ſchützt, bewahrt die Lockerheit eines anderen Exiſtenz: die ſtärkeren Lüfte ergreifen ſeine Leichtigkeit und tragen ſie ſanft herab in die Tiefe.

Die thörichte Vergiftung, am Tage der Beſtattung des Fürſten Auſon, hatte eine vehemente Nervenkrankheit nach ſich gezogen, deren wohlthätige Kriſis die Frucht einer blutſchänderiſchen Umarmung abführte und ihre wahnſinnige Schwärmerei vertilgte. Ihr geſchwächter, clairvoyanter Geiſt genas bis zur Gewöhnlichkeit und ſelbſt ihr Körper wurde nach überſtandener Krankheit federkräftiger und dem Normalzuſtande näher gebracht. Leicht wäre es nun geweſen, das unglückliche Mädchen in den glücklichen Zuſtand gewöhnlichen Denkens und Empfindens zurückzuführen; allein das obgleich dunkle Bewußtſein jenes Verbrechens, welches nach den damaligen Begriffen und Geſetzen ein todtwürdiges war, deſſen Geſtändniß ſelbſt im Beichtſtuhle die heilige Abſolution verſagt wurde, weihte ſie auf ewig zu einer Tochter des Unglücks. Es raubte ihrer Seele nicht nur den Frieden der Unſchuld, ſondern machte ſie auch zaghaft, kindiſch und unfähig zum Selbſttroſt, zur Erwägung, Prüfung ihres ſündlichen Herzens, auf welchem Wege ſie allein die richtige Bahn zur Zufriedenheit finden konnte. Es war ihr auf eine fürchterliche plötzliche Weiſe ein Räthſel gelöst worden, daß ſie während ihres Jugendlebens immer falſch gedeutet; ſie wußte nun, daß ihre nach himmliſchen Freuden ſtrebende Seelenſtimmung aus dem irdiſchen Grund der Begierd und Liebe entſprungen war; ſie erkannte nun die Natur ihrer ſchwärmeriſchen Schweſterliebe, welche Allen unbegreiflich geweſen, und ſah plötzlich in ſich eine gewöhnliche Sünderin, die keine andere Entſchuldigung hat für ihr Verbrechen, als die Selbſttäuſchung. Die unerfreulichen Aufſchlüſſe über ihr Selbſt, welche ſie im Verbrechen gefunden hatte, zerſtörten auf einmal alles Selbſtvertrauen in die eigene Verſtandeskraft, weßhalb ſie beſchloß, ſich einen Führer zu erwählen, der im Stande wäre, ihre verirrte Seele zurecht zu weiſen. Sie gab ſich ein heiliges Verſprechen, nie wieder den Eingebungen ihrer Phantaſie zu folgen und keinen Schritt zu

wagen, ohne früher von dem frommen Schützer ihres Seelenheils den Grund, auf dem sie wandeln wolle, prüfen zu lassen. Nach langem Zögern, nach einem schweren peinvollen Kampf ihres Gewissens mit der Lichtscheu der Sinne, mit der Schamhaftigkeit der kürzlich gefallenen Jungfräulichkeit, mit der Zaghaftigkeit des Weibes, gestand sie im Beichtstuhle ihr Vergehen dem einzigen Priester, der eines solchen Vertrauens würdig war, dem Pater Pius. Dieser war durch das Geständniß keineswegs überrascht worden, denn er hatte Wissenschaft von dem Zustande, in welchem einige seiner Kollegen das Geschwisterpaar in der Gruft vorgefunden. Nachdem er den Mitwissern ein eidliches Versprechen abgenommen, das schreckliche Geheimniß bis an ihr Lebensende tief und unerforschlich in ihrem Gedächtniß aufzubewahren, war seine erste Sorge auf seine geistliche Pflicht gerichtet. Er hatte sich bereits genugsam auf den Fall eines Geständnisses vorbereitet und zögerte daher nicht einen Augenblick mit dem Beistande, der zu leisten ihm bewilligt war. Zuerst stellte er ihr die Größe ihres begangenen Verbrechens mit schonungsloser Genauigkeit und beredsamer Kraft vor, drang dann auf unabläßige Reueerweckung und Selbstqual und ging endlich, als er sie in unzweideutiger Zerknirschung erblickte, auf die Mittel zur Selbstbesserung und Sühnung über. Er stellte ihr die Nothwendigkeit vor, ihr schwaches Fleisch hinführo den Lockungen der Welt zu entziehen, ihre Seele durch unausgesetzte Andachtsübungen zum Guten zu stärken, und bezeichnete als den einzigen Ausweg, der ihrer bedrängten Seele zum Himmel offen bliebe — das Kloster. Damit aber die reuige Magd Christi den Muth zur Besserung und Buße nicht verliere, an dem Gelingen ihres frommen Werkes nicht verzage, führte er als mächtige Entschuldigungsgründe ihres Verbrechens das geistige Delirium und die Berauschung des Giftes an, wodurch sie die Kraft ihres Willens verloren ha-

de. So strafte und tröstete er sie zugleich; die Absolution wurde ihr bedingungsweise versprochen.

Angelika zögerte nicht, den Rath des Beichtvaters zu befolgen, und begab sich wenige Wochen nach ihrer Genesung in das strenge Kloster der Clarisserinnen, welches die Familiengruft des fürstlichen Hauses Enneri enthielt und daher für Angelika noch eine besondere schauerliche Bedeutung hatte. Auf besondere Verwendung des Pater Pius wurde durch einen Machtspruch der Aebtissin die Profeßzeit der hochgebornen Novize bedeutend abgekürzt und diese an Ausons Todestag mit großer Feierlichkeit, im Beisein ihrer laut weinenden Verwandten — lebendig begraben. Schon in den ersten Jahren erwarb sie sich in diesen heiligen Mauern den Ruhm großer Frömmigkeit und in dem gegenwärtigen Zeitraume ihrer Lebensgeschichte finden wir sie gleich einer Heiligen verehrt und geliebt als Aebtissin des Klosters. Welche der frommen Schwestern wäre auch tauglicher und würdiger gewesen, das heilige Amt zu versehen, als die junge Schwester, weiland Prinzessin Angelika? Freilich klagte die älteste der Nonnen, welche sich Hoffnung gemacht hatte, dieser Auszeichnung dereinst würdig befunden zu werden, dem stummen Bilde der heiligen Jungfrau die unverdiente Zurücksetzung, und meinte, es sei sündhaft, die Vorzüge der Geburt auch auf die geheiligte Ordnung des Klosterlebens einwirken zu lassen, allein ungerecht und von keiner ihrer Genossinnen gebilligt waren ihre Beschwerden. Leicht war es dem Beichtvater des Klosters, solche Zweifel der Nonnen zu ersticken mit unwiderleglichen Gründen. Hatte sie denn nicht unter allen übrigen Schwestern dem Himmel das größte Opfer gebracht, indem sie den Freuden der Welt entsagte, obgleich ihr jede zugänglich, und keiner ihrer Wünsche unerfüllbar gewesen war? Hatte sie nicht ihrem göttlichen Bräutigam den größten Brautschatz mitgebracht und so die Mittel des Klosters, Gutes zu stiften, bereichert? War sie nicht schon während ihres Noviziats

und später die demüthigste Magd Christi, obgleich ihre Abstammung sie mehr als eine Andere zum irdischen Hochmuth versuchte? Mit diesen und ähnlichen Argumenten, mehr aber noch durch die Furcht wurden alle Klosterkabalen niedergeschlagen und Angelika einmüthig zur Aebtissin erwählt. Wie sie sich außer der ihr geziemenden Ehrfurcht auch noch die Liebe ihrer Schwestern erworben habe, ist ein leicht zu lösendes Geheimniß. Sie verband bei ihrem eigenen gottseligen Lebenswandel mit den eigenen frommen Grundsätzen, deren Ausübung Regel des Klosters war, nicht den harten Stolz, der sonst gewöhnlich den hochwürdigsten Frauen eigen war. Sie war nur streng gegen sich selbst, nachsichtig, duldsam und versöhnlich gegen ihre untergebenen Schwestern. Sie betrachtete sich selbst als die größte Sünderin und war daher stets geneigt, die geringeren Vergehen Anderer mit großer Milde zu beurtheilen. In dieser Güte lag eine schwer ergründliche Selbstsucht; denn hätte sie schon die kleinen Sünden der übrigen Nonnen mit großer Bußauferlegung bestraft, so würde sie an der Möglichkeit, ihr eigenes größeres Verbrechen mit Selbstqual abzubüßen, verzweifelt haben.

Auch dieser Abschnitt der Geschichte ihres unaufhörlich von einer fruchtbaren, sehr reizbaren Phantasie befangenen Gemüthes bietet uns nur Trauriges dar. Das Bild ihres geliebten Bruders wich selbst in der Heiligkeit des Klosters nicht von ihrer Seele, störte sie in ihrer Andacht, erhitzte sie im Schlafe, verwirrte ihr Gebet — doch war es nicht mehr das himmlische unbefleckte Ideal einer jungfräulichen Liebe, sondern wie es ihr nun erschien, ein verführerisches Sündgemälde, das die Hölle mit rothglühenden Flammenzügen entwarf, die Braut Christi in Versuchung zu führen. Wenn es frech vor ihren Geist trat und das gottergebene Herz in Brand versetzte, da zuckten Blitze vor ihren Augen und es ergriff sie, wie sie meinte, im Glühen eine wilde Sehnsucht nach dem verzehrenden Feuerpfuhl der Hölle und der Umarmung brenn-

neuder Teufel. Die Regel des Kloſters und der Rath ihres Beichtvaters gab ihr endlich ein ſicheres Mittel an die Hand, womit ſie ſich gegen die Angriffe des Satans wehren und die hölliſche Wolluſt aus ihren Adern vertilgen konnte. Dieſes untrügliche Mittel war die Disziplin oder Geißel, deren ſie ſich zur „Abtödtung“ ihres Fleiſches ſehr häufig bediente. Durch Kaſteiung gelang es ihr auch wirklich bald, die unnatürliche Bruderliebe zu bezwingen; allein ihr ſehnſüchtiges Herz bedurfte nun eines anderen Ideals, dem es alle Liebe zuwenden wollte, und fand dasſelbe in ihrem göttlichen Bräutigam, den Erlöſer Jeſus Chriſtus. Anfangs war dieſe Liebe nichts als ein Ausſtrömen der Empfindung in die ewige Leere, eine vage Sehnſucht nach einem Lichtphantom, träumeriſch und unkräftig, irrend in einem Labyrinthe, welches kein Strahl des irdiſchen Lichts erleuchtet; aber bald wurde ſie ſinnlicher, plaſtiſcher, und ſtrebte nach einem körperlichen Anhaltungspunkt der nach ihrem Wahn überirdiſchen Empfindung. Sie fand auch dieſen in verſchiedenen Bildſäulen des Heilandes, vorzüglich in einem Kreuzbilde eines kleinen Seitenaltars, welches, von einem ausgezeichneten Künſtler gefertigt, für jeden Kenner, denkenden und fühlenden Beſchauer ein Gegenſtand der Bewunderung war. Dieſem wendete ſie alle Zärtlichkeit zu, welche ſie meiſt ihrem Bruder in den glücklichen Tagen der Jugend erwieſen hatte, und eben ſo ſchmerzlich, wie einſt von Alexis, war ihr die Trennung von ihm. Allmählig wurde dieſe Liebe zur wahren Leidenſchaft, deren vielfältige Ausbrüche ihr den Nimbus der Heiligkeit in den Augen ihrer Schweſtern erwarb, obgleich ſie, ſo lange ſie nicht von der Macht ihrer Gefühle überwältigt wurde, ihre fromme Neigung ziemlich geheim hielt. Sie lag oft ſtundenlang betend zu ſeinen Füßen und umklammerte mit frommer Inbrunſt ſeine Knie, allein es war ihr zuwider, wenn die übrigen Nonnen ihrem Beiſpiele folgten und ihrem geliebten Heiland gleiche Zärtlichkeit erwieſen.

Lange konnte sie die Qualen der Eifersucht nicht ertragen. In einer stillen Nacht schlich sie aus ihrer Zelle, nur halb bekleidet mit leichten Linnen, aber dennoch glühend von heiliger Inbrunst hinab in die Kirche, und warf sich zu den Füßen des gekreuzigten Geliebten nieder. Hier bot sie ihm mit schwärmerischer Andacht ihr Herz, ihren Leib und ihre Seele an und flüsterte ihm, der sein Haupt lauschend zu ihr herabneigte, mit heißem Athem das Geständniß ihrer Liebe zu. Sie bat ihn im Style der „Gebete zu dem süßen Jesus" um Erleuchtung, Trost, Erquickung, Gegenliebe, gelobte ihm ewige Treue und gestand, neben anderen Schwachheiten, auch ihre Eifersucht ein, zweifelhaft, ob diese ihn beleidigen oder erfreuen werde. Der göttliche Geliebte aber schaute sie mit süß leuchtenden Augen an, seufzte und sprach, während seine Braut von den Regungen seines himmlischen Lebens entsetzt und entzückt zitterte:

„Geliebte Magd Doloroſa! Du hast wohl gethan, mir Dein schwaches Herz zu eröffnen, denn lange schon fand ich Wohlgefallen an der Demuth Deines Geistes. Deine aufrichtige Liebe zu mir erfreut mich, und Deine Eifersucht, weit entfernt, mich zu beleidigen, ist mir ein sicherer Beweis von der Innigkeit Deiner Liebe. Du liebst mich mehr, als ein anderes irdisches Weib, darum will ich auch Dir treu sein und Dir das schönste Plätzchen an meinem Herzen im Himmel bereiten, damit Du der ewigen unbegreiflichen Seligkeit meiner Liebe genießest. Keine Deiner Schwestern macht mir so viel Freude wie Du, keine von ihnen ist so reinen Herzens wie Du, keine verdient so meine ausschließliche Gnade. Sie kommen nur, um Dir zu gefallen, an den Betschemel zu meinen Füßen, und beten, ohne an mich zu denken, ja manche von ihnen entweihen mich durch unkeusche Gedanken an ihre verlornen menschlichen Liebhaber. Darum will ich auch nicht länger hier bleiben und befehle Dir, mich und mein Kreuz auf Dein Kämmerlein zu tragen, damit Du stets die über-

irdische Wonne des Alleinseins mit mir empfindest. Unaussprechlich sind die Freuden, die ich Dir bereiten werde, und ewiger Dauer sind die Genüsse meiner Liebe."

Als Angelika den Heiland so sprechen hörte, wollte sie sterben vor heiliger Wollust, und nachdem er geendigt und sein Athem, himmlische Wohlgerüche verbreitend, in der Nacht verweht war, erfaßte sie das schwere Kreuzbild, um es, wie der Bräutigam ihr geheißen, hinwegzutragen in das einsame Kämmerlein. Allein sie vermochte die Statue nicht fortzubringen, und sank ohnmächtig nieder. Des anderen Tages versammelte sie jedoch den Konvent und erzählte den Nonnen von einem, in voriger Nacht erlebten Wunder, und von den Worten des Heilandes, der ihr im Traume erschienen sei und ihr befohlen habe, in der eigenen Zelle eine kleine Kapelle zu errichten und dort die Bildsäule vom Seitenaltar aufzustellen. Uebrigens verschwieg sie weislich den Schwestern den übrigen Inhalt ihres Gesprächs, und begnügte sich, sie zu fleißigen Andachtsübungen zu ermahnen. Da Niemand an der Wirklichkeit des Wunders und der Wahrheit ihrer Erzählung zweifelte, so wurden sogleich auf Geheiß der Aebtissin die nöthigen Anordnungen getroffen, um den Befehl des Heilands zu vollstrecken. Die Bildsäule wurde in feierlicher Prozession hinaufgeschafft und am Altare der neuen Kapelle aufgerichtet.

Schwerlich ist Jemand im Stande, sich das Uebermaß der Freude vorzustellen, welches Doloroſa empfand, als sie so ihren heißesten Wunsch erfüllt und sich mit dem göttlichen Bräutigam in einer Wohnung vereinigt sah. Sie konnte nicht ermüden, ihm durch Gebet und Andachtsübungen aller Art, durch frommen Gesang und Kasteiung ihre innigste Dankbarkeit auszudrücken. Allein bald stellte sich bei ihr ein Gefühl des Mangels an Befriedigung ein, welches aus dem unnatürlichen Verhältniß zur Bildsäule eines Leichnams entsprang. Ihre Phantasie sehnte sich wenigstens nach einem Konterfei des Lebens und so bald sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht

entdeckt hatte, bestellte sie sogleich bei einem Künstler von Ruf die Bildsäule des gegeißelten Heilandes in Marmor, um damit eine Nische in der Kapelle auszuschmücken. Der Künstler löste seine Aufgabe mit einem großen Aufwand von Talent, Geschicklichkeit und Fleiß, und vollendete in kurzer Zeit ein unvergleichliches Meisterwerk.

Von nun an spielte Angelika den heiligen Roman ganz nach der Art einer glücklich liebenden Braut. Die geliebte doppelte Person ward auch auf eine doppelte Weise verehrt. Der gekreuzigte Heiland hörte ihre Gebete und frommen Selbstanklagen geduldig an, der gegeißelte Jesus hingegen war ihr nicht nur Gott, sondern auch Mensch. Jenem näherte sie sich in der Folge nur mit Ehrfurcht und Andacht, denn sie erkannte in ihm den Richter ihrer geheimsten Gedanken, diesem erwies sie alle Vertraulichkeit, welche einem Geliebten gebührt. Nicht selten umarmte und küßte sie ihn, ja, so weit überließ sie sich ihrer Selbsttäuschung, daß sie es wagte, mit ihm unschuldige Scherze zu treiben und seine Kälte mit Vorwürfen zu bestrafen. Hatte sie einst mit ihm zu bitter gegrollt, dann warf sie sich wieder vor das Kreuzbild nieder und bat ihn um Verzeihung und Gnade. So trieb sie ein grausam thörichtes Spiel mit ihrem Herzen und verbrauchte an leblosem Gestein alle noch übrige Nervenkraft. Sichtlich ermattete ihr Körper und immer mehr entwickelte sich in ihrer Seele die unglückliche Anlage zur Clairvoyance. Ihr Schlaf war ein Wachen mit gespenstigen Gestalten, ihr Wachen ein Traum, worin die Gegenstände der Wirklichkeit nur als Schatten erschienen. Alle ihre Sinne wurden stumpf, alle körperlichen Genüsse unschmackhaft; sie schien in einer anderen Welt zu leben, und verachtete alles Irdische; immer größer wurde der Ruf ihrer Heiligkeit.

Unter den Unglücklichen, welche das Kloster bewohnten, befand sich auch Iduna, die verführte, entehrte Braut des Freiheitsenthusiasten und Fürstenhassers Duveno. Verlassen

von dieſem und dem Verführer, fühlte ſie bald die bitterſte Reue über ihren Fehltritt. Yweno hatte ſie einſt gelehrt, nach vernünftigen Grundſätzen zu leben, und die Schwärmerei der Religion zu verachten; allein in der Troſtloſigkeit ihres weiblich-ſchwachen Gemüths kehrte ſie bald zurück zum Glauben, der ihr allein Troſt und Aufrichtung zu verſchaffen ſchien. Die frommen Lehren glaubenseifriger Mönche brachten ſie bald dahin, alles erlebte Unglück dem Irrthum ihrer Seele und ihrer Gottverlaſſenheit zuzuſchreiben, und die romantiſche Sitte der damaligen Zeit, alle unglücklichen Liebſchaften im Kloſter zu begraben, ſchien ihr bald das geeignetſte Mittel, den irdiſchen Kummer zu beſchwichtigen, und die verlorene Gnade des Himmels wieder zu gewinnen. In einer melancholiſch-religiöſen Stimmung führte ſie dieſes Vorhaben eiligſt aus und — bereute ihre Thorheit, acht Tage, nachdem ſie als Nonne eingekleidet worden war. Leicht hätte ſie noch vor Beendigung des Noviziats enttäuſcht werden können; allein die ſchlaue Kloſterpolitik, welche beſonders jenen Novizen, welche dem Heiland einen anſehnlichen Brautſchatz mitbrachten, keine ſo ſchweren Prüfungen auferlegte, als ſie ſollte, und die ſchwärmeriſchen Vorſtellungen ihrer Mitſchweſter Doloroſa, welche bald ihre Freundſchaft gewann, verhinderte jeden Gedanken an die weltlichen Freuden, deren Verluſt ſie ſo wenig ſchmerzte. Allein friſchen Herzens, geſunden Leibes und nervenkräftig, wie ſie war, konnte ſie nicht lange Behagen finden an dem idiotiſchen Mummenſchanz des Kloſterlebens, und kaum war es zu ſpät, ſo erwachte in ihr auch ſchon der qualvollſte Ueberdruß. Sie war nicht ſchwächer im Glauben geworden, denn wie konnte ſie das in ſolcher Geſellſchaft, allein die Selbſtaufopferung ſchien ihr zu groß, die Werke der Buße zu ſchwer, und auf die Gefahr hin, einſt einige Jahrhunderte im Fegefeuer ſchmachten zu müſſen, ehe ſie eingehen könne in die ewigen Freuden des Himmels, wünſchte ſie ſich in die Welt zurück, die ſie verlaſſen hatte. Gewohnheit und Hoff-

nungslosigkeit, nicht minder das ihr eigenthümliche Phlegma unterdrückten jedoch diese sündige Sehnsucht immer mehr und sie beschränkte willig ihren weltlichen Sinn so weit, daß sie sich nur gestattete, mögliche und unverbotene Erleichterungen ihrer schweren Pflicht zu gewähren, aber nicht nach der unmöglichen Rückkehr zu streben. So verlebte sie in den heiligen Mauern lange Jahre, war beliebt bei ihren Schwestern, und galt der Aebtissin für eine fromme, gehorsame Tochter. Ihre Obliegenheiten und klösterliche Observanz erfüllte sie pünktlich, aber sie war sehr sparsam mit freiwilliger Selbstqual, und erhielt so ihren Körper, bei allem Fasten und Kasteien, bewunderungswürdig kräftig und gesund.

Die Innigkeit der Freundschaft zwischen Iduna und ihrer jungen Aebtissin verlor indessen in demselben Grade, in welchem der heilige Wahnsinn Doloroſas zunahm. War es heilige Scheu und Ehrfurcht oder sündliche Abneigung, welche sie von der Freundin immer mehr entfernte, darüber konnte Iduna oder Schwester Anna, wie sie mit ihrem Klosternamen hieß, sich keine Rechenschaft ablegen; allein so viel wurde ihr klar, daß sie sich nie eine aufrichtige Freude über die Heiligkeit der Unglücklichen einzureden vermochte. Entschieden war sie dagegen geneigt, sie zu beweinen, und in dem Augenblicke, als wir das Kloster besuchen, finden wir sie in Thränen, welche sie über die unmäßige Bußfertigkeit der Aebtissin vergießt. Der Tag ist halb versunken, die Gebetstunde bereits vorbei, und dennoch raubt ihr ein Gebot der Aebtissin die Hoffnung, heute zur gewöhnlichen Stunde sich zurückziehen zu können, um von den heiligen Arbeiten und Beschwerden eines strengen Festtages auszuruhen. Der matte Schein der Dämmerung beleuchtet innerhalb dieser Mauern kein traurigeres Gesicht, als das Idunas, während das Antlitz der Beweinten in himmlischer Verklärung erglänzt. Lange unschlüssig, ob sie gehorchen solle, und dennoch innerlich überzeugt, daß sie nicht widerstehen dürfe, ohne den gerechten

Zorn der Oberin zu verdienen, kämpfte sie noch mit hervorbrechenden Thränen, als das helle Klingen einer Glocke, gleich der weinenden Stimme eines Kindes, sie zu schneller Ergebung in das Unvermeidliche bestimmte.

Seufzend erhob sich Schwester Anna von dem hölzernen Stuhl, der einen Theil des ärmlichen Geräths ihrer Zelle ausmachte, und wankte mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen durch die finsteren Klostergänge zur Wohnung der Aebtissin. Noch ein Mal verweilte sie zögernd an der Thürschwelle, ehe sie es wagte einzutreten, aber endlich siegte das Pflichtgefühl über die Bedenken der Schüchternheit. Dolorosa lag auf den Knieen vor dem Standbilde des gegeißelten Jesus und umarmte seine Füße. Eine roth glühende Lampe beleuchtete die seltsame Gruppe, denn schwarze Vorhänge verweigerten den letzten Funken des Tages den Zutritt zu diesem Heiligthum. Grausig war es anzuschauen, wie der nackte, blutende Heiland unter den grausamen Schlägen eines hinter ihm stehenden, grimmig blickenden Büttels zu seufzen schien, und den schmerzlichen Blick zum Himmel erhob. Die zitternde Nonne zu seinen Füßen schien sein Leiden mit zu empfinden, den geliebten Märtyrer der Qual gewaltsam entziehen zu wollen. Iduna schauderte über die Täuschung — Angelika schwamm in Entzücken. Ehe sich Iduna der Schwerhörigen bemerklich machen konnte, bog sich Angelika etwas zurück, betrachtete die gemalte Statue mit thränenden Blicken und wimmerte unter wollüstigem Flüstern ein selbstgedichtetes, erotisches Gebet.

„Geliebter Jesus! Einzige Freude meines Herzens, süßer Bräutigam meiner Seele! O, wie liebe ich Dich, Du mein Abgott, wie bist Du heute so schön und traulich, warm und liebeglühend, ambrosisch duftend und nektarsüß! Dein Blicken gießt unsterbliche Wonne in meine Brust und Dein Blut ist mir ein süßer, selig betäubender Trank. Deine Liebe ist mir aufgegangen wie ein schöner Maitag, der mein trauriges

Herz erheitert und seine Bangigkeit wie Wolken zerstreut. Deine Liebe hat mich vergeistigt und dem Jammer der Erde entzogen, nur mein Schatten wandelt durch das Mühsal des Erdenlebens. Lösch ihn aus mit Deinem mächtigen Athem, wie man den Staub wegbläst, laß mich ganz leben in Dir, nimm mich auf in Dein süßes Wesen. O warum bin ich ein erdgebornes Weib, schwach und gebrechlich, wie wankendes Schilfrohr, und doch voll von der allmächtigen, göttlichen Liebe zu Dir; warum hast Du mich aus Asche erzeugt, da ich Diamant sein sollte, um werth zu sein Deiner Liebe? Warum hast Du mich gesandt auf die peinliche Pilgerfahrt durch die Wüsten der Erde, da Du mich liebst; warum darf ich Dir nicht immer gegenwärtig sein wie Dein heiliger Gedanke, Dir nachfolgen wie der Saum Deines Gewandes? Doch auch darin, mein geliebter Heiland, erkenne ich Deine Huld. Du reinigst meine Seele durch die Qual der Erde, Du willst, daß ich Dir ähnlich werde und Deinem göttlichen Beispiel nachfolge. Auch Du bist Mensch geworden, und hast es nicht verschmäht, die Eitelkeiten dieser Welt zu ertragen. Du hast Dich geopfert für die Menschenkinder und ihre Schuld getilgt. Du hast gelitten und bist gestorben für sie, und ich, die unwürdige, sündige Magd, sollte frei sein von der Erdenpein, ich, die nicht Deine Liebe, sondern Deinen Zorn verdient? O vergieb mir den kindischen Stolz meines Herzens und seine freventlichen, himmelstrebenden Wünsche, züchtige mich mit heilsamer Härte, denn von Deiner Hand werden mir die Qualen schmecken wie überirdische Freuden. Wenn Du mich schlägst, werden sich mir im Uebermaß der süßen Pein die Seligkeiten Deiner Liebe aufthun; wenn mein Leib die Flammenstreiche Deiner Geißel empfindet, wird meine Seele in Wollust schwimmen, mein Auge Thränen des Entzückens vergießen, meine Zunge das Lob Deiner unendlichen Güte stammeln. Habe ich dann die harte Prüfung bestanden, dann nimm mich auf zu Dir, wie ein frommes folgsames Kind, das dem Vater für die heilsame Züchti-

gung mit Worten und Besserung dankt, und laß mich, die Gereinigte, die Wollust Deines Kusses genießen; laß mich Deines Herzens Süßigkeit verzehren und von Deinen Lippen Unsterblichkeit saugen. Sei dann mein Gatte, zerreiße meinen Brautkranz, löse meinen Gürtel und laß mich vergehen in Deiner Umarmung."

„Armer Jesus, geliebter Dulder der menschlichen Grausamkeit! Die verfluchten Ungeheuer, Deine Mörder, sie haben Dich mit blutforderndem Geschrei vor Pilatus geführt und Deinen Tod begehrt. Pilatus aber bewilligte ihnen, Dich zu geißeln, und sie führten Dich hinweg, rissen die Kleider von Deinem süßen Leib und banden Dich nackt an die Säule. Dann setzten sie eine Dornenkrone auf Dein Haupt und geißelten Dich blutig! Also leidend stehst Du vor mir und duldest freiwillig die schimpflichen Schläge Derjenigen, um deren Heil Du Mensch geworden bist. Ich dürste nach den Qualen, die Du empfindest, mein Fleisch sehnt sich nach den Schmerzen, die Du mit himmlischem Gleichmuth erträgst. Laß sie mich fühlen, damit ich Deiner würdig werde; denn wie ich Deine Freuden theile, will ich Deinen Schmerz genießen."

Mit Staunen und unwillkürlichem Abscheu vernahm Iduna den Inhalt dieses sonderbaren Gebetes — es schien ihr Gotteslästerung und Wahnsinn zu enthalten. Wäre sie nicht eben von der Aebtissin bemerkt worden, so würde sie sich wahrscheinlich wieder entfernt haben, um ihre Gedanken über die ihr unbegreiflichen Worte der „Heiligen" zu sammeln. „Muß man so den Erlöser lieben," dachte sie, „dann bin ich eine große Sünderin. Diese Empfindungen sind nicht geheuchelt, aber ich begreife sie nicht. Entweder ich entweihe diese Mauern durch meine kalte Gottverehrung, oder ich habe meine Jahre in Irrthum verloren." Es war keine Zeit, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Sobald Angelika aus ihrer heiligen Selbstvergessenheit erwachte, warf sich Schwester Anna nieder, küßte die Erde und rief „Ave Maria!"

„Gratia plena," erwiederte die Aebtissin den üblichen Gruß, indem sie, ohne aufzustehen, der eingetretenen Schwester stumm winkend befahl, die Thüre hinter sich abzuschließen und dann auf dem Betschemel neben ihr Platz zu nehmen.

„Schwester Anna," sagte sie dann, „ich habe Dich hierher berufen, um in Gesellschaft mit Dir die heiligen Andachtsübungen vorzunehmen, welche die Regel unsers Klosters für den heutigen Festtag vorschreiben; vorzüglich aber, um Dich zu bitten, mir Deinen kräftigen Arm zu leihen zur Züchtigung meines sündigen Körpers; denn meine Hand ist schwach und unfähig die selbstauferlegte Buße wirksam zu verrichten."

Ohne eine Antwort abzuwarten, löste sie den härenen Strick von ihren Hüften, lüpfte die weite Kutte und ließ sie über die Schultern herabsinken bis ans Knie. Nachdem sie sich auf diese Weise hastig entblößt hatte, ergriff sie ein Gebetbuch und reichte der Schwester Anna eine große Disziplin, mit dem Geheiß, nach Leibeskraft sich derselben zu bedienen. Alle diese Anstalten zur Abtödtung des Fleisches wurden mit so großer Hast getroffen, daß Iduna kaum Zeit fand, Einwendungen zu machen, während Angelika mit glühender Ungeduld ihren geschwächten Körper zur Buße entblößte.

„Ach, hochwürdige Frau," sagte Iduna, indem sie die Geißel fallen ließ, „laßt ab von dieser übermäßigen Selbstpeinigung. Ist es nicht genug, daß Ihr einen exemplarischen Lebenswandel führt, und Euch jegliche Erholung, jeglichen Genuß mit sinnreicher Grausamkeit versagt, daß Ihr ganze Nächte durchwacht im heiligen Verkehr mit den Heiligen des Himmels, in Gebet und Betrachtung. Verzeiht meiner Kühnheit, hochwürdige Frau, Ihr müßt es am besten wissen, was Eure Pflicht ist, aber mir, Eurer unverständigen Magd, erscheint es ungerecht, ja sündhaft, den Körper so grausam zu zerfleischen, wie Ihr es fast täglich thut, und so Eure ohnehin schwache Gesundheit völlig untergrabt. Auf den Knieen

fleh ich Euch an, ſchont Euch um Gottes Willen, denn er kann kein Wohlgefallen daran finden, wenn eine ſeiner Kreaturen ſich ſelbſt zerſtört. Beharrt Ihr aber durchaus auf der Peinigung, dann muthet es wenigſtens mir nicht zu, das Urtheil, welches Ihr über Euch ſelbſt ſprecht, zu vollſtrecken.“

Liebreich aber ſtreng antwortete Angelika hierauf:

„Ich verzeihe Dir, meine Tochter, daß Du mich verſucheſt, aber ich bitte Dich, verbanne den böſen Geiſt der Zweifel, der Dir dieſe Rede eingegeben, aus Deinem Inneren. Es betrübt mich im tiefſten Grund meiner Seele, Dich von unheiligen, profanen Grundſätzen, welche aus unnützem Grübeln entſpringen, angeſteckt zu finden. Selbſtzerſtörung nennſt Du, arg Verblendete, die durch das Beiſpiel der Heiligen ſelbſt geheiligte Kaſteiung des Fleiſches, die Abtödtung der böſen Luſtbegier und Muthwilligkeit unſeres ſündhaften Weſens, während es Dir von wegen Deines abgelegten Gelübdes und den Worten der heiligen Schrift gemäß geziemte, ſie als eine Reinigung und heilſame Selbſtprüfung zu betrachten? Selbſt bei den ſinnlichen Weltmenſchen gilt die Selbſtbeherrſchung als eine große Tugend, welche den Menſchen ziert und ſeine geiſtige Kraft erhöht, aber ungleich nothwendiger iſt dieſe Tugend für jene, welche ſich mit dem Himmel vermählt haben. Nicht beſſer kann man dieſe Tugend üben, als indem man dem Körper, unſerem ſündbereiten Theil, der uns allein von der Gottheit trennt, Bequemlichkeit und Genuß entziehen, und ſeine irrigen Begierden mit Schmerz vertilget. Nur ſo werden wir Gott ähnlich, nur ſo wird unſer Geiſt unabhängig und kann ſich ungeſtört mit himmliſchen Dingen beſchäftigen. Das Beiſpiel der heiligſten Männer und Frauen leiſtet uns Gewähr für den großen Nutzen dieſer Abtödtung des Fleiſches, und ſelbſt die heilige Schrift empfiehlt uns dieſelbe als ein ſicheres Mittel zur Erlangung der Gnade Gottes. Jakob von Niſib entſagte aller Gaumenletzung und litt freiwillig Froſt; Julius nährte ſich nur von Hirſenbrod; Martin hun-

gerte und dürstete; Eusebius umgürtete seine Lenden mit eisernen Ketten; Simon lebte von Wurzeln; Marius trug eiserne Bußhemden; Franciskus Seraphikus wälzte sich in Dornen, und Dominikus geißelte sich täglich drei Mal. Willst Du, kurzsichtiges, von irdischem Dünkel befangenes Weib, Dich vermessen, das zu tadeln, wodurch diese frommen Männer zur Vollkommenheit gelangt sind? Willst Du vor Ruthen zittern, wie ein schwaches Kind, da Laurenzius sich lebendig braten, Stephanus sich steinigen, andere heilige Männer sich schinden und martern ließen für die Herrlichkeit Gottes? Soll ich, unwürdige Oberin dieses Klosters, dem Himmel kein Opfer bringen und mich zaghaft hüten vor körperlichem Schmerz? Sieh hier unseren blutenden Heiland, gedenke seiner unsäglichen Leiden und seines uns rettenden Opfertodes; sieh hier sein kostbares Blut rieseln und seine Lenden zerfleischt von Geißelhieben, und tadle die demüthige Magd, welche einen Theil seiner Schmerzen genießen will. Hast Du nie gehört von der Liebe eines Weibes, das Verbannung, Kerker und Qual mit dem theuren Gatten getheilt, nie gehört von den indischen Wittwen, welche sich in die Flammen stürzen, um nicht ihre Liebe zu überleben. Wenn schon die irdische Liebe zu einem sündigen Mann solcher Opfer fähig ist, wenn schon sie nur in Selbstleiden Trost zu finden vermag für das Unglück des Gemahls, soll denn die Liebe zu Gott nur für die Pflege des eigenen Leibes bedacht sein, während der geliebte Erlöser unnennbare Qualen duldete? Nein, Schwester Anna, solche Lieblosigkeit ziemt nicht einer geweihten Braut Christi, die geschworen hat, den Geist Gottes über Alles zu lieben, und mehr als das sündhafte Fleisch, welches nur zu leicht der Versuchung unterliegt. Ich will nicht lässig sein im Dienste des Herrn, will meinen göttlichen Bräutigam nicht erzürnen durch undienstwillige Trägheit und verdammliche Selbstliebe. Reiche mir die Geißel, Gott wird mir Kraft verleihen zur Züchti-

gung des Fleisches. Folge meinem Beispiel, Schwester Anna, und bringe Deinen Schmerz dem Erlöser zum Opfer dar.“

Diese fanatische Rede, mit der Gluth einer unnatürlichen Leidenschaft gesprochen, verfehlte die verhoffte Wirkung auf Idunas Gemüth gänzlich. Ein Gefühl von Ekel ergriff sie vielmehr, während die halbnackte Sprecherin sich in sinnlosen, mystischen Phrasen erschöpfte, und die gewohnte Ehrfurcht vor dem Ansehen der Aebtissin verwandelte sich in unbewußte Geringschätzung. Mit der Kutte war vor ihren Augen alle Ehrwürdigkeit des Ranges verschwunden, und sie sah in Angelika nichts mehr als ein in frommer Extase schamloses, entnervtes Weib, eine Verrückte, deren Körper und Seele eines Arztes bedurfte. Gewohnheit jedoch und weibliche Zaghaftigkeit ließ das, was sie fühlte, nicht zum klaren Gedanken, zur vollständigen Ueberzeugung werden, weßhalb sie es für gut fand, mit einem verstohlenen Seufzer zu gehorchen. Angelika ergriff mit Hast die ihr dargereichte Geißel, und auch Iduna suchte zögernd ihre Disziplin hervor, trat einen Schritt zurück und entblößte schamroth ihren schön gefüllten Oberkörper. Das Klosterleben hatte sie nicht abgemagert wie die unglückliche Oberin, vielmehr erschienen ihre Formen in solch üppiger Rundung, welche an die Lieblingsideale eines Rubens unwillkürlich erinnern. Diese zarte, roth inkarnirte lebensfrische Haut zeigte zudem keine Spuren von übermäßiger Mißhandlung, vermittelst des von Iduna ziemlich gehaßten Werkzeugs der klösterlichen Selbsterziehungskunst.

Nicht so saumselig war Angelika. Noch hatte sich Iduna nicht völlig entkleidet, als sie mit wunderbarer Geschicklichkeit einen Hagel von starken Geißelhieben auf ihre Lenden fallen ließ, der im Nu die weiße Haut mit Purpurröthe überzog. Gleiche Färbung war auf ihren Wangen bemerkbar, während die glühenden Lippen eine gewohnte Gebetformel in bebender Eile stammelten. Immer näher rückte sie der Statue des Heilandes, immer höher wurde der Ton ihrer Stimme, im-

mer stürmischer ihr engbrüstiger Athem. Endlich, als sie in die höchste Extase gerathen, ihre Stimme fast schreiend geworden war, ließ sie erschöpft die Geißel fallen und umklammerte sinkend die Statue.

„Komm mir zu Hilfe wider den Satan, Schwester Anna," schrie sie, „ich befehle Dir bei der höchsten Strafe des klösterlichen Ungehorsams, sogleich die Disziplin zu ergreifen und diesen meinen sündigen, erbärmlichen Leib, den der Teufel mit niedrigen Begierden kitzelt und dem Herrn abwendig zu machen sucht, so lange zu geißeln, bis das Blut aus hundert Wunden rieselt und das Feuer der Hölle ableitet. Der Satan hat meine Arme ermattet, ich kann nicht fortfahren in dem Werk der Buße und beschwöre Dich bei den süßen Wunden Christi, komm mir mit der Kraft Deines Leibes zu Hilfe!"

Iduna schauderte, denn sie glaubte eine Wahnsinnige zu hören, und sah mit edlem Zorn eine strafbare Sünderin. Indessen sie furchtsam versucht hatte, die empfindliche Haut ihres Rückens an schwache Geißelhiebe zu gewöhnen, bemerkte sie nicht sowohl die große Emsigkeit der Selbstbüßerin in Führung der Streiche, als auch ein sündhaftes Beginnen geheimer und unsäglicher Art. Ihre Schamhaftigkeit erröthete darob, ihr sittliches Gefühl empörte sich, ihre Achtung der Religion wurde aufs Aeußerste entrüstet. Sie eilte, das Geheiß der Aebtissin schleunig zu erfüllen, denn der Augenschein erwies ihr die Wahrheit ihrer Behauptung, und das eigene Tugendgefühl lechzte darnach, einen Frevel an der menschlichen Würde und Natur zu rächen. Glücklicherweise erinnerte sie sich eines passenden Psalms, den sie in lauter Anwendung brauchte, während ihre Rechte mit freigebiger Kraft die Blößen der Büßerin blutrünstig peitschte. Wimmernd krümmte und wand sich die vom Wollustteufel besessene Angelika, ihre Augen verdrehten sich, aus dem Munde träufelte Speichel, aus den Augen Thränen. Unter brennenden Streichen empfand

sie die Süßigkeit des höchsten Schmerzes, vermischt mit dem Entzücken sinnlicher Wollust. Krampfhaft preßte sie sich an die entweihte Statue und heftete ihre Lippen an die kalten Formen — ein leises Aechzen ließ sich vernehmen und plötzlich, wie nach Befriedigung oder unmäßiger Anstrengung sank der lang gestreckte, schlanke Leib der Büßerin zusammen in eine gekrümmte, kraftlos hängende Lage. Das plötzlich erbleichende Gesicht neigte sich dem welken Busen zu, ihre Augen überschwammen und die ganze Gestalt lehnte sich seitwärts, indem sie der Schwester Anna lakonisch zuwinkte mit dem Geißeln nachzulassen.

Hatte Angelika jetzt, wie es schien, der heilige Paroxismus plötzlich verlassen, so war er sichtbar auf Iduna übergegangen; denn diese hatte, trotz ihrer sonstigen Gutmüthigkeit, der heilige Eifer einer Teufelaustreiberei dergestalt ergriffen, daß sie in ihren Bemühungen selbst dann nicht nachließ, als sie ihren Zweck erreicht, die Büßerin selbst befriedigt sah. Vielmehr fuhr sie eifriger mit Beten und Geißeln fort, so daß die heilige Exekution nicht mehr den Anschein einer Selbstpeinigung durch Stellvertreter, sondern den einer harten Strafe gewann. Das was vor ihren Augen geschehen war, schien ihr ein Verbrechen ungeheurer Art, welches die härteste Züchtigung verdiene. Angelika ihrerseits schien jetzt jeden Streich zehnfach zu empfinden, und nur wenige waren seit dem kaum erwähnten Moment über ihr sündiges Fleisch ergangen, als sie sich aufzuraffen strebte und mit lauter Stimme der unbefugten Quälerin befahl, ihrer Dienstfertigkeit Schranken zu setzen. Allein Schwester Anna ließ sich nicht abhalten und widersetzte sich förmlich dem Selbstbefreiungsversuch der Aebtissin, indem sie mit unbarmherzigen Geißelhieben fortfuhr. Athemlos vor Schreck und Schmerz klammerte sich Angelika, nun aus Noth, wie vordem aus frommer Inbrunst, an die Bildsäule an und übertäubte den Psalm der grausamen Zuchtmeisterin mit lautem Klaggeschrei, Drohungen und Vorwürfen.

Vergebens! Iduna blieb taub und unerbittlich bis die Hartgestrafte sich zu ihren Füßen wand und mit herzergreifender Stimme „Erbarmen, Erbarmen" rief, und die selbstauferlegte Buße der Aebtissin buchstäblich erfüllt war. Dann löste sich das Geschrei der beiden Frauen in leises Weinen auf und mit tiefer Zerknirschung barg Angelika die blutenden Blößen in die groben Falten der härenen Kutte. Ehe sie jedoch ihre Thränen trocknete, befahl sie der übergehorsamen Schwester mit einem stummen unwilligen Wink schleunige Entfernung.

Angekommen in ihrer Zelle suchte Iduna auf dem Betschemel vor dem Bilde der heiligen Jungfrau ihre Gedanken über die eben erlebte Szene zu sammeln. Der Wahn ihres Glaubens war zerstört, die Heiligkeit des Klosters in ihren Augen auf immer entweiht, die fromme Zufriedenheit mit ihrem selbstgewählten Loos bis auf die letzte Spur dahin. Die heiligen Bilder und Symbole, welche sie umgaben, flößten ihr keine Andacht, sondern Abscheu ein, der ganze Klosterdienst erschien ihr von nun an als ein widersinniger und ekelhafter Götzenkultus, verrichtet von verächtlichen Weibern, welche das Laster oder der Wahnsinn hierher gebracht. Juvends verständige, aber leider fruchtlose Belehrungen wurden in ihrem Gedächtniß wach und vollendeten die gänzliche Umwandlung ihres Seelenzustandes. Lebhafter wurde der Wunsch und daher auch die Hoffnung, aus diesem schmählichen Kerker bald befreit zu werden. So ehrwürdig ihr vordem die strenge Abgeschiedenheit der Gottgeweihten war, so ehrwürdig erschien ihr, im Vergleich mit diesem schändlichen Asyl der Unnatur und der ekelhaftesten Laster, die geschmähte, von Geistlichen und Weltlichen verlästerte Welt, wo kein Mensch mehr ist als Mensch und selten einer weniger. Sie erkannte die Wahrheit des Satzes: daß der Mensch nicht selten, wenn er nach Göttlichem strebt, zur Bestie wird, daß die verachtete Gewöhnlichkeit die heilige Regel der Natur, jede Abwei-

chung von ihr gefährlich und strafbar sei. — Entfernt von allen Szenen der Art und doch sehnsüchtig nach ihnen, entwarf sie sich nun rührende Familiengemälde; bald sah sie im Geiste frohe Kinder zu den Füßen eines kosenden Gattenpaares spielen, beschattet von einem laubreichen Baum, den ein Großvater gepflanzt, bald ein feierliches Gastmahl zu Ehren des Geburtstags eines Familienvaters, der einen Kreis von Verwandten und Freunden um sich versammelt. Dabei vergaß sie nicht, sich ihrer glücklichen Jugendzeit und der abgeschiedenen Eltern zu erinnern, und diese Erinnerung, verbunden mit dem traurigen Gedanken an die große Unwahrscheinlichkeit der Befreiung aus dem Kloster, hatten einen Strom von Thränen zur Folge.

Aus diesen Betrachtungen wurde sie plötzlich aufgeschreckt durch die Zertrümmerung eines Fensters, welche durch einen von Außen hereingeworfenen runden Körper verursacht worden war. Zitternd eilte sie herbei und sah im Dunkel der Nacht eine lange Gestalt aus dem Garten über die Mauer des Klosters flüchten. Eine frohe Ahnung durchzuckte ihre Brust — der Flüchtling schien ihr nicht unbekannt, obgleich sie nur einige undeutliche Umrisse seines Körpers wahrgenommen hatte. Schneller als wir es erzählen können, hob sie den hereingefallenen Körper auf und löste mit pochendem Herzen ein beschriebenes Blatt von einer kleinen Orange ab. Es enthielt, wie sie gleich durch Thränen sah, ihr wohl bekannte Schriftzüge, über deren Urheber sie übrigens auch durch die deutliche Unterschrift „Yuveno" Gewißheit erhielt. Nichts erfreut des Menschen Herz so, wie treue, nach langen Jahren stets wiederkehrende versöhnliche Liebe; nichts macht uns eine Person theurer, als die Verzeihung einer schweren ihr zugefügten Beleidung. Daher gerieth unsere weltsüchtige Nonne in einen Freudentaumel, den wir nicht zu beschreiben wagen. Sie las in heftiger Bewegung folgenden Brief:

„Theure Iduna!“

„Mit großer Betrübniß und Verwunderung habe ich vernommen, was mir noch jetzt unbegreiflich, daß Ihr so viel Verstand und ein so weiches Gemüth, als Eurem Wesen eigenthümlich ist, nutzlos in ein Kloster begraben habt. Der edle Beweggrund, welcher Euch zu diesem Schritt vermocht hat, giebt mir das Vertrauen, durch welches ich vermuthe, daß Euer Freund, so sehr auch der Schein eine kurze Zeit lang dawider sprach, Euch nicht gänzlich gleichgültig ist, und dieses Vertrauen, so wie die warme Freundschaft, welche ich für Euch zu empfinden nie aufgehört habe, veranlaßt mich nach vielen Jahren, welche mich einen Augenblick weiblicher Schwachheit vergessen und vergeben ließen, Euch neuerdings in der Noth, in welcher ich Euch vermuthe, mit meinem wohlgemeinten Rath beizustehen. Ohne Zweifel hat derselbe Zeitraum, welcher uns bis jetzt getrennt, die arge Verblendung, wodurch Ihr eine Geweihte des Himmels geworden seid, verschwinden und Euch die mannigfachen Täuschungen, welchen sich ein befangenes Gemüth in trostlosen Momenten hingiebt, erkennen lassen, und schwerlich habt Ihr in der Abgeschiedenheit des Klosters das gefunden, was Ihr in großer Seelenangst nur dort finden zu können vermeintet. Ihr wolltet ein leichtes und verzeihliches Vergehen büßen und habt ein großes Verbrechen gegen Euch selbst begangen; denn es ist unsere heiligste Pflicht, das eigene Ich durch keine selbstgewählten unnatürlichen Schranken an seiner Ausbildung und naturgemäßen Thätigkeit zu hindern und unserer Bestimmung freiwillig entgegenzuarbeiten. Es ist kein heiliger Beruf, dem sich nicht die ganze Menschheit hingeben könnte, ohne sich selbst zu zerstören, und sinnlos sind die Gelübde, welche dahin zielen, einen Theil unseres Ichs, welcher eben so bestimmt ist zu werden, zu zeugen und sein Wesen fortzupflanzen, nach einem fanatischen System zu Grund zu richten. Nicht wohlgefällig seid Ihr dem Herrn des Weltalls, wenn Ihr seine

Schöpfungen vernichtet, ohne Größeres aus dem zerstörten Wesen bilden oder nähren zu können. Frömmigkeit ist es nicht, die heilige Kraft des Verstandes, welche uns Gott gegeben, damit wir sie zu unserem Nutzen anwenden, freiwillig zu verwerfen, um den hilflosen Geist unter die Vormundschaft des Glaubens zu stellen, der nur auf der Autorität thörichter und lebensfatter Schwärmer beruht."

„Lieber hätte ich Euch angetroffen als das tugendhafte thätige Weib eines Anderen, als in einem Hause des Wahnsinns. Ich würde Euren Verlust beweint aber bald verschmerzt haben, hätte ich Euch glücklich wiedergefunden. Nicht um Euch wieder zu gewinnen, bin ich gekommen, sondern um Euch zurückzuführen in die Welt, wo Ihr das übrige Leben in einem selbstgewählten Kreise verbringen mögt, der Euch der angemessenste dünkt, Euch für diese verlornen Jahre Ersatz zu leisten. Um dieß zu bewirken, habe ich einen fruchtlosen Versuch gemacht, Euch unnöthige Skrupel zu ersparen, auf gesetzlichem Weg Eure Entlassung aus dem Kloster zu bewerkstelligen; allein des Königs Majestät hat mich abgewiesen und die geistlichen Behörden mein verdammungswürdiges Begehren verhöhnt. Da diese Verweigerung einer gewaltthätigen Einkerkerung ohne Fug und Recht gleich zu erachten ist, da ferner Euch, allein das Recht zusteht, Gelübde, welche Ihr Euch selbst geleistet, selbst wieder aufzulösen, so könnt Ihr Euch, bei vorausgesetzter gänzlicher Sinnesänderung, als aller eingegangenen Verbindlichkeit los und ledig und berechtigt betrachten, auf jedem Wege, der Euch möglich ist, dem Kloster zu entfliehen. Zwar könnte der fromme Sinn, den Euch vielleicht die Gewohnheit eingeimpft, Euch bereden, daß Ihr in einer Vertragsverpflichtung mit dem Himmel steht; allein bei einiger Erwägung werdet Ihr finden, daß Ihr in Ermangelung eines sicheren untrüglichen Zeichens der Einwilligung in den Vertrag von Seiten des Himmels durchaus nicht ge-

bunden sein könnt, die selbst vorgezeichneten Bedingungen zu erfüllen.“

„Seid Ihr daher, wie ich hoffe, nach reiflicher Ueberlegung Eurer Pflichten gegen die von Euch verlassene Welt, entschlossen, Euch meiner Hilfe zur Selbstbefreiung zu bedienen, so bitte ich Euch, theure Freundin, mir morgen in der letzten Abendstunde, welche mich unter Euren Fenstern antreffen wird, Nachricht von Eurem Entschlusse zukommen zu lassen, auch Art und Weise anzugeben, welche die sicherste sein dürfte, Euer Vorhaben auszuführen. Seid dann versichert, daß ich zu jedem möglichen Mittel bereit sein werde, wodurch es mir gelingen kann, Euch auf die Wege der Vernunft und eine derselben entsprechende Lebensweise zurückzuführen. Solltet Ihr jedoch wider mein Vermuthen auf Fortsetzung Eures frommen Wandels beharren, so nehmt meine besten Wünsche für Euer Wohlergehen und vergeßt Euren treuen Freund

Yuveno.“

Dieser lakonische Brief, dessen Styl und Ton eben so wie die Schriftzüge die Aechtheit desselben beurkundete, brachte Iduna, welche allein wußte, welch' tiefe treue Empfindung der scheinbaren Kälte Yuvenos zu Grunde lag, fast außer Fassung. Ihre Thränen strömten unaufhaltsam, doch war es nur der süße Schmerz namenloser Freude, welcher sie fließen machte. Bald war ihr Entschluß gefaßt und in Folge dessen ein Antwortschreiben folgenden Inhalts entworfen.

„Mein theurer unvergeßlicher Freund.“

„Ich würde Unmögliches versuchen, wollte ich Euch die Freude schildern, welche ich bei Empfang Eures Schreibens empfand; allein sie war vermischt mit einiger Bitterkeit, welche mir die Reue zugeträufelt. Ihr habt feurige Kohlen auf meinem Haupte gesammelt und die Scham und das vernichtende Gefühl meines Unwerths würde mich verhindert haben, Euren edelmüthigen Vorschlag anzunehmen, hätte ich

nicht gefürchtet, dadurch die Schuld zu vergrößern, deren ich mir leider bewußt bin. Wenn Ihr mir verziehen habt, Juveno, aufrichtig und vollkommen verziehen, dann habt Ihr von mir keine Einwilligung in Eure Beschlüsse, sondern strengen und blinden Gehorsam zu fordern. Ich folge Euch, mein theurer Freund, und was ich sehnlichst wünschte, ist, daß ich nie aufhören dürfte, Euch nah und gehorsam zu sein, daß stets Euer Wort meine Handlungen bestimmte, daß Ihr mich hieltet, wie eine gute Magd, oder ein Kind, das nicht mehr würdig ist, Eure Genossin zu sein, aber gut genug zur folgsamen Dienstfertigkeit."

„Wenn Ihr glauben könntet, daß Rache Feindschaft und Schuld auslöschen kann, so müßtet Ihr jetzt versöhnt sein, denn Ihr seid gerächt. Ich habe viele Jahre im selbstgewählten Elend geschmachtet und weder Ruhe noch Trost gefunden. Meine Erinnerung blieb wach und grausam und der Wahnglaube, dem ich mich hingegeben, gewährte mir, war er stark, nur Gewissensqualen, war er schwach und von neckenden Zweifeln niedergerungen, nichts als selbstfeindliche Verdrießlichkeit, während welcher ich nicht wußte, war ich mehr sünd- oder tugendfertig. Aber nie erkämpfte die Vernunft einen so entscheidenden Sieg über meine Höllenfurcht und die alberne Scheu vor den hierorts verehrten Bildern und Ideen höchstverdächtiger Heiligkeit, als in dem Augenblicke, wo ich Euren Brief gelesen und daraus eine wunderbare Stärkung des Verstandes geschöpft habe. Ihr kennt den Grund meiner Schwäche nicht genau, mein theurer Freund, oder die sinnbethörende Gewalt des religiösen Gaukelspiels, wenn Ihr glaubt, daß ich längst meinen Aberglauben überwunden. Nicht so viel Vertrauen besaß ich ja in die eigene Verstandes-Kraft, daß ich die Ergebnisse meiner Forschung und meines Denkens für untrügliche Wahrheiten genommen hätte, mangelte ihnen die Bestätigung eines achtungswürdigen Geistes. Wer aber sollte in diesen Kerkermauern die Lichtgedanken entzündet,

die Finsterniß meiner Seele erhellt haben? Wer von meinen unglücklichen Schwestern auch ähnlich dachte, verschloß die bessere Ueberzeugung in den innersten Schrein des freudelosen Herzens, um nicht zeitlich gezüchtigt und auf ewig verdammt zu werden.“

„Unerträglich bitter waren die Erfahrungen meines Klosterlebens. Ich glaubte Frömmigkeit zu finden und fand Heuchelei, ich glaubte meine geweihten Schwestern in der Seele zufrieden und fand sie elend, wie mich selbst. Ein Theil von ihnen wählte diese abgeschmackte Lebensweise aus hungriger Armuth, ein anderer aus Thorheit und keimendem Wahnsinn, ein dritter wegen gewisser Gebrechen, ein vierter aus übereilter Verzweiflung, oder in Folge der Verführung durch elende Pfaffenkünste. Sie beteten nicht so andächtig, als ich als Jungfrau gebetet, und kasteiten sich nur gezwungen oder aus unnatürlicher in unreinen Gedanken begründeter Manie. Sie brachten aus der Welt alle Untugenden ihres Geschlechts mit und spielten Ränke und Kabalen gegen mich und andere Schwestern. Sie beteten nur mit Augen und Lippen und nährten giftige Bosheit in ihrem Herzen. Nicht nur keine Tugend, sondern die größte Verworfenheit der Gesinnung und die infamste Abscheulichkeit der sittlichen Aufführung habe ich in den geweihten Mauern, theils verdeckt, theils in schamloser Nacktheit gefunden. Was ich für fromme Liebe gehalten, verrieth sich mir als unkeusche Begierde, was mir eine himmlische Verzückung schien, war genau beleuchtet etwas, was zu nennen schon schamlos wäre. Nach allen diesen Enttäuschungen glaube ich mich eher auf dem Wege zur ewigen Verdammniß als auf dem zum Himmel zu befinden. In Euch erblicke ich einen Engel, den mir der letztere gesandt, um mich von dem Abgrund zu retten, an dessen schwindelnden Rand meine Seele zu stehen vermeint und wahrlich der Augenblick Eures Kommens ist so verhängnißvoll und wunderbar zusammentreffend mit dem letzten entscheidenden Mo-

ment meiner klösterlichen Erfahrungen, daß es mir schwer würde, Eure willkommene Erscheinung anders, als durch höhere Fügung zu erklären. Mein Herz ist arg bedrängt und nahe der Verzweiflung — eilet, rettet mich aus diesem schmählichen Gefängniß, und wenn ich Euch auch nichts zu bieten vermag zum Dank, als eine Thräne, so wird Euch doch diese Gewähr leisten für die Aufrichtigkeit meines schwachen Willens. So elend ich auch in meiner jetzigen Lage sein mag, so sehne ich mich doch weniger nach Freiheit, als nach dem Freund, der mir dieselbe anbietet. Habe ich erst aus Eurem Munde die Bestätigung der freundschaftlichen Gefühle, welche sich in Eurem Schreiben offenbaren, vernommen, dann wird es für mich auf dieser Erde nichts mehr geben, was mich mehr trösten und mir Ersatz leisten könnte für zehnjähriges Leiden, als die Gewißheit Eures Glücks, welches ich nach Kräften zu befördern wünsche."

„Kommet denn, mein großmüthiger Erretter, am Freitag um Mitternacht an das südliche Gartenpförtlein des Klosters. Ich lege Euch den Schlüssel zu demselben bei und werde mich während der Matutin vom Chor wegschleichen und Euch an dem bestimmten Ort erwarten. Bis zwei Uhr Morgens singen meine frommen Schwestern die Laudes und das Te deum und ich habe daher hinlängliche Zeit zur Bewerkstelligung meiner Flucht. Gott verleihe Euch seinen besten Segen zu dem edlen Werke, das Euch der Reichthum des Himmels vergelten möge.

Iduna."

Den Schluß dieses Schreibens zeichnete Iduna erst am andern Morgen und zwar nur in der zweiten Abschrift auf, nachdem sie zuvor sich den erwähnten Schlüssel zu verschaffen gewußt. In peinlicher Unruhe erwartete sie nun die verhängnißvolle Stunde der Wiederkunft ihres Geliebten. Vier und zwanzig Stunden, welche bis dahin verstreichen mußten, bereiteten ihr unsägliche Qualen, doch wußte sie den Grund

ihren Schwestern zu verbergen. Unter dem Vorwande, frommen Andachtsübungen obliegen zu wollen, blieb sie selbst in den Stunden, welche der Conversation geweiht waren, fern von der ihr ohnehin verhaßten Gesellschaft. Allein die klugen Schwestern fanden diese Zurückgezogenheit Idunas um so auffallender, da es ihnen unbegreiflich war, wie eine Tochter Evas vier und zwanzig Stunden lang Neubegier und Schwatzhaftigkeit unterdrücken könne, ohne für solch ein unerhörtes Opfer lebendigen Leibes in den Himmel entführt zu werden. Sie stutzten, wisperten, theilten sich Vermuthungen, Besorgnisse, Spott- und Lästerreden mit, welche mit der einstimmigen Behauptung endigten, es müsse die sanftmüthige Heuchlerin Iduna irgend von weltlichen Dingen angeregt werden. Dem Verdachte folgte ein Komplott, wozu sich drei der Schwester Anna abgeneigte Nönnlein vereinigten. Aus dem zerbrochenen Fenster, der offenbaren Zerstörung Idunas und anderen Anzeichen, welche auf etwas Ungewöhnliches schließen ließen, wußten sie die anstößigsten Dinge zu folgern und beschlossen einmüthig, die gemeinschaftliche Feindin auf allen möglichen Wegen zu belauern. Selbst die Aebtissin, welche seit der gestrigen Demonstration einer ungemein schmerzhaften Dienstfertigkeit an Iduna nicht mehr mit der alten Freundlichkeit dachte, wurde durch die fromme Allianz aufmerksam und mißtrauisch gemacht. Mit ihrer Einwilligung wurden mit einbrechendem Abend förmliche Wachposten unter den Fenstern der Verrathenen aufgestellt und so alle Anstalten getroffen, welche zur Beweisführung dienen konnten, daß Schwester Anna eines ungeheuren Verbrechens schuldig sei, wie die Nonnen mit geheimer Schadenfreude voraussetzten. Ehe daher noch die von Iduna so sehnlich erwartete Stunde erschien, lauerte schon im Garten die Schwester Brigitta, saßen schon zwei andere Schwestern und die Aebtissin an ihren Fenstern und schauten aufmerksamer als Iduna selbst in die Dämmerung hinaus. Unter allen diesen Personen, wel-

che an vorausgesetzte Ankunft eines Weltkindes glaubten, war Iduna die Gläubigste, Angelika die Ungläubigste. Zwar hatte sie den ungestümen Forderungen der boshaften Schwestern, welche selbst Beobachtungen und Verdacht erregende Dinge berichteten, die nie angestellt worden waren, sich nie ereignet hatten, nachgegeben und zur Aufrechthaltung der Klosterzucht alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung einer Profanation ergreifen müssen; allein ihre innere Ueberzeugung widersetzte sich aus allen Kräften dem Argwohn. Sie war zu edlen Gemüths, um nach der Weise der gewöhnlichen Menschen die gute Meinung, welche die Freundschaft festgestellt, sogleich nach einer erlittenen Beleidigung in eine schlechte zu verwandeln, zu mildem Sinnes, um das Schlimmste für die Schwester zu wünschen. Zwar hielt sie Iduna von jeher für einen unreinen Geist, der es noch nicht bis zur Anschauung des Göttlichen im Symbole gebracht, allein sie fand sich demungeachtet zur Achtung der weltlichen Frömmigkeit und Sittsamkeit derselben bemüssigt.

So unglücklich standen die Sachen im Kloster, als Schwester Anna am Fenster durch die helle neue Glastafel hinausblickte und nach den raschen Pulsen die Minuten zählte. Bei dieser Rechnung fand sie sich jedoch zehn Mal betrogen, ehe der Glockenschlag ihren unzuverlässigen Kalkul ein Mal bestätigte; denn in dieser Gemüthsverfassung büßte ihr sonst unbebendes Blut die arithmetische Richtigkeit der Bewegung ein. Noch fehlten volle sechzig Minuten, als sie den erwähnten Schlüssel mit ihrem Schreiben und anderem Papier umwickelt bereit hielt. Jede Viertelstunde steigerte die Pein ihrer Ungeduld und als endlich die letzte schlug, fühlte sie sich matt und erschöpft. Noch dreißig Minuten mußte sie ihren Sinnen vergebliche Gewalt anthun, bis sie endlich ein dunkles Haupt über der Gartenmauer erscheinen und minutenlang in dieser Stellung verharrend umherspähen sah. Stürmisch pochte ihr Herz, als sich die Gestalt verlängerte und vorsichtig herüber-

schwang. Leise, wie ein Schatten, schwebte sie gegen Idunas Fenster hin, von wo sie alsbald durch einen zischenden Laut der Harrenden begrüßt wurde. Jetzt streckte Iduna den Arm weit hinaus und ließ den Schlüssel in die Tiefe fallen. Blitzschnell schoß Yuveno hin, hob ihn auf, und in der nächsten Minute schon war er jenseits der Mauer. Gleichzeitig ließ sich ein schwacher Schrei vernehmen und das Klirren von Idunas schnell verschlossenem Fenster. Todtenstille folgte hierauf. Iduna sank halb ohnmächtig nieder.

Indessen die Unglückliche mit Angst und körperlichem Uebelbefinden kämpfte, wurde es ungewöhnlich laut im Kloster. Man hörte Thüren öffnen und schließen, eilende Schritte und flüsternde Stimmen in beängstigender Abwechslung. Iduna war unfähig, einen Entschluß zu fassen; sie ahnte große Gefahr, fand aber weder Muth, noch Besonnenheit, ihr zu begegnen. Nach Verlauf einer Viertelstunde näherte sich das Geräusch der Thüre von Idunas Zelle und nach wiederholtem Pochen wurde Schwester Anna durch die wohlbekannte Stimme der Priorin ernstlich und laut aufgefordert, im Namen der Aebtissin die Thüre zu öffnen. Zitternd gehorchte die Verzweifelnde und die eintretenden Frauen fanden sie verstört und bleich, verrathen von ihrem Gewissen.

Mit vorwurfsvollen Blicken begleitete die strenge Priorin den Befehl, sogleich mit ihr vor der Aebtissin zu erscheinen; allein Iduna vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, und mußte von den Frauen geführt werden. Die Mutter Doloroſa empfieng sie mit Ernst und Würde, ohne jedoch den Ausdruck tiefen Mitleides zu verbergen. Man meldete ihr nun noch ein Mal in Gegenwart der Schuldigen den verdächtigen Thatbestand. Schwester Brigitta sagte aus, sie habe im Garten sich versteckt gehalten und sei wachsam geblieben für die Ehre des Klosters, während Schwester Anna am Fenster offenbar Jemand zu erwarten schien. Vor einer halben Stunde endlich habe sie einen Mann über die Mauer steigen

und sich vorsichtig dem Fenster der angeklagten Schwester nähern gesehen. Diese habe alsbald das Fenster geöffnet und einen mit Papier umwickelten schweren Körper herabgeworfen. Da derselbe ganz in ihrer Nähe zur Erde gefallen sei, so wäre der fremde Mann so nahe an sie herangekommen, daß sie ihren Schreck nicht zu bemeistern gewußt und laut aufgeschrien habe. Hierauf sei der fremde Mann schleunig entwichen und habe, wie es ihr däuchte, einen bedeutenden Schwefelgeruch hinter sich gelassen.

Nachdem Brigitta ihre Aussage beendigt hatte, begann ein strenges Verhör. Iduna versuchte zu läugnen, allein bei der sorgfältigen Untersuchung ihrer Zelle fanden sich die unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld, Juvenos Brief und das Konzept ihres Antwortschreibens. Angelika erröthete, als sie den gottlosen Inhalt derselben vernahm, und die übrigen Frauen entsetzten sich darob aufs Aeußerste. Da man nun die Unglückliche mit harten Worten zu Rede und Verantwortung stellte, sie des Unglaubens, der Treulosigkeit, Falschheit und der Verbindung mit dem Teufel selbst beschuldigte, wurde sie so entrüstet und verwegen, daß sie der inquirirenden Heuchelei die bittersten Vorwürfe entgegenstellte. Alle Furcht war plötzlich verschwunden, ihre Wangen erglühten im gerechten Zorne, ihre Augen blitzten von einer edlen Begeisterung.

„Wer seid Ihr," rief sie, „daß Ihr mich richten wollt, wer hat Euch ein Recht gegeben über mich? Eure Frömmigkeit ist eitles Trugspiel, Heuchelei und bemäntelte Sünde. Ihr selbst seid gottlos und mit dem Satan im Bunde, denn anders sind Eure Gedanken, anders Eure Worte. Ja ich läugne es nicht, ich strebte nach Befreiung, denn nur die Narrheit vermag sich in der Gesellschaft des heuchelnden Lasters wohl zu befinden. Mich hat der Herr erleuchtet und eine innere Stimme sagt mir, daß ich bisher in der Finsterniß gewandelt. —"

schwang. Leise, wie ein Schatten, schwebte sie gegen Idunas Fenster hin, von wo sie alsbald durch einen zischenden Laut der Harrenden begrüßt wurde. Jetzt streckte Iduna den Arm weit hinaus und ließ den Schlüssel in die Tiefe fallen. Blitzschnell schoß Yuveno hin, hob ihn auf, und in der nächsten Minute schon war er jenseits der Mauer. Gleichzeitig ließ sich ein schwacher Schrei vernehmen und das Klirren von Idunas schnell verschlossenem Fenster. Todtenstille folgte hierauf. Iduna sank halb ohnmächtig nieder.

Indessen die Unglückliche mit Angst und körperlichem Uebelbefinden kämpfte, wurde es ungewöhnlich laut im Kloster. Man hörte Thüren öffnen und schließen, eilende Schritte und flüsternde Stimmen in beängstigender Abwechslung. Iduna war unfähig, einen Entschluß zu fassen; sie ahnte große Gefahr, fand aber weder Muth, noch Besonnenheit, ihr zu begegnen. Nach Verlauf einer Viertelstunde näherte sich das Geräusch der Thüre von Idunas Zelle und nach wiederholtem Pochen wurde Schwester Anna durch die wohlbekannte Stimme der Priorin ernstlich und laut aufgefordert, im Namen der Aebtissin die Thüre zu öffnen. Zitternd gehorchte die Verzweifelnde und die eintretenden Frauen fanden sie verstört und bleich, verrathen von ihrem Gewissen.

Mit vorwurfsvollen Blicken begleitete die strenge Priorin den Befehl, sogleich mit ihr vor der Aebtissin zu erscheinen; allein Iduna vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, und mußte von den Frauen geführt werden. Die Mutter Doloroſa empfieng sie mit Ernst und Würde, ohne jedoch den Ausdruck tiefen Mitleides zu verbergen. Man meldete ihr nun noch ein Mal in Gegenwart der Schuldigen den verdächtigen Thatbestand. Schwester Brigitta sagte aus, sie habe im Garten sich versteckt gehalten und sei wachsam geblieben für die Ehre des Klosters, während Schwester Anna am Fenster offenbar Jemand zu erwarten schien. Vor einer halben Stunde endlich habe sie einen Mann über die Mauer steigen

und sich vorsichtig dem Fenster der angeklagten Schwester nähern gesehen. Diese habe alsbald das Fenster geöffnet und einen mit Papier umwickelten schweren Körper herabgeworfen. Da derselbe ganz in ihrer Nähe zur Erde gefallen sei, so wäre der fremde Mann so nahe an sie herangekommen, daß sie ihren Schreck nicht zu bemeistern gewußt und laut aufgeschrien habe. Hierauf sei der fremde Mann schleunig entwichen und habe, wie es ihr däuchte, einen bedeutenden Schwefelgeruch hinter sich gelassen.

Nachdem Brigitta ihre Aussage beendigt hatte, begann ein strenges Verhör. Iduna versuchte zu läugnen, allein bei der sorgfältigen Untersuchung ihrer Zelle fanden sich die unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld, Juvenos Brief und das Konzept ihres Antwortschreibens. Angelika erröthete, als sie den gottlosen Inhalt derselben vernahm, und die übrigen Frauen entsetzten sich darob aufs Aeußerste. Da man nun die Unglückliche mit harten Worten zu Rede und Verantwortung stellte, sie des Unglaubens, der Treulosigkeit, Falschheit und der Verbindung mit dem Teufel selbst beschuldigte, wurde sie so entrüstet und verwegen, daß sie der inquirirenden Heuchelei die bittersten Vorwürfe entgegenstellte. Alle Furcht war plötzlich verschwunden, ihre Wangen erglühten im gerechten Zorne, ihre Augen blitzten von einer edlen Begeisterung.

„Wer seid Ihr," rief sie, „daß Ihr mich richten wollt, wer hat Euch ein Recht gegeben über mich? Eure Frömmigkeit ist eitles Trugspiel, Heuchelei und bemäntelte Sünde. Ihr selbst seid gottlos und mit dem Satan im Bunde, denn anders sind Eure Gedanken, anders Eure Worte. Ja ich läugne es nicht, ich strebte nach Befreiung, denn nur die Narrheit vermag sich in der Gesellschaft des heuchelnden Lasters wohl zu befinden. Mich hat der Herr erleuchtet und eine innere Stimme sagt mir, daß ich bisher in der Finsterniß gewandelt. —"

„Führt sie hinweg," unterbrach sie die Aebtissin, „reißt ihr den Schleier vom Angesicht; in dem tiefsten Kerker des Klosters erwarte sie den Richterspruch. Sie lästert Gott und hat die Heiligkeit des Klosters entweiht, sie ist unwürdig des Schutzes der heiligen Klara."

Mit unsanfter Gewalt ward sie hinweggeschleppt und in ein finsteres Loch gesperrt, wo sie auf schlechtes Stroh gebettet die strenge Strafe, welche in den Statuten des Ordens auf ihr Verbrechen gesetzt war, erwarten mußte. Vier und zwanzig Stunden ließ man sie hier ohne Speise und Trank schmachten, damit sie, wie man glaubte, reuigen Sinnes werde und sich mit Gott versöhne. Aber eben das Vertrauen auf Gott und das Werkzeug seines Willens, Yuveno, hielt ihre bessere Ueberzeugung aufrecht, ohnedem wäre sie vielleicht neuerdings in Wankelmuth und Aberglauben verfallen; denn des Menschen biegsamer Verstand erkennt gewöhnlich in der Ursache des Leidens eine Schuld. Die größten Qualen bereitete ihr in dieser finsteren Einsamkeit, wo sie den Tag nicht von der Nacht zu unterscheiden vermochte, die weibliche Furcht und die sie unterstützende, ungewöhnlich aufgeregte Phantasie, welche sich stets von Gespenstern umgeben sah. Bald erschien ihr mit zürnendem Antlitz die heilige Klara, bald sah sie feurige Gestalten sie angrinsen, bald glaubte sie das Heulen und Zähnklappen der Hölle zu hören. Gegen alle diese Visionen schützte sie jedoch nüchterne Ueberlegung und das feste Vertrauen auf Yuvenos Klugheit und Entschlossenheit, von der sie Hülfe und Rettung erwartete. Es gewährte ihr Trost, den Schlüssel in seinen Händen und von der Gefahr, in welche sie durch Brigitta gerieth, ihn wenigstens zum Theil unterrichtet zu wissen. Er hatte sie bemerkt und mußte nothwendig auf Verrath schließen. Darauf baute sie ihre Hoffnung.

Nach Verlauf von vier und zwanzig schrecklichen Stunden hörte sie die Thüre des Kerkers aufschließen. Zwei Laien-

schwestern holten sie ab, um sie neuerdings ins Verhör zu führen. Die Aebtissin drang unter Androhung der zeitlichen und ewigen Strafen in sie, alle näheren Umstände ihres Verbrechens zu gestehen und anzugeben, was der abgeschickte Brief noch weiter enthalte. Iduna antwortete mit Fassung, daß sie nichts weiter geschrieben, als was schon in dem Konzepte enthalten und die Art und Weise ihrer wünschenswerthen Befreiung dem großmüthigen Freund bis auf nähere Abrede überlassen habe. Sie weigerte sich hartnäckig, der Zweifelnden nähere Auskunft zu geben, und erzürnte sie durch ihre Verstocktheit dermaßen, daß sie sogleich Befehl zur Vollziehung des bereits über die Schuldige gesprochenen Urtheils ertheilte. Sogleich ergriffen zwei Laienschwestern die Strafbare und führten sie in das Refektorium, wo bereits das Gericht versammelt war. Es bestand aus der Priorin und drei Diskretinen und wurde von der Aebtissin in Person präsidirt. Sie setzte sich, umgeben von den ältesten Frauen, an einen mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch, worauf ein Kruzifix und zwei Leuchter standen. Alle Fenster waren verhängt, das Dämmerlicht des Abends fand keinen Zutritt in dieses Heiligthum der klösterlichen Gerechtigkeit.

Während der feierlichen Vorbereitungen zu ihrer Bestrafung verlor Iduna fast alle Fassung wieder. Ihr Herz pochte ungestüm und ihr Gehirn war von schrecklichen Besorgnissen beunruhigt. Sie glaubte nichts weniger, als ein grausamer Tod harre ihrer, und schrie laut auf, als auf einen gegebenen Wink der Aebtissin die Laienschwestern sich auf sie stürzten und ihr mit ungestümer Hast die Kleider vom Leibe rissen. Nachdem man sie mit Mühe völlig entkleidet hatte, ward ihr befohlen, auf ein schwarzes Tuch hinzuknien, um hundert neun und dreißig Streiche mit frischen Felbenruthen auf den „nackten Fuß“ (worunter in der Klostersprache der ganze untere Theil des Körpers verstanden wird) zu empfangen. Laut

wehklagend fügte sie sich in ihr Schicksal, während die strengen Nonnen mit schreiender Stimme beteten, um sie zu übertäuben. Nachdem sie vierzig Streiche ausgehalten hatte, gönnte man ihr einen Augenblick zur Erholung, welchen sie dazu benutzte, die grausame Aebtissin um Gnade anzuflehen. Neue, stärkere Schläge unterbrachen ihr vergebliches Ansuchen, schon strömte Blut von ihren Lenden und unerträglicher wurde die unmenschliche Qual — da ließ sich der helle Ton einer Glocke vernehmen, welcher sich mit großer Schnelligkeit dem Refektorium näherte. Erbleichend sprangen die Nonnen auf, denn dieß war das Zeichen, daß Männer in das Kloster eingedrungen seien und sich jede Nonne auf ihr Zimmer zu flüchten habe. Im nächsten Augenblick stürzte die Pförtnerin mit der warnenden Glocke herein und meldete, halb athemlos, es seien Räuber durch den Garten in das Kloster eingedrungen und suchten Iduna, man müsse die Sturmglocke läuten, denn das heilige Haus sei in dem Augenblicke hilflos und nur von Frauen besetzt.

Iduna stieß einen Freudenschrei aus und wähnte sich gerettet, allein nach kurzer Berathung ward sie, ungekleidet, wie sie war, auf Befehl der Aebtissin ergriffen und in einen Winkel des Saales geschleppt. Vergeblich strengte sie alle ihre Körperkraft an, sich zu widersetzen, vergebens rief sie um Hilfe, sie wurde niedergerungen und zu einer Fallthüre geschleppt, welche sich auf einen Druck öffnete und die feuchte Kälte eines tiefen Kerkers auf ihre Blößen strömen ließ. Entsetzt prallte sie zurück und kämpfte mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Uebermacht zahlreicher Hände, welche sie hinabzustürzen suchten. Ihr Geschrei der Todesangst beantwortete bereits eine nahe Männerstimme, welche ihren Namen rief, und einen Zoll breiten Raum hatte sie schon erkämpft gegen die Megären, als ihre Kräfte sie verließen. Ohne Widerstand zu leisten, die Augen ohnmächtig schließend, überließ

sie sich nun der Gewalt der Laienschwestern, welche sie eine enge Treppe hinabzwangen, die sie auf ewig von dem Licht der Welt trennen sollte. In dieser höchsten Noth erschien plötzlich Yuvenos hochkräftige Gestalt unter der Thüre des Refektoriums und er rief mit starker Stimme „Iduna!“

„Hier — hier — rette!“ ächzte die Gerufene so leise, daß sie nicht hätte gehört werden können, herrschte nicht eben die tiefste Stille der allgemeinen Ueberraschung. Mit raschen Schritten näherte sich Yuveno der versteinerten Gruppe. Iduna ragte noch mit dem Oberleib über die Fallthüre hinaus, und ließ ihn, gänzlich erschöpft von der fürchterlichen Spannung, auf die Dielen sinken. Ihr Haar war aufgelöst, ihr Gesicht erblaßt, die runden Lenden mit blutigen Striemen bedeckt. Selbst der rauhmüthige Macuff, der Yuveno auf dem Fuß gefolgt war, schien gerührt von diesem Anblick, nur die fanatischen Weiber blickten finster und mit unverhohlenem Grimm auf das ihnen entrissene Opfer. Die Aebtissin selbst, welche zuerst Fassung gewann, trat erzürnt aus dem Kreise der Nonnen hervor und wehrte Yuveno mit befehlenden Geberden ab.

„Flieh, frecher Kirchenräuber,“ rief sie, während eine Laienschwester die Kutte Idunas herbeibrachte und ihre Blößen damit verdeckte zu Macuffs großem Leidwesen. „Flieh von hinnen, oder Dich trifft der Fluch der Kirche. Noch soll es Dir frei stehen, umzukehren und zu bereuen, aber beim nächsten Schritt, den Du vorwärts wagst, trifft dich ewige Verdammniß!“

„Ach, meine wertheste Madam!“ antwortete Macuff lachend, „ich bitt Euch als ein frommer Christ, macht Euch keine Mühe mit diesem verstockten Heiden, Ihr werdet ihn nicht bekehren. Laßt dem Teufel, was des Teufels ist, und seid um Gotteswillen froh, wenn Ihr selbst einen sicheren Platz im Himmel habt. Glaubt mir, ehrwürdige Frau, oder wie Ihr Euch sonst schimpfen lasset, solche wunde Schenkel und Wa-

den, wie ich eben gesehen habe, eignen sich nicht für den Himmel. Es ist der schönste Teufelsbraten, den ich je gesehen."

„Gott erleuchte Euch, Frau Aebtissin," sagte Yuveno, der Macuffs Bemerkungen überhört hatte, „es thut Euch noth. Ich bin ein besonnener, ehrlicher Mann, der nichts von Euch will, als die Auslieferung der Schwester Anna, die sich nach der Welt zurücksehnt. Legt Ihr mir Hindernisse in den Weg, so werde ich sie zu beseitigen wissen und mich, wie bisher, weder um die Flüche, noch um die Segnungen wahnsinniger Weiber bekümmern."

Nach diesen kalten Worten drängte er die Zürnende zurück und bemächtigte sich, ohne weiteren Widerstand zu finden, der Person Idunas. Kaum vermochte er sie in dem Zustande zu erkennen. Ihre Augen waren völlig geschlossen. Während er die unglückliche Freundin aufhob und fortzutragen versuchte, rief Angelika mit aller Kraft ihrer Stimme:

„Auf, läutet die Sturmglocke, verschließt alle Zugänge, ruft nach Hilfe!"

Schnell eilten die gehorsamen Schwestern zur Thüre, allein Macuff stellte sich, nachdem Yuveno mit seiner theuren Last den Saal verlassen hatte, mit weit ausgespreizten Füßen vor die Thüre hin, zog ein Pistol und drohte unter wilden unzüchtigen Scherzreden die erste niederzuschießen, welche es wagen würde, um Hilfe zu schreien. Dann erkundigte er sich höflich bei der ehrwürdigen Versammlung, ob etwa noch eine andere wohlgebildete Dame geneigt sei, von der Gelegenheit zur Flucht Gebrauch zu machen, und erbot sich für diesen Fall zu allen erforderlichen Dienstleistungen, welche eine entführte Braut Christi von ihrem Entführer erwarten könne. Da jedoch sein Vorschlag keinen Beifall fand und von der einzig Wohlgebildeten unter den anwesenden Frauen, welche vor einem Kruzifix kniete, überhört wurde, fand er es für gut, gleich, nachdem der helle Ton einer Pfeife ihn versichert

hatte, daß ſich Yuveno bereits in Sicherheit befinde, ein nahe ſtehendes ſilbernes Rauchfaß, und Abſchied zu nehmen. Mit einem Bückling empfahl er ſich dem gemeinſamen Wohlwollen der frommen Verſammlung, bat ſie, ihn in ihr Gebet einzuſchließen, und ehe noch eine der geängſtigten Frauen es wagte hinauszutreten, war auch er in Sicherheit und im Gefolge Yuvenos.

5.

„Tochter, mir ist wie — Sterben," stammelte erbleichend die Herzogin, indem sie die Finger auf die Schultern Amandas legte, und in der That war ihre Furcht gerecht, denn schon näherte sich ihr die Stunde der Auflösung. Der letzte Auftritt mit ihrem beklagenswerthen Sohn hatte ihre Lebenskraft gewaltig erschüttert, ein heftiger Blutsturz Arterien zersprengt. Wenige Wochen schmachtete sie in verzehrendem Gram dahin, dann äußerten sich plötzlich die gefährlichen Symptome, welche die Vorboten des nahen Todes sind. So eben war wieder eines derselben eingetreten und hatte die nimmer Lebensmüde zu dem verzweifelnden Ausruf veranlaßt. Sie saß aufrecht auf ihrem Krankenlager und horchte aufmerksam auf ihren unnatürlichen Pulsschlag, der heftiger als je zu toben anfing.

„Sterben," fuhr sie fort, nachdem sich die Wallung wieder gelegt, „sterben! — das ist ein grausames, schreckliches Wort, das ich mit Grauen aus meinem eigenen Munde vernehme. Lange schlummerte in mir das dunkle Bewußtsein des Todes, aber ich habe mich immer gescheut, es auszusprechen — nun, da mich eine innere Stimme dazu zwingt, klingt mein eignes Wort mir wie ein Ruf aus dem Grabe. Vom Anbeginn meiner Krankheit habe ich mich stets überredet, daß sie nicht tödtlich werden könne, habe ich es sorgsam

vermieden, an das nothwendige Ende derselben zu denken. Ich hoffte immer, der Tod werde mich überraschen, ohne daß ich ihn ahnte; ich habe stets meine Augen mit Gewalt nach dem Leben gewendet, um ihn nicht kommen zu sehen. Ach, das war ein vergeblicher Selbstbetrug, ich fühle es, dieser schreckliche Bote aus der jenseitigen Welt läßt sich nicht ignoriren, kündigt sich so gewaltsam an, daß man sich gegen ihn wenden, ihn begrüßen muß mit verzweifelten Blicken, ehe er sich erbarmt und würgt. O die Natur ist eine grausame Henkerin, sie ist wie die irdische Gerechtigkeit, der es nicht genug ist, daß der Verurtheilte sterbe — nein er muß auch des Todes Angst empfinden.

„Beste Frau," tröstete Amanda mit Thränen im Auge, „gewiß, Ihr irrt Euch, Eure Zufälle sind vorübergehend, Ihr werdet noch lange leben. Verbannet die düsteren Todesgedanken."

„Meinst Du, gute, unglückliche Tochter, glaubst Du gewiß, daß ich noch leben könne? Ach, ich lebte noch so gerne — ach, nur ein Jahr noch — nur um Dich endlich wieder zu vereinigen mit meinem Sohn. Laßt mich leben, Kinder, verstoßt mich nicht, ach ein einzig Wesen braucht so wenig Raum, o gönnet ihn mir unter euch, damit ich noch länger Eure Freuden und Leiden genieße. Selbst ein schmerzliches Leben ist noch süßer wie der Tod; leiden will ich gerne, nur leben, leben. Laßt es in der höchsten Qual sein, nur laßt mich empfinden, fühl ich nur mein Herz, hör ich nur meine Stimme, nur wissen laßt mich, daß ich bin. Gräßlicher ist keine Pein, als diese Nichtpein des Todes, dieß grauenvolle sich Nichtempfinden, Nichtwissen, daß man ist. Das allein ists, was mich schreckt, nicht die Qual des Sterbens. Körper zu sein und nicht zu leben, nicht zu fühlen, Seele zu sein und nicht zu denken, nicht zu wissen, zerfallen in zwei oder mehre Theile, wovon der eine hier, der andere dorthin fällt durch das Gewicht, oder schweben leichter als die Luft, um überall

zu vergehen in dem sich selbst ewig verzehrenden Leben — o das ist entsetzlich. Warum ganz aufhören? ist nicht noch ein Theil meines Selbst gut zum Leben? warum muß auch er, der unschuldige, gesunde, in dem allgemeinen Ruin meines Wesens zu Grunde gehn? Zerreißet mich, trennet meine Glieder vom Körper, zerfleischet meine Muskeln, zerbrechet meine Knochen, nur laßt mich fortleben in dem kleinsten Theil meines Wesens. — Wenn ich an den Tod denke, da kömmt es mir vor, als wäre es unmöglich, von selbst zu sterben, als wolltet Ihr, meine Kinder, Ihr Jüngeren, die Abgemattete, Kalte, Lästige, nicht mehr unter Euch dulden, als mißgönntet Ihr mir die Spanne Raum, die Früchte der Erde, den Anblick der Sonne, und schlüget mich todt, wie in jener wilden Völkerschaft die Kinder alle Greise tödten, wenn sie alt geworden sind, um sie zu verzehren. O habt Mitleid mit mir, tödtet mich nicht, gönnet mir nur einen elenden Winkel auf der Erde und die Abfälle Eurer Mahlzeit, und ich will Euch segnen, weil Ihr mir das Leben schenket. — Amanda, theure Tochter, ich bitte Dich, sage mir noch ein Mal, ich werde leben."

„Gewiß, gewiß, Ihr werdet," schluchzte Amanda mit einem geheimen Blick nach oben.

„— ha, bin ich nicht ein thörichtes, kindisches Weib," fuhr die Kranke tief aufathmend fort, „daß ich mich täuschen lasse mit Trostsprüchen, daß ich bei der Gewißheit des Todes dennoch nach dem Trugschimmer einer erkünstelten Hoffnung hasche, als wäre er wirkliches Leben. Habe ich nicht selbst Sterbende einst so getröstet wie Du, habe ich ihnen nicht selbst Hoffnungen vorgelogen, welche ich selbst nicht empfand? Ich lese es an Deiner Stirne, Amanda, Du glaubst nicht, was Du sprichst, wie soll ich es glauben, da ich den Tod in mir verspüre. So deutlich ist seine Stimme, so groß die innere Gewißheit, daß selbst der Verurtheilte nicht sicherer seinen Tod weiß, wie ich. Er kann noch bauen auf den Zufall, hoffen

auf Begnadigung, aber unerbittlich ist das Urtheil der Natur, unabhängig von aller Zufälligkeit. Ich muß sterben, Amanda, ich muß, ich muß!"

„Wenn Eure Zeit gekommen, mütterliche Freundin, doch jetzt noch nicht, da wir Eurer Liebe bedürfen, jetzt nicht, da Ihr Euch nicht glücklich fühlt."

„Sie ist gekommen, meine Zeit, der Tod schert sich nicht um die kleinen Händel der Menschen, rafft sie aus allen Verhältnissen hinweg. Es ist ein Fluch der Natur, der auf dem Menschen liegt, daß er wissen muß, er werde aufhören, daß er sogar seine Lebensdauer aus gegebenen Umständen und Erfahrungen ziemlich genau berechnen kann — dieß unglückliche Wissen macht ihn zur elendesten Kreatur auf dem Erdboden, denn dadurch ist sein Leben nichts als ein Sterben. Schon das Kind empfindet die Todesangst, die sich immer vermehrt, bis zu dem endlichen Augenblick. Der irdische Weg ist nur eine erbärmliche Galgenfrist, der Weg vom Gefängniß zum Richtplatz, bestreut mit Mühsal, Kummer und Gewissenspein. Wo sind die Vorzüge, die der Mensch vor anderen Geschöpfen genießt? woran erkennt er das größere Wohlbefinden, jene erträumte Glückseligkeit, welche aus diesen Vorzügen erwachsen soll? Wenn ich jetzt von dem letzten Meilenstein meines Passionsweges zurückschaue auf mein verlebtes Leben, so will es mich bedünken, daß Alles Trug und Täuschung gewesen ist, daß wir nicht besser sind, als das kriechende ekle Gewürm, welches unser stolzer Fuß zertritt. Was hätten wir auch voraus? Die größere Geisteskraft, die gottähnliche Seele, die erlogene Vernunft? Was schafft uns diese als unsägliche Pein, was genießt jene als den Schmerz des Selbstbewußtseins? Unsere Vernunft hat in den Jahrtausendleben der Menschheit nichts Wichtiges erforscht, das unsere Gottabkunft beurkundete. Wir haben den irdischen Kreis nicht durchbrechen können, wir bewegen uns mit Geist und Körper eben so in den Schranken unserer Natur, wie die Thiere und unor-

ganischen Wesen, welche keine andere Bewegung haben, als die des Gewichts. Daß wir erforscht haben, außer unserem Planeten gebe es noch andere Welten, alles Irdische sei vergänglich, alle Geschöpfe müssen einem bestimmten Naturgesetz gehorchen, hat unser Unglück nur vermehrt und den forschenden Geistern keine Freude gebracht; denn sind nicht jene schönen Welten uns unerreichbar, wird unser Leben nicht verbittert durch den Gedanken an den Tod, wird unsere Seele nicht entmuthigt durch Erkenntniß ihrer Schranken? Daß wir unsere Welt und unseren Kreis kennen und ermessen, macht uns nicht glücklicher, als den kranken Arzt die Kenntniß seiner tödtlichen Krankheit — er ist elender als sein unwissender Patient, der nur in dem letzten Augenblick die Nähe des Todes fühlt. Wir sind nicht glücklicher, als die unvernünftigen Thiere — ja sie sind glücklicher als wir, denn sie kennen kein anderes Leiden, als die von den Elementen über sie verhängt werden, sie kennen keinen anderen Kummer, als den des Hungers und des Geschlechtstriebs, sie fühlen nicht Anderer Leid, sie werden nicht von unseren unglücklichen Leidenschaften gequält, sie kennen nicht die Pein des Zweifels, der Ehrsucht, des Neides, des Mitleids, der Reue, der Verzweiflung. Oder ist es die in der Regel größere Lebensdauer, welche uns beglückt? O nein, die Zeit ist, wie der Raum, jedem Geschöpf verhältnißmäßig zugetheilt, und nur verhältnißmäßig ist unser Genuß größer. Die kleine Dauer der Eintagsfliege umschließt alle jene Stadien des Lebens, zu welchen wir ein halbes Jahrhundert brauchen, und eine Stunde ist ihr mehr als uns ein Jahr. Wäre der Elephant glücklicher als die Mücke, weil er mehr Luft, Raum, Nahrung und Zeit bedarf zu den Funktionen seines Lebens, weil er ungeheure Massen verschlingen muß, um sich zu sättigen, während die kleine Kreatur denselben Zweck durch Genuß des hundertsten Theils eines Tropfens erreicht? Der Maßstab der Zeit und des Raums ist nur ein individueller in der Natur, und an und für sich ist

Zeit und Raum nur dieselbe ungeheure untheilbare Einheit — die Ewigkeit. Nur der Mensch wagt es, seinen Maßstab an alle Dinge zu legen, um sich größer zu finden, und sieht Alles durch das Vergrößerungsglas seiner Selbstsucht.“

„Grübelt nicht, theure Frau,“ ermahnte Amanda die Kranke, „gönnt Eurem Körper lieber Ruhe, statt daß Ihr ihn und die Seele ermattet.“

„Laß mich, theure Tochter,“ fuhr die Herzogin fort, „auch das ist ein Symptom meines nahen Todes, daß sich plötzlich mein Geist gewaltig rührt, nachdem er ein ganzes Leben verschlafen. Ich habe es bisher nicht geliebt, das nutzlose Denken und Grübeln; aber jetzt, da mir das Irdische entschwindet, finde ich den letzten Lebensgenuß in Uebung einer Kraft, die bis auf den letzten Augenblick dem Menschen bleibt. Was habe ich noch am Leben sonst? — was mich gefreut bisher, freut mich nicht mehr, was ich genossen vordem, ist mir jetzt ungenießbar. Mein Gaumen hat den Geschmack, mein Auge die Sehkraft, mein Ohr das Gehör halb verloren, und was ich noch schmecke, sehe und rieche ist Bitterkeit, Finsterniß, Mißlaut. Laß mich denken und sprechen, so lang ich es vermag, die kurze Frist entschwinde mir nicht ungenützt. Schwerlich ohnehin ist mir noch so viel Leben vergönnt, um alle meine Zweifel und Gedanken auszuleeren in Dein liebendes Gedächtniß. Mir ist, als ob mich das Licht einer anderen Welt erleuchtete. Nie kannt' ich jene Gedanken und Empfindungen, die jetzt auf mich eindringen. Was ich geglaubt ein ganzes Leben lang, löst sich in wunderbare — Zweifel mag ich nicht sagen — in reine Flammenblicke der ewigen Wahrheit auf. Hast Du nie gehört von den Wundermenschen, die sterbend in eine geistige Verzuckung geriethen, die den Himmel offen sahen und die Gesänge der Engel vernahmen? So ist mir, aber ich sehe keinen Himmel offen und höre keine Engel singen, sehe nur ein blendendes Lichtmeer, das mich betäubt, höre nur ein verworrenes Getös, das meinen Sinnen

nicht erfaßlich iſt. Höre, Amanda, aber kein ſterbliches Ohr vernehme es außer Dir, es taucht ein gewaltiger Gedanke in mir auf, der ſchreit mir zu, unſer ſchöner Traum von dem beſſeren Jenſeits, von Himmel und Hölle, Gott und Engeln, Teufeln und Verdammten, ſei nichts als eine böſe Lüge!"

„Um Gottes willen, Herzogin, laßt Euch nicht verſuchen, raubt Euch nicht den letzten Troſt der Sterblichen, wendet Eure bekümmerte Seele nicht vom Glauben ab," rief Amanda, ſie umarmend.

„Sei ruhig, Amanda," verſetzte die Kranke, „nicht von dem Troſt des Glaubens, nur von ſeinen Qualen will ich mich befreien. Könnte ſie mich tröſten, dieſe ſchaudervolle Fabel von den ewigen Qualen der Verdammten, ich würde ſie zu glauben ſuchen, bis ich ſcheide von hier. Würde ich glauben, ich müßte verzweifeln, jetzt am Abend meines Lebens meine Kinder elend, all mein Thun und Laſſen von Unglück gefolgt zu wiſſen; ich müßte in dem Elend, welches ein ganzes Land entkräftet, dem Kummer vieler Tauſende, dem mörderiſchen Blutvergießen eines Krieges, das Unglück meines eigenen Bluts, die Wirkſamkeit eines Fluchs erkennen, der auf einer einzigen That laſtet, deren Bewußtſein mir noch dießſeits den Vorgeſchmack der Höllenqualen bereiten ſollte. Nein, nein, es giebt keinen Richter nach dem Tode, die Sünde der Unvernunft ſtraft ſich im Leben ſelbſt, das Jenſeits iſt keine andere Welt. Wir hören auf zu ſein und unſer Weſen verſchlingt ein neues Leben. Sehen wir denn nicht unſere Körper vergehen, zerfallen, verweſen? ſehen wir nicht mit lebendigen Augen den immer wiederholten Prozeß der Natur, der Leben aus dem Tode ſchafft, zerſetzt und bildet? Wir ſehen und wollen nicht ſehen, das iſt die Verſtocktheit der Geiſtesblindheit. Würden wir nach dem Tode gerichtet, warum ließe Gott den Leib, der allein geſündigt, verfaulen, da doch er allein zur Verantwortung gezogen werden kann, denn der Geiſt kann nicht ſündigen, nicht fehlen, und iſt er des Leibes

entbunden, so verfliegt sein Wesen in Reinheit. Ist es nicht immer und immer der Leib, der sündigt und irrt, der stärker ist als unser Geist und ihn stets überwältigt? Vermag der Geist wohl die Gesetze des physischen Lebens zu beherrschen, vermag er Hunger, Durst, Begierde, Schmerz und Lust zu unterdrücken? vermag er es nicht, was ist dann seine Herrschaft über den Körper? Empfängt der Geist nicht alle seine Ideen und Eindrücke durch den Körper; kann er ihm Bewegung gebieten, wenn er ermattet, kann er ihm Freude gebieten, wenn er krank ist? Und warum soll denn der willenlose Knecht büßen, was der Herr gesündigt; warum soll er einst in unnennbaren Qualen vergehen, weil der Leib in Wonne geschwelgt? Nein, nein, es giebt keine ewigen Strafen, oder die Welt ist ein Gebäude der Unvernunft."

„Ach, versucht doch zu beten," bat Amanda, entsetzt über diese Reden, „der Himmel wird Eure Seele stärken und sie mit der Hoffnung ewiger Freuden erfüllen."

Bedenklich schüttelte die Kranke das Haupt und schwieg, aufmerksam harrend auf ein neues Symptom der herannahenden Todeskrise! Sie schien ihre Empfindungen mit der Kennermiene eines Arztes zu prüfen, und erkannte sie wahrscheinlich nach einer langen Pause für Vorboten des Todes. Sobald sie sich dessen versichert hatte, verfiel sie in ein geheimnißvolles Sinnen, während dessen sie der Königin zuwinkte, sie nicht zu stören, und bat endlich mit gänzlich veränderter Stimme, um schleunige Herbeirufung ihrer Tochter, der Aebtissin. Nach Alexis begehrte sie nicht, denn dieser hatte seit jener traurigen Szene ihr Krankenlager vermieden, um sich keiner neuen Gemüthsstörung auszusetzen, und so die Kranke empfindlich beleidigt. Insgeheim aber hoffte sie doch, er würde auf die Kunde von ihrem schlimmeren Befinden von selbst herbeikommen und den letzten Segen der gekränkten Mutter empfangen.

Einige Stunden vergingen, ehe Angelika erschien. In

diesem Zwischenraume versuchten die Aerzte ihre Kunst in Aderlässen, Vesikatoren und anderen künstlichen Leiden, welchen die Kranken in der Regel noch kurz vor ihrem Tode ausgesetzt werden. Auch kam der Pater Pius, jedoch nicht im Priesterornat, sondern als trostreicher Hausfreund, um der Leidenden Muth und Vertrauen auf Gott einzusprechen. Sie hörte lächelnd seine längst bekannten Gemeinsätze an und dankte ihm herzlich für seinen geistlichen Beistand — allein ohne Trost daraus zu schöpfen.

Angelika erschien mit der frommen Geberde einer Gottgeweihten, welche sich von der Erde abgewandt hat und den Tod als wünschenswerthe Erlösung betrachtet, allein beim Anblick der verwelkten, todtkranken Mutter fühlte sie sich im Innersten erschüttert. Es war ihr nicht länger möglich, heilige Fassung zu heucheln, weinend eilte sie ans Lager der Kranken und bedeckte ihre Hände mit Thränen und Küssen. In dem Augenblicke mußte sie es erfahren, wie die Weisheit und Schwärmerei, sei sie noch so stark, dennoch in solchen Momenten der Wirklichkeit unterliegen müsse, wenn nicht alles Gefühl erstorben ist in der Brust. Immer bleibt der Anblick eines sterbenden Menschen das schrecklichste Schauspiel, wie der Tod selbst das Schrecklichste ist für den Menschen. Phantasten nur und Komödianten affektiren eine Todesverachtung, die ein so gräßliches Gefühl ist, wie die Todesfurcht selbst, deren sich der stärkste Geist nicht erwehrt. Mag es Einigen gelingen, furchtlos zu scheinen, so wird es doch nur ein eben so starkes Schmerzgefühl sein, welches das natürliche maskirt, und die eigene Brust wird um so mehr darunter leiden, da es unnatürlich und künstlich herbeigeführt ist. Beim Helden ist es die schäumende Wuth, beim Verrutheilten die Alles erlahmende Apathie, beim Schwärmer Wahnsinn.

Angelika trachtete, wie wir wissen, seit zehn Jahren nach dem Tod, der sie einführen sollte zu den himmlischen

Freuden, aber sie hatte ihn nie so in der Nähe erblickt, nie seine Hand über ein theures Haupt ausgestreckt, wie jetzt. Zitternd sah sie, wie er sich kund gab in eingefallenen Wangen, hohlen Augen, abgespannten Zügen, konvulsivischen Bewegungen, und dem unerträglichsten aller Symptome — in den verglasten stieren Augen, die keinen Seelenglanz mehr strahlen, in denen sich keine Empfindung mehr abspiegelt. Als sie endlich eine kalte feuchte Knochenhand krampfhaft zuckend faßte und die Kranke mit dem gespenstigen schrecklichen Antlitz sich steif und langsam aufrichtete, die Tochter zu begrüßen, da bebte sie entsetzt zurück, denn es war nicht der sanfte, Ruhe bringende Genius Tod, der sie anblickte mit dem Auge, sondern ein wildes fratzenhaftes Phantom, das nichts verhieß als das Gräßlichste: Zerstörung!

„Nich wahr," sagte die Kranke, die den Eindruck wohl bemerkt hatte, „nicht wahr, Du findest mich sehr verändert, meine Schönheit — ha — laßt doch sehen, gebt mir einen Spiegel, ob ich mich selbst erkenne. Ihr zaudert? — doch ja, ihr habt Recht, es würde mich kränken, mich so entstellt zu finden. Kann ich doch schon mit den Händen meine Häßlichkeit greifen. Wenn man mich einschlagen wird in ein Leichentuch und hinlegen auf ein hohes Gerüste, umgeben von zahllosen, übelriechenden Kerzen, mit gemalten Wangen, hu — da wird kein alter Freund in der häßlichen Leiche die weiland schöne Fürstin Ennert erkennen. Die Väter, welche es wissen, daß ich es war, werden ihre blühenden Töchter hinführen und sprechen: „seht hier das schönste Weib ihrer Zeit im ganzen Lande, seht, wie alles Irdische vergänglich ist." O ich bitt' euch, Kinder, laßt mich den Leuten nicht sehen, bedeckt mein Angesicht und meine Hände mit einem weißen Tuch, sonst glauben die Kinder nicht, was ich gewesen. Versprecht mir das, schwört mir es zu!"

Angelika und die Königin gelobten zu thun, wie sie befahl.

„Hab' ich euch nun ertappt!" schrie die Herzogin plötz-

lich heftig ergriffen, „ihr gelobt es mir zu thun, also glaubt ihr an meinen Tod? — Ja, ja, ihr glaubt daran. O ihr seid falsche, lügnerische Weiber — noch vor Kurzem sprachet ihr mir Hoffnung ein und nun schwört ihr, meine Leiche — Leiche — zu verhüllen. Ja, ihr wißt, wünscht es, daß ich sterbe — so ists —"

„Nein, nein!" schluchzten die gepeinigten Frauen; „zerreißt nicht grausam mein Herz mit ungerechter Beschuldigung," flehte Angelika, „mein Leben für das Eure," betheuerte Amanda. Also bemühten sie sich beide auf verschiedene Weise, die Kranke zu beruhigen, aber diese hatte der Gedanke an die Gewißheit ihres Todes so furchtbar ergriffen, daß sie einen neuen Anfall von langdauernder Ohnmacht bekam.

„Wunderbare Eigenheit des menschlichen Gemüths," bemerkte der Arzt, indem er ihr mit Hirschhorngeist zu Hilfe eilte, „jeder Sterbende spricht von seinem Tod, aber er kann es nicht ertragen, aus fremdem Mund die Bestätigung seiner Furcht zu vernehmen. Ließe sich" — setzte er leise für sich hinzu —" nicht so mancher tausendjährige Wahn aus der Abhängigkeit des menschlichen Geistes von fremdem Urtheil erklären? In der That, wer kann es besser wissen, als die Kranke selbst, daß sie sterben muß, und doch glaubt sie es nicht eher ganz, als bis sie eine fremde Autorität dessen versichert. So ist das ganze Geschlecht. Man braucht ihnen nur zu sagen, es sei das, was sie wünschen, und sie glauben es; man darf ihnen nur als ausgemacht androhen, was sie fürchten, und sie werden vom panischen Schreck ergriffen. So werden und bleiben sie allezeit die erbärmlichsten Werkzeuge und das Spielwerk größerer Geister."

Während sich der kaltsinnige Arzt mit solchen Betrachtungen die Zeit kürzte und an den Leiden der Kranken keinen anderen Antheil nahm als den seiner Forschbegier, welcher er überall freien Raum ließ, erholte sich die Kranke wieder und

zwar zu seiner innigen Freude in derselben Minute, welche er vorausgesagt, als den Moment ihres Erwachens. Der Vorfall, dem sie die Ohnmacht dankte, war bereits wieder ihrem Gedächtniß entschwunden; sie betrachtete ihre schluchzende Tochter mit zärtlichen Blicken. Als fürchtete sie eine kostbare Minute nutzlos zu verlieren, winkte sie allen Anwesenden, außer Angelika, die Bitte zu, das Zimmer auf einige Zeit zu verlassen. Nachdem der Arzt sie ermahnt hatte, so wenig als möglich zu sprechen — widrigenfalls ihr ein böser Fall begegnen könne (er meinte den Tod) — gehorchte man ihren Wünschen und ließ sie mit Angelika allein.

„Geliebte Tochter —" nahm die Herzogin das Wort, nachdem sie lange gesonnen hatte über die schicklichste Weise, ihre geheimnißvolle Eröffnung vorzubringen, „Du weißt, wir sind alle schwache, fehlbare Menschen, die den Irrthümern unterliegen — Du bist eine Braut des Himmels — allein das wird Dich nicht abhalten — die Schwachheiten — Deiner Mutter mild zu beurtheilen. Leicht könnte ich mich mit Vernunftgründen rechtfertigen, allein ich bin nicht gesonnen, meine letzten Augenblicke dazu anzuwenden, um Dich aus Selbstliebe in Deinem Glauben wankend zu machen. Auch wenn Du in mir eine große Sünderin erkennst — wirst Du die Mutter nicht schmähen und beten für sie, obgleich ich an der Wirksamkeit des Gebets selbst zweifle. — Gewiß, Du wirst das Andenken Deiner Mutter segnen —"

„Ach, was könnt Ihr mir zu sagen haben," versetzte Angelika, „das solcher beschämenden Einleitung und Entschuldigung bedürfte. Aus dieser Welt geht keine Seele, ohne mit Schuld belastet zu sein, und wäre es die Eure noch so sehr, die fromme Tochter würde sich nicht vermessen, Euch zu richten."

„Ja, Du bist eine gute, fromme Tochter," erwiederte die Kranke, „ich habe Dich immer hochgeachtet und fast — gefürchtet. Darum wird es mir unsäglich schwer, Dir ein Geständniß abzulegen, das mich in Deinen Augen um so mehr

herabwürdigen muß, da es Dir scheinen muß, das Unglück unseres Hauses sei durch mich verschuldet. Nicht für Dich war dieß Geständniß bestimmt, sondern für meinen geliebten unglücklichen Sohn Alexis, allein er meidet die Zimmer der Kranken, das Lager seiner sterbenden Mutter. O das hätte ich nie gedacht, daß ich würde scheiden müssen, ohne von ihm Abschied zu nehmen, daß er einst mit liebloser Gleichgültigkeit es hören würde — wie ich todtkrank und nach ihm sehnsüchtig sei. Doch ich verzeihe ihm — — höre denn."

Wiederholt versuchte sie nun die Erzählung vergangener Begebenheiten, allein diese Erinnerungen ergriffen sie selbst so stark, daß sie lange keine Worte fand. Auch sträubten sich Scham, Eitelkeit und Stolz gegen die Eröffnung eines Geheimnisses, das sie ein ganzes Leben lang zu verschweigen gewußt. Endlich aber faßte sie sich und erzählte mit leiser Stimme Folgendes:

„Du kennst den Widerwillen, welchen ich von jeher hatte von meinem Gemahl, den seligen Herzog, zu sprechen, aber Du kennst seinen Grund nicht. Selten sprach ich von den Zeiten meines ehlichen Lebens, und ward ich daran unwillkürlich erinnert, so mochte Dir meine üble Laune nicht entgangen sein. Leider muß ich ihn im Grabe noch anklagen, daß er kein zärtlicher Gemahl gewesen, denn meine eigene Schuld wäre im widrigen Fall ungleich größer. Leichtsinnig, jung und thöricht, wie ich war, schloß ich mit ihm, ohne mich lange zu besinnen, den verhängnißvollen Bund, obgleich ich ihm abgeneigt war und alle seine üblen Eigenschaften vorher kannte. Der Glanz seines Ranges verführte mich, ihn zu theilen schien mir ein beneidenswerthes Loos. Zudem glaubte ich frei über mein Herz gebieten zu können, denn, obgleich umschwärmt von zahllosen Anbetern, war es noch frei und ungerührt geblieben. Erst nach Deiner Geburt fühlte ich in meiner Brust eine peinliche Leere, welche die Mutterliebe allein nicht auszufüllen vermochte. Mein Gemahl wurde in Folge eines aus-

schweifenden Lebens krank und siech, und während ich, das junge, liebenswürdige Weib, nach Liebe schmachtete, wurde mir von ihm nichts zu Theil als die Ausbrüche seiner Hypochondrie und eine unwürdige, verletzende Behandlung. Damals besuchte Fürst Portius, ein junger Fürst, der mit den schönsten Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet war, unser Haus, sah meine Verlassenheit, fühlte mein Unglück und versuchte es mit dem besten Erfolg mich zu trösten. Sein Umgang wurde mir bald Bedürfniß, welches er nie verabsäumte zu stillen. Unbelauschte einsame Stunden und eine von ihm mit süßer Beredsamkeit gepredigte frivole Philosophie überwanden meine Tugendstrenge — wir gewährten uns gegenseitig alle, selbst die geheimsten Wünsche. Alexis, mein geliebter Sohn, Alexis war die Frucht dieser verbotenen Liebe. Er ist sein vollendetes Ebenbild an Leib und Seele. Niemand ahnte das geheime Verständniß mit dem schönen Fürsten und Alexis galt für das rechtmäßige Kind des Herzogs. Nur ich, die Mutter, erkannte die Wahrzeichen seiner Abkunft, nur Portius war Mitwisser. Unser Verhältniß dauerte fort, bis ein Unglück, welches meinen Geliebten betraf, ihn von meiner Seite riß. Du kennst die Geschichte seiner Verschwörung und seines unglücklichen — fingirten Todes."

„Ich war nicht sobald von der Gefahr unterrichtet, welche ihn bedrohte, als ich meinen Gemahl, der ein vertrauter Freund des Königs war, über alle geheimen Absichten seiner Feinde auszuforschen suchte. Ich erfuhr durch ihn, daß man den Geliebten insgeheim in seinem Kerker wolle hinrichten lassen, daß man bereits zwei Mörder gedungen, das schreckliche Urtheil zu vollziehen. Ich fand Mittel, den gefangenen Fürsten von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten und einen der Mörder — Macuff hieß er — zu bestechen — der andere war ein Knecht des Scharfrichters, den Macuff nicht wagte ins Vertrauen zu ziehen. Dennoch versprach er, den

Fürsten zu retten und sein eigenes Leben für ihn zu wagen. In Gesellschaft des Büttels verfügte er sich um Mitternacht in den Kerker des Fürsten, der sie wachend erwartete und bereits von den Absichten zu seiner Befreiung unterrichtet war. Beide fielen nun über den Büttel her und überwältigten ihn ohne Mühe, da er sich keines Angriffs versehen hatte. Nachdem sie ihn erwürgt hatten, wechselte der Fürst mit dem Leichnam des Ermordeten die Kleider und floh aus dem Kerker und dem Lande. Das Gerücht von seinem Tod begünstigte seine Flucht, denn der Kerkermeister, der allein den Ermordeten erkannt hatte, schwieg aus Furcht vor der Rache des Königs, die sich, wie er wohl wußte, zuerst auf ihn, den Unvorsichtigen, erstrecken würde. Bald erreichte der Flüchtling die Küste des Meeres — und war gerettet."

„Nachdem Portius sich rastlos in fremden Ländern umher getrieben hatte, fiel er den Korsaren in die Hände, welche ihn fürchterlich verstümmelten und seinen alten Bekannten gänzlich unkenntlich machten. Lange trug er schimpfliche Sklavenketten, Leiden aller Art entstellten seinen Körper. Endlich befreite ihn seine List aus der unwürdigen Lage — Sehnsucht nach der Geliebten und geheime Pläne trieben ihn in sein Vaterland zurück, wo Niemand in dem fremdsprechenden, niedrigen Lakai — Samboro den längst verschollenen Portius vermuthete, als ich, die seinem Herzen unvergeßlich geblieben war. Ich nahm ihn in meine Dienste — um die Welt zu täuschen und doch des theuren unglücklichen Freundes nicht zu entbehren, ja ich vermochte ihn, um allen Argwohn abzulenken, sich zu vermählen."

Alle diese wichtigen Begebenheiten erzählte die Kranke der erschrockenen Tochter mit einer Hast, zu welcher sie die Besorgniß bestimmte, der Tod möchte sie überraschen, ehe sie vollendet. Jetzt erst gönnte sie sich einige Ruhe, indem sie das mühsam erhobene Haupt zurück sinken ließ und leise bebend die blauen Lippen bewegte. Angelika lag stumm auf

den Knieen und wagte es nicht, ihr in Thränen schwimmendes Antlitz zu zeigen, fürchtend, der matte Blick der Mutter werde in ihr den Abscheu vor der Sünde lesen, der sie ergriffen hatte.

„Glaubst Du," fuhr plötzlich die Kranke auf aus ihren Zweifeln, die sie mitten im Gebet wieder gestört hatten, „glaubst Du an die ewige Verdammniß und hat Dein heiliger Beruf Deine Seele beruhigt? Bist Du glücklich in Deinem Glauben an Gott und die Hölle?"

„Mutter, Mutter!" schluchzte Angelika schaudernd, „Ihr fragt vermessen?"

„Vermessen? Nein," antwortete diese, „nur gerecht ist mein Bedenken. Hat nicht der Glaube Dich elend gemacht, meine Tochter, hat nicht die Verzweiflung Dich erschöpft, martert nicht selbst in der Todesstunde mich eben jener Glaube, der Tröstung gewähren soll und nur Qual gewährt?"

„Nicht der Glaube martert Euch, Mutter," sprach Angelika mit Begeisterung, „sondern der Zweifel, womit Euch die Hölle versucht. Verbannet ihn; glaubet und Ihr werdet himmlische Beruhigung empfinden. Ist nicht die wunderbare Fügung unseres Schicksals selbst ein Beweis, daß die Hand Gottes auf uns liegt, haben wir nicht schon in diesem zeitlichen Leben den gerechten Zorn des Himmels empfunden. Laßt das Euch beruhigen, daß wir alle Euer Vergehen mit unsäglichem Leiden gesühnt haben, daß Euch dafür jenseits nur die ewige Gnade erwartet. Denkt nicht an den sündigen Urheber unseres Unglücks, sondern an den Herrn der Himmel, der ihn gezüchtigt hat."

„Höre weiter," fuhr die Herzogin fort nach einer Pause tiefen Sinnens, „Fast möchte ich mit Dir den edlen Mann, der Alexis das Leben gegeben, der Sünde und Verführung beschuldigen, denn seine Pläne haben keinen Segen dem Sohne gebracht. Ein schreckliches Gefühl verbitterte sein Dasein, entheiligte seine Liebe, die Rache, welche die Triebfeder aller seiner Handlungen schien. Du weißt, wie er mich

beherrschte — ich überließ ihm die Lenkung meines Schicksals, voll Vertrauen in seinen großen Geist. Lange verheimlichte er mir seine entschiedene Absicht, Severin vom Thron zu stürzen und ihn seiner Rache zu opfern, doch bald erlauschte ich seine geheimen Verbindungen, und ein verdächtiges Treiben, dessen Zweck er mir eingestand. Die Zärtlichkeit, welche er Alexis von seiner Kindheit an bewies, beruhigte mich über seine Gesinnungen, mehr noch der Schwur, den er mir leistete, sein ganzes Leben dem geliebten Kind zu opfern. Allmählig erst zeigte er mir wie durch einen Zauberspiegel die glänzende Zukunft, welche er ihm bereiten wolle, und aus dunkler Ferne ließ er vor meinen Augen ein köstliches Kleinod schimmern — die Krone. Nicht wenig schmeichelte er dem Aug meiner Eitelkeit, welche sich hinter den Vorwand schützte, es wäre lieblos und ungerecht, sich der Ausführung geheimer Pläne zu widersetzen, deren Zweck die Beglückung meines Kindes sei. Darum ließ ich ihm von nun an freies Spiel, fragte nicht nach seinen Geheimnissen und vertraute ihm Leib und Seele des Kindes an — denn er war ja der Vater. So brachte er es dahin, daß ich mich selbst zum Werkzeug seiner Pläne hergab und nichts Wichtiges, Folgenreiches ohne seinen Rath unternahm. Mit den Anlagen und körperlichen Fähigkeiten meines Sohnes wurden auch die Pläne seines Vaters reif — er eilte sie zu verwirklichen. Kurz vor Severins Tod sprach er mir Muth und Fassung ein, verheißend, mich in wenigen Tagen als Mutter eines Königs zu begrüßen. Ich erschrack vor dem Abgrund, an dessen Rand er Alexis geführt, und beschwor ihn, kein Verbrechen auf sein unschuldiges Haupt zu laden; allein es war zu spät. Ich konnte nur die Beruhigung von ihm erlangen, daß er das Gewissen des Prinzen nicht mit dem Bewußtsein eines Verbrechens beladen werde. Zugleich schüchterte er mich mit der Drohung ein, daß jede Widersetzlichkeit gegen seine Pläne unfehlbar das Verderben aller mir theueren Personen nach

sich ziehen müsse. In wenigen Tagen starb Severin an Gift und mein erstauntes Ohr hörte Alexis als König begrüßen."

„Wehe, wehe denen, die den unerhörten Frevel dereinst verantworten müssen vor dem Richterstuhl des Ewigen!" rief Angelika.

„Halt ein mit Deinem Eulenruf, unnatürliches Kind!" schrie die Kranke „willst Du Deiner eigenen Mutter fluchen? Ja, auch ich habe einen Theil an dieser Schuld, wiewohl nur einen geringen, der zugleich mit einer That verbunden ist, welche meine Schuld, wie ich hoffe, aufwiegt. Ein Zufall machte mich kurz vor dem Ableben des Königs zur Mitwisserin des frevelhaften Austausches eines neugebornen Prinzen und Samboro selbst vertraute mir den Ort an, wo er den jungen Nebenbuhler meines Sohnes verborgen hielt, denn er und nicht Alexis war der rechtmäßige Thronerbe. Da nun durch die Gewissenhaftigkeit der dienstbaren Frauen der Königin Amanda der begangene Frevel bald entdeckt und ruchbar geworden war, so besorgte ich mit Recht, Samboro werde das Hinderniß seiner Pläne durch einen neuen Mord aus dem Weg schaffen, damit kein widriger Zufall es mitten auf den Weg meines Sohnes führe. Ich kannte seine grausame Entschlossenheit, welche stets bereit war, dem Gegenstand seiner Liebe die ungeheuersten Opfer zu bringen, und beschloß, das Kind um jeden Preis zu retten, damit nicht Verantwortung des vergossenen unschuldigen Blutes über das Haupt meines Sohnes komme. Ehe noch Samboro von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet werden konnte, entführte ich den letzten Sprossen Severins aus einer ärmlichen Bauernhütte, übergab ihn einer vertrauten Dienerin, als die Frucht einer geheimen Liebe, und sendete ihn an die fernste Grenze des Reiches, wo er noch jetzt lebt und einer guten Erziehung genießt. Dieses Kästchen enthält sowohl die nothdürftigen Beweise seiner Abstammung, als auch alle nähere

Auskunft über den Namen und Aufenthalt seiner Pflegemutter. Beides übergieb meinem Sohn.“

Sie überreichte nun der Staunenden eine einfache versiegelte Chatoulle und ruhte nun neuerdings von der Anstrengung des Sprechens aus.

„Daß ich sorgfältig Alles vermieden habe,“ fuhr sie dann fort, „was zur Entdeckung des Prinzen führen konnte — darin besteht meine Schuld — doch ist sie verzeihlich; denn ohne meine Rettung wäre der Prinz noch in derselben Nacht ermordet worden. Der Strom überschwemmte damals die ganze Gegend, wo die arme Frau, der man den Prinzen anvertraut hatte, eine Hütte besaß. Wenige Tage, nachdem das Wasser in das Strombett zurückgetreten, ließ ich bei ihr Erkundigungen über die Größe ihres Schadens einziehen, um nach Befinden ihr behilflich zu sein, bei welcher Gelegenheit ich Folgendes erfuhr. In derselben stürmischen Nacht, deren sich noch jetzt alle Aelteren erinnern, kam — so erzählte sie — ein schlecht gekleideter Mann in einem Nachen zu ihrer Hütte, um die bedrängten Einwohner zu retten. Ein vier Monden altes Kind, welches ihr eigenes war, sei ihm zuerst hinausgereicht worden, und kaum habe er dasselbe in seinem Nachen aufgenommen, als der Nachen mit großer Schnelligkeit davonglitt. Umsonst hätten die beiden Weiber um Hilfe gerufen, der Mann sei mit dem Kinde nicht wiedergekehrt und noch wüßten sie nicht, was aus demselben geworden wäre, obgleich sie dem Manne eine große Belohnung für die Rettung des Kleinen versprochen hätten. Ohne Zweifel war es Samboro, der das Kind geraubt und wahrscheinlich in der Meinung, es sei Severins mit Amanda erzeugter Thronerbe, ermordet hat. So traurig die Folgen dieses Irrthums für die ihres Kindes beraubte Familie gewesen sind, konnte ich sie doch nur für eine weise Fügung des Himmels halten, welche meinen Schützling vor jeder Nachstellung sicher stellte, ohne meinen Sohn zu gefährden, denn Niemand weiß die Ge-

schichte der Rettung des hochgebornen Knaben, als den Vater Pius, in dessen Brust das gefährliche Geheimniß so sicher als im Grabe ist. Alle diese wunderbaren Ereignisse, der spätere Tod Sambors und die nachfolgenden Begebenheiten, welche an das Schicksal meines Sohnes geknüpft sind, haben die von Sambors mir eingeimpften Grundsätze erschüttert, meinen Leichtsinn in Frömmigkeit umgewandelt. Oft wenn ich — was selten geschah — den Wechsel der Dinge bedachte, da erkannte ich in Portius, wie Du, das böse Princip, dessen schreckliches Walten uns in unsäglichen Jammer gestürzt, alle unsere Hoffnungen zertrümmert, und das selbst schuld ist, daß wir in der Erfüllung unserer eigenen Wünsche nur neues Unglück gefunden haben. Zehn Jahre lang suchte ich durch ein frommes, bußfertiges Leben das Schicksal zu einer besseren Wendung zu beschwören; allein am Zielpunkt meines Lebens angelangt, habe ich gefunden, daß entweder der Himmel unerbittlich, oder der Glaube ein Irrthum ist. Der Gedanke, den leiblichen Sohn des rechtmäßigen Monarchen seines guten Rechts auf die Krone beraubt zu haben, war mir immer ein Gewissensbiß; doch wer könnte von der Mutter solch grausame Tugend erwarten, welche den eigenen Sohn vom Throne stürzte? Selbst P. Pius schauderte zurück vor einer so unnatürlichen That, deren nur eine Schwärmerin fähig wäre."

„Wer den Himmel liebt," bemerkte Angelika mit Salbung, „der freut sich, ihm das Theuerste zum Opfer zu bringen. Abraham war bereit, seinen Sohn Isaak dem Herrn zu schlachten, und war kein Schwärmer, sondern ein frommer Diener Gottes."

„Aber der gütige Gott," erwiederte die Herzogin schnell und etwas spöttisch, „hat sein grausames Opfer nicht angenommen. Also war es auch mit mir. Habe ich nicht, indem ich den Prinzen rettete, gleichsam ein Schlachtmesser über dem Haupte meines Sohnes geschwungen, und war es

nicht die Macht des Himmels, welche, indem sie das drohende Unheil nicht ausbrechen ließ, den Streich aufgehalten hat? Gewiß so wars, und auch ich war eine fromme Magd des Herrn, der das unmenschliche Opfer nicht gewollt. — —"

„Meine Stunden sind gezählt," fuhr sie nach einer Pause fort, „ich kann nicht länger das gefährliche Geheimniß behüten und übergebe es meinem Sohn zu beliebiger Anwendung. Erzähle ihm, was Du von mir gehört, gieb ihm das Kästchen mit dem Bedeuten, daß ich nun mich aller Verantwortung für das Leben und Schicksal des Prinzen los und ledig betrachte und mit Zuversicht hoffe, er werde auch seine Seele mit keiner neuen Schuld belasten. Ich bin ein schwaches Weib, das nicht eingreifen will in die Wege des Schicksals, sonst würde ich das Geheimniß mit ins Grab genommen haben. Ich befreie mich von einer Schuld, indem ich es vorher mit allem Irdischen belege. Ich gebe es in die Hände meines Sohnes, damit es nicht zu seinem Verderben gereiche. Somit glaube ich alle meine Pflichten erfüllt und sowohl dem Glauben als auch der Vernunft genügt zu haben."

Hierauf verständigte sie ihre Tochter durch ein Zeichen, daß sie ihr nichts mehr zu sagen habe und die Wiedererscheinung der von dieser geheimen Unterredung ausgeschlossenen Personen wünsche. Verwundert, die Kranke nach so anhaltendem Sprechen noch am Leben zu finden, trat der Arzt herein. Ihm folgte P. Pius mit der Königin, welche den zitternden Greis mit eigener Hand unterstützte. Ihnen folgten die Kinder der Königin, welche die Kranke zu sehen verlangt hatte. Beruhigt zählte die Kranke die versammelten lieben Häupter und es fehlte ihr nur eines — aber das theuerste. Ein flüchtiges Ueberschwimmen der bereits stieren Augen bezeichnete den Eindruck dieses Vermissens auf die unglückliche Frau. Auf einen Wink des Arztes, der bereits die Vorzeichen der Agonie an den zuckenden Wimpern entdeckte,

versuchte P. Pius mit der Leidenden von himmlischen Dingen zu sprechen, und setzte sich bei ihrem Haupte nieder, um ihre letzte Beichte zu vernehmen. Aengstlich — bei allen ihren Zweifeln eine so heilige Pflicht zu versäumen und in dem letzten Augenblick ihre Seligkeit zu verwirken, strengte sie sich neuerdings an zu sprechen; allein zu ihrem eigenen größten Entsetzen versagte ihr die Stimme. Auf die Gefahr hin, ihre Augenblicke zu verkürzen, sah man sie eine fürchterliche Anstrengung versuchen, das Hinderniß der Sprache zu beseitigen. Ein Klumpen Blut stürzte endlich aus ihrem Munde und kreischend stieß die Kranke nun folgende Worte heraus, deren Sinn sie sichtlich beängstigt hatte:

„Ihr kennt meine Sünden — — nur eine — nicht — letzten — Zweifel — an Gott — Gnade — betet!“

Eilig sprach der ehrwürdige Priester seine Absolution und ölte ihre Stirne mit dem schnell herbeigebrachten Chrisam. Beruhigt lächelte die Kranke, denn es war ihr so ein Schutzbrief in das jenseitige Leben ertheilt. Noch bewegten sich ihre Augen ruhig nach allen Seiten, wo sie ihre Angehörigen zerstreut fand, als ihre Finger das schreckliche Spiel begannen, auf welches unmittelbar der Tod erfolgt.

„Noch fünf Minuten!“ lispelte der sehr aufmerksame Arzt, als sich plötzlich die Thüre aufthat, und eine dunkle Gestalt mit feierlich gemessenen, doch vorsichtigen Tritten dem Lager zuschritt. Als sie den König, mehr errathen als erblickt, richtete sich die Kranke plötzlich empor, der letzte Seelenschmerz zeigte sich auf einen Augenblick in ihrem Gesicht und segnend streckten sich zwei dürre Hände aus zum Zeichen ihrer unverbrüchlichen Muttertreue und Versöhnung. Aller Augen erblindeten in dem Augenblick unter neu hervorbrechenden Thränen, und als sie wieder aufblickten, da war die Herzogin gestorben.

nicht die Macht des Himmels, welche, indem sie das drohende Unheil nicht ausbrechen ließ, den Streich aufgehalten hat? Gewiß so wars, und auch ich war eine fromme Magd des Herrn, der das unmenschliche Opfer nicht gewollt. — —"

„Meine Stunden sind gezählt," fuhr sie nach einer Pause fort, „ich kann nicht länger das gefährliche Geheimniß behüten und übergebe es meinem Sohn zu beliebiger Anwendung. Erzähle ihm, was Du von mir gehört, gieb ihm das Kästchen mit dem Bedeuten, daß ich nun mich aller Verantwortung für das Leben und Schicksal des Prinzen los und ledig betrachte und mit Zuversicht hoffe, er werde auch seine Seele mit keiner neuen Schuld belasten. Ich bin ein schwaches Weib, das nicht eingreifen will in die Wege des Schicksals, sonst würde ich das Geheimniß mit ins Grab genommen haben. Ich befreie mich von einer Schuld, indem ich es vorher mit allem Irdischen ablege. Ich gebe es in die Hände meines Sohnes, damit es nicht zu seinem Verderben gereiche. Somit glaube ich alle meine Pflichten erfüllt und sowohl dem Glauben als auch der Vernunft genügt zu haben."

Hierauf verständigte sie ihre Tochter durch ein Zeichen, daß sie ihr nichts mehr zu sagen habe und die Wiedererscheinung der von dieser geheimen Unterredung ausgeschlossenen Personen wünsche. Verwundert, die Kranke nach so anhaltendem Sprechen noch am Leben zu finden, trat der Arzt herein. Ihm folgte P. Pius mit der Königin, welche den zitternden Greis mit eigener Hand unterstützte. Ihnen folgten die Kinder der Königin, welche die Kranke zu sehen verlangt hatte. Beruhigt zählte die Kranke die versammelten lieben Häupter und es fehlte ihr nur eines — aber das theuerste. Ein flüchtiges Ueberschwimmen der bereits stieren Augen bezeichnete den Eindruck dieses Vermissens auf die unglückliche Frau. Auf einen Wink des Arztes, der bereits die Vorzeichen der Agonie an den zuckenden Wimpern entdeckte,

versuchte P. Pius mit der Leidenden von himmlischen Dingen zu sprechen, und setzte sich bei ihrem Haupte nieder, um ihre letzte Beichte zu vernehmen. Aengstlich — bei allen ihren Zweifeln eine so heilige Pflicht zu versäumen und in dem letzten Augenblick ihre Seligkeit zu verwirken, strengte sie sich neuerdings an zu sprechen; allein zu ihrem eigenen größten Entsetzen versagte ihr die Stimme. Auf die Gefahr hin, ihre Augenblicke zu verkürzen, sah man sie eine fürchterliche Anstrengung versuchen, das Hinderniß der Sprache zu beseitigen. Ein Klumpen Blut stürzte endlich aus ihrem Munde und kreischend stieß die Kranke nun folgende Worte heraus, deren Sinn sie sichtlich beängstigt hatte:

„Ihr kennt meine Sünden — — nur eine — nicht — letzten — Zweifel — an Gott — Gnade — betet!“

Eilig sprach der ehrwürdige Priester seine Absolution und ölte ihre Stirne mit dem schnell herbeigebrachten Chrisam. Beruhigt lächelte die Kranke, denn es war ihr so ein Schutzbrief in das jenseitige Leben ertheilt. Noch bewegten sich ihre Augen ruhig nach allen Seiten, wo sie ihre Angehörigen zerstreut fand, als ihre Finger das schreckliche Spiel begannen, auf welches unmittelbar der Tod erfolgt.

„Noch fünf Minuten!“ lispelte der sehr aufmerksame Arzt, als sich plötzlich die Thüre aufthat, und eine dunkle Gestalt mit feierlich gemessenen, doch vorsichtigen Tritten dem Lager zuschritt. Als sie den König, mehr errathen als erblickt, richtete sich die Kranke plötzlich empor, der letzte Seelenschmerz zeigte sich auf einen Augenblick in ihrem Gesicht und segnend streckten sich zwei dürre Hände aus zum Zeichen ihrer unverbrüchlichen Muttertreue und Versöhnung. Aller Augen erblindeten in dem Augenblick unter neu hervorbrechenden Thränen, und als sie wieder aufblickten, da war die Herzogin gestorben.

Lautes Wehklagen folgte auf den letzten Seufzer der Herzogin; das furchtsame Weinen der an ihrem Lager knieenden Enkel, vermischt mit dem Schluchzen der beiden Frauen und den ermahnenden Worten des P. Pius bildete ein herzergreifendes Jammergeschrei, das im ganzen Hause gehört und verstanden wurde. Der Tod hatte hier Zeugen versammelt, welche einander an Charakter nicht unähnlicher sein konnten und doch wurden sie jetzt von einer gemeinsamen Empfindung ergriffen. Nahe am Hauptkissen saß der andächtige Beichtvater mit zum Himmel erhobenen Blicken, neben ihm kniete die bewegungslose Angelika, ihr gegenüber die Königin, welche in der Verstorbenen die einzige Freundin verloren hatte. An ihr Gewand klammerten sich die furchtsamen Kinder, welche ängstlich sich zu verbergen suchten, um nicht den starren Augen der Todten zu begegnen. Nur Alexis stand aufrecht und beherrschte mit traurig sinnenden Blicken die jammervolle Gruppe. Seine Hände waren unwillkürlich gefaltet und auf seinem frühgefurchten Antlitz löste sich der starre Ausdruck von Hypochondrie und wildem Ernst in kindlichen Schmerz und in Wehmuth auf. Nach einer langen Pause richtete sich zuerst Amanda empor, um, da sie sich unfähig fühlte, die Szene länger zu ertragen, mit ihren Kindern das Zimmer zu verlassen. Beim Anblick ihres in sich versunkenen Gemahls blieb sie jedoch stehen, legte ihre Hände auf die Häupter ihrer Kinder, und betrachtete den verloreneu Gatten mit schmerzlichen Blicken. Selbst als er seine von Thränen glänzenden Augen auf sie heftete, wandte sie sich nicht ab von ihm, denn die Reinheit ihres Gewissens ließ sie nichts fürchten in dem Augenblick, da sie Alles verloren zu haben glaubte. Stumm war sie beredt. Alexis las in ihren Geberden. Er fand in ihnen die Geschichte ihres Jammers, ein unwiderstehliches Flehen um Versöhnung, Verzeihung und Liebe. Nimm Dich meiner und Deines Blutes an, schien sie ihm zu sagen, willst Du die Kinder unserer Liebe und ihre

Mutter auf ewig verstoßen? Hast Du den letzten Wink Deiner unglücklichen Mutter nicht verstanden? er sprach die Hoffnung und den Wunsch aus, daß wir ihren letzten Willen ehren, ihr Andenken heiligen werden, indem wir uns wieder vereinigen. Aus den Höhen der jenseitigen Welt wird sie mit Wohlgefallen auf uns hernieder schauen, wenn sie uns vereint durch den gemeinsamen Schmerz an ihrem Sterbelager erblickt. Ich habe sie betreut und getröstet in ihren leidensvollen Stunden, wie eine Tochter, sie hat mich geliebt, als wär' ich ihre Tochter — warum willst du, ihr Sohn, nicht mehr Gatte oder Bruder sein? Jetzt erhob sie ihre Hände zum Zeichen ihres willigen Entgegenkommens, ein schmerzlicher Ausruf entfuhr Alexis und im nächsten Augenblick lagen sich die lange getrennten Gatten in den Armen. So lange hielten sich die Versöhnten fest umschlungen, daß es schien, als wollten sie die versäumten Liebkosungen von diesen langen Jahren in einer Umarmung nachholen.

„Herr, deine Wege sind unerforschlich!" rief P. Pius, als er staunend die Szene bemerkte. Auch der verständige und ungläubige Arzt, der die weltbekannte Spannung zwischen den beiden Gatten und halb und halb auch ihre Ursache kannte, mußte sich gestehen, daß eine geheime Allmacht die starrsinnigsten Menschen durch die Gewalt der augenblicklichen Eindrücke regiere, welche des Menschen ganzes Schicksal beherrschen. Keine Charakterstärke, keine Geisteskraft widersteht ihnen, und alle menschlichen Berechnungen, Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen werden durch sie wechselweise zu Schanden. Was die Vernunft und die Tugendstärke nicht zu vollbringen vermag, verrichten sie mit spielender Leichtigkeit. Todfeinde versöhnen sie in dem Augenblick, wo ihr Haß am stärksten, Freunde, die sich ewige Treue geschworen, zertrennen sie, große Thaten, welche berechnet sind, Jahrhunderten zu nützen, machen sie nutzlos, kleine unbedeutende Zufälligkeiten für späte Zeiten erfolgreich, Krieg und Frieden, Tod

und Leben, das Schickſal der Einzelnen und der Menſchheit hängt von ihnen ab. Hier wirkt ſie ſichtbar und allmächtig, die ewige Hand des unbegreiflichen Naturgeiſtes.

Mit ganz verſchiedenen Empfindungen, wie wir vermuthen, betrachtete Angelika die rührende Szene. Alexis war ihr eine Erſcheinung aus einem längſt verrauchten Ideenkreiſe, viele Jahre lagen zwiſchen heute und dem Zeitraume der Vergangenheit, in welchem ſie ihn zum letzten Mal geſehen. Die Todtenbläſſe auf ihrem Geſicht konnte durch ſeinen Anblick nicht vermehrt werden, aber ihre innerſte Bewegung zeigte ſich in einer elektriſchen Erſchütterung ihres Körpers. Mit todten Augen und abgeſpannten Geberden betrachtete ſie eine Weile die Vereinigten, dann ſpritzte ſie mit den ſtarren Fingern geweihtes Waſſer aus einem naheſtehenden Becken über das Lager der Todten und wankte langſam und unhörbar, wie ein Geſpenſt hinaus.

Die Tage der Verſöhnung ſind meiſtens Tage der Trauer. Es iſt keine für uns ehrenvolle Wahrheit, daß die Menſchen in frohen heiteren Stunden nicht verſöhnlich, wie überhaupt zu keiner guten That geſtimmt ſind, daher auch die beſtgelaunten glücklichen Menſchen das wenigſte Gute thun. In der Trauer allein zeigt ſich des Herzens Tugendkraft, während der unverwüſtliche Frohſinn nur den Egoismus befördert, das Gute nur im Vorbeigehen und meiſtens zur Vermehrung des Vergnügens vollbringt, und bereitwilliger dem Laſter fröhnt, als ſelbſt die Leidenſchaft. Nur eine Trauer iſt auch zum Böſen bereit, die Trauer des melancholiſchen Schwärmers, der die Ausgeburten eines phantaſtiſchen Willens für die beſte Tugendübung hält. Derſelbe Schmerz, welcher in dem Augenblick die Hypochondrie des Königs aufgelöst in Menſchenliebe und Verſöhnlichkeit, in edelmüthige Vorſätze und Bereuung unverbeſſerlicher Irrthümer, ſtimmte ein anderes Gemüth zu unheilbringenden Plänen, welche die Einge-

bungen des finſterſten Menſchenhaſſes zu ſein ſchienen und doch nicht waren.

„Meine theure Gemahlin!“

„Verzeiht, wenn ich im Uebermaß meines Schmerzes zu einem Mittel greife, meine Empfindungen für Eure Tugend und unverdiente Liebe auszudrücken, welches eher den traurigen Verhältniſſen während unſerer Trennung angemeſſen wäre, als den heutigen. Schreibt es der Scham, der Reue, einem Reſte von Stolz zu, nur nicht einer gewiſſen Kälte oder empfindungsloſen Bedachtſamkeit, welche ſich gerne der Schriftzüge bedient, denn mein Inneres iſt neuerdings aufgegoren, mein Herz durchſchüttert. Wenn ich bei Euch bin, ſo kann ich nur durch Küſſe und Thränen von meinen Gefühlen ſprechen; aber dieſe Zeichen können weder mich rechtfertigen, noch Euch die Geſchichte meines Selbſt erzählen, aus welcher die Rechtfertigung entſpringen wird.“

„Wir Beide haben einen großen unerſetzlichen Verluſt erlitten — wir ſind um ein theures Haupt einſamer — wir haben keinen Freund mehr auf der Erde, als unſere Kinder. Alle unſere Liebe iſt zuſammengeſchmolzen in einen kleinen Kreis und es war an der Zeit, daß wir uns verſöhnten, denn nicht zu ertragen wäre die völlige Verlaſſenheit der Feindſchaft. Ihr habt mir verziehen, und ſo eine ſchwankende Seele vor gänzlichem Verfall gerettet. — Dank, ewigen Dank Euch!“

„Mein verwirrtes Haupt lege ich in Deinen Schooß, Amanda, mein ganzes Weſen iſt Dein Eigenthum, die Welt hat keinen weiteren Antheil an mir und ich habe keinen weitern Antheil an der Welt.“

„Mein Verbrechen um Dich iſt ungeheuer, unſühnbar, nur Deine Milde, Gnade, kann es tilgen. Du haſt feurige Kohlen auf meinem Haupt geſammelt, meine Schuld brennt

mir im Herzen, und die allgewaltige Reue würgt an meinem Leben. Sie sind alle wach geworden, die geheimen Mächte des Herzens, meine Seele zu peinigen. Nichts hat sie zur Schutzwehr, als Deine Liebe, aber sie ist voll Vertrauen in die Alles überwindende Kraft derselben. Sie ist krank und verdorben, zaghaft und verbittert, sei barmherzig mit ihr, heile, bessere, veredle sie."

„Stünde sie vor einem weltlichen Richter, nicht vor einem bevollmächtigten Engel des Himmels, der Liebe, sie müßte erbleichen im Bewußtsein ihrer Schuld, verzweifeln aus Furcht vor verdienter Strafe. Sie hat keinen Anwald, als ein liebendes Herz und vermag nichts anzuführen von schuldmildernden Thatsachen. Thatsachen aber sind verzeichnet in dem Buche des Richters, unverzeihlicher Art, Thatsachen, welche kein Sterblicher zu entschuldigen, kein Tribunal frei zu sprechen wagen würde. Und doch giebt es für die schwersten der Art Entschuldigungsgründe, die uns manch verbrecherisches Herz als edlen Stoffes erproben, die, wie entsetzlich auch der Anschein sein mag, wie abscheulich die That, Beweggründe und Ursachen aufzählen, welche das Laster zur Tugend erheben und unsere Begriffe von Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen verwirren. Der menschliche Verstand bleibt staunend ob widersprechender Begegnisse und Folgerungen stehen, nur das der heiligen Liebesweisheit volle, wahrhaft tugendhafte Herz, dieser edle, großmüthige Richter vermag es, Sünder frei zu sprechen, welche die Welt als Unwürdige, Elende verdammt. Sie allein ergründet den tiefen Schacht der Empfindungen und spricht ein weises Recht über sie und deren Kinder, die Thaten."

„Sei Du meine milde Richterin, Amanda. Gleichgültig ist mir das Urtheil der Welt — ich verachte sie. Sprich Du mich frei und ich will mich an dem Gedanken von Verzeihlichkeit meiner Schuld erfreuen, und wenn ein Jahrhundert mich schmähend verfluchte; verdamme mich, und mein Loos ist

ein geistiger Selbstmord, absolvirten, trösteten und priesen mich auch alle Priester und Bonzen der bekannten Welt, bewiese man mir auch aus heiligen Büchern meine Schuldlosigkeit.“

„Dir, Du Engelsreine, erschließe ich meines Herzens tiefbewahrtes Geheimniß, Dir werde mein verborgenster Gedanke offenbar, Dir, wie keinem Priester, beichtige mein krankes Gemüth.“

„Dir nur unterwerfe ich meinen Glauben. Es kann mich nicht trösten, wenn der trockene Verstand mich entschuldigt, noch schmerzen, wenn er mich verwirft. Er ist nur weise und gerecht gegen die Gesellschaft, aber ein ungerechter, fühlloser Tyrann gegen den Einzelnen. Keinem Sterblichen, und sei er so alt wie Methusalah, so weise wie Sokrates, so tugendhaft wie Brutus, keinem unterwerfe ich mein Herz, als Dir, denn Keiner wird gerecht sein gegen dasselbe, als Du.“

„Großmüthig schenkst Du mir Liebe, Vertrauen, Verzeihung, aber nur Pein ist mir Dein Hingeben, bis Du mein Bekenntniß gehört, geprüft und beurtheilt. Nicht mit Stillschweigen soll jene sündenreiche Vergangenheit übergangen werden, denn nicht in Deiner Vergessenheit finde ich meinen Trost, sondern in Sühnung. Du sollst nicht die Erinnerung an meine Verbrechen verscheuchen, sondern sie erwecken und ihre Gegenstände verzeihen. Nur um diesen Preis, Amanda, kann ich glücklich sein. Leicht könnte sonst ein zufälliger Gedanke Dein Gedächtniß aufregen, leicht den entschlafenen Groll erwecken, leicht die Reue in das nur halb versöhnte Herz verpflanzen. Das Gedächtniß meiner Beleidigungen soll nicht entfernt werden, doch nur Mitleid, Bedauern, vorübergehende Trauer erwecken, denn, bei Gott, ich war mehr unglücklich als sündhaft.“

„Ehe ich Dich sah, Amanda, war ich ein leichtblutiger Knabe, nicht fromm, nicht schlecht, voll warmer Menschenliebe und Begeisterung für das Gute. Mein Herz war kei-

ner Person insbesondere, sondern mit aller Kraft der Menschheit zugewendet. In Deinem Zauberkreis ward ich umgewandelt. Alle Liebe versenkte sich in Dein Wesen. Im Taumel der stärksten Liebeswuth, mit befangenen Sinnen, umnebeltem Verstand, nur meiner Leidenschaft mir bewußt, stürzte ich mich in eine Welt, die ich nur bisher geliebt und ferner nicht lieben konnte als in Dir, durch Dich. Ein unerbittliches Geschick stellte sich zwischen uns, meine Leidenschaft sollte Dich nicht erreichen. In der Raserei des Unvermögens gegen die Welt und ihren Fluch, empfieng ich den ersten Keim zur Verbitterung meines Herzens. Gewalt, List der Leidenschaft, Gegenliebe und die Unterstützung eines Mannes, der mich stets lehrte, man müsse die Welt verachten, die Menschheit nicht lieben, brachen mir Bahn zu Dir, aber die Gewalt feindseliger Mächte warf mich wieder zurück wie einen kräftigen, dem Land zustrebenden Schwimmer, den eine ebbende Welle wieder zurückschleudert. Selbst Du warst mir entgegen und verkanntest mich. So entstand in meinem Innern eine fürchterliche Gährung. Die Leidenschaft kämpfte gegen die Hindernisse der Welt, kämpfte gegen den erwachten, die Welt und ihre Bewohner verachtenden Egoistenverstand, kämpfte gegen religiöse und moralische Grundsätze, gegen die Vorurtheile meiner Kindheit und ward doch nicht niedergerungen. Die lange Dauer dieses Kampfes, seine blutigen Mühen, die den Schlaf verscheuchten und den Frohsinn vergifteten, den Körper quälten und die Seele ermüdeten, haben jedoch mein Gemüth für immer verderbt, mein wildes Blut noch mehr erhitzt, meine Seele mit Mißtrauen, Hohn, Frevelgedanken und unheilbaren Nachwehen erfüllt. Uns vereinigte stets das Unglück. Als ich endlich Deinen Besitz errang, war ein Theil der Fähigkeit zu der erstrebten Glückseligkeit verbraucht. Mit Schmerz fand ich, daß mein Empfinden wechselsüchtig, mein Gemüth trotzig, herrschbegierig, stolz und mißtrauisch geworden war. Anfangs gab ich mich

jeder edelmüthigen Aufwallung meines Herzens hin. Ich überredete mich, glücklich, überglücklich zu sein, und war es eine Zeit lang. Menschen glücklich zu machen, war mein vornehmstes Streben, aber bald verschlangen bittere Erfahrungen meine Menschenliebe. Je mehr ich mich im Allgemeinen von der Schlechtigkeit der menschlichen Natur überzeugte, je mehr ich von Undankbarkeit, Thorheit, Eigennutz, Niederträchtigkeit und Bosheit verletzt wurde, desto härter wurde mein Gemüth, desto zügelloser die Begier, denn die stärkste Schranke derselben ist die Menschenliebe. Lange indeß kämpfte ich mit den unbezwingbaren Nachwehen meines Grundleidens, mit der zunehmenden Erbitterung gegen den Menschen, und wohl darf ich es sagen, in jenem Zeitraum sprach sich meine menschenfeindliche Stimmung nicht in Thaten aus und mein Gemüth sündigte nur in Gedanken. Stark war der gutmüthige Tugendsinn, der mich beherrschte — ich säete nur Gutes und immer erntete ich dasselbe — Undank, Haß, Schmähung. Ich fieng an zu schwanken, und in einem Moment leichtsinnigen Taumels stürzte ich mich in den Lethe der Wollust, um darin meine Verdrossenheit zu ersäufen. Wer das wilde Leben eines Wüstlings kennt, und dessen anlockendes, nie wieder bringendes Verderben, weiß, wie schwer, unmöglich es ist, sich aus seinen eisernen Armen loszureißen. — Die Moral, welcher der denkende Mensch folgt, ist stets eine selbst gebildete, der Lage angemessene. Selten wird Jemand seine eigenen Handlungen für Verbrechen halten, denn die Vernunft erweitert ihre Zugeständnisse in dem Grade der Forderungen. Der denkende Mensch hat kein Gewissen, als die Marter des Bedauerns, des Mitgefühls, der Reue, wenn seine Thaten eine theure Person beleidigen — aber dieses ist furchtbar. Es ist eine alberne Voraussetzung, wenn man glaubt, das Gewissen bessere, führe zurück. Es erfüllt die Seele mit Verzweiflung. Nach dem ersten Fehltritt meiner ehlichen Treue war es mir eine Marter, in Dein frommes,

unschuldvolles Antlitz zu schauen, und Deine Liebkosungen folterten mein Herz. Es hieß mich einen Bösewicht, Betrüger, der nicht werth sei so inniger, vorwurfsloser Liebe, und verbannte mich aus Deiner Nähe. Nicht so kannst Du gelitten haben, wenn ich fern von Dir war, als ich litt, wenn ich fern von Dir war, als ich litt, wenn ich bei Dir war.“

„So sank ich, meine Begierden verwünschend, tief und tiefer. Das Laster wurde mir endlich theuer. Meine Menschenliebe hatte Undank, Haß und Fluch geboren, mein Ehrgeiz Verleumdung, meine Begeisterung für das Gute Thorheit, Spott und Verkleinerung. Die Welt, worin die Tugend unfruchtbar, der reinste Wille unbelohnt bleibt, ward mir täglich verhaßter. Der Schmerz, den der Gerechte empfindet über den Undank der Welt, ist so markverzehrend, hirnentzündend, herzvergiftend, daß kein Sterblicher ihn lang zu ertragen vermag. Er endigt sich in Tod oder Verschlimmerung, und mein Loos war die letzte. Die Bereuung eines tugendhaften Strebens erzeugte Mißmuth und Sünde, die Bereuung der Sünde erzeugt zehnfache Sünde der Verzweiflung. Sobald ich einer Schuld mich bewußt fühlte, ergriff mich ein Wüthen gegen mein eigenes Selbst — ich war mir selbst, meiner über das Böse erhabenen Vernunft verhaßt, gleich einem verlornen Sohn, an dessen Rückkehr man verzweifelt, den man im martervollen Vaterzorn allen Lastern preisgiebt, damit er in seiner Verirrung umkomme. Fremder Undank schmerzte mich tief, der eigene Undank gegen theure Personen erschütterte mein Selbstvertrauen. Die beleidigte Menschenliebe artete in Haß aus, die beleidigte Selbstliebe ward zur Raserei.“

„Die Gottheit hat dem Menschen ein Gefühl gegeben, welches ihn gegen Laster beschützen sollte — die Scham. Den Schuldlosen behütet sie, den Sünder bessert sie — nur für mich, den alle menschlichen Empfindungen mit zehnfacher Stärke anfallen, ward sie eine Quelle des Verbrechens. Das Blut ist allen Menschen ein schwach erwärmender Lebensquell,

aber in meinen Adern rollt das Blut der Teufel vermischt mit Himmelsäther, ein marterndes Gebräu aus Höllenfeuer und überirdischen Stoffen, welche alles menschliche Fühlen in satanische Wuth oder himmlische Verzuckung verwandeln. Meine Natur hat all' mein Elend und das Deine verschuldet."

„Scham ist ein erbärmliches Wort für jene wilde Leidenschaft der Selbstverachtung, des Zorns, der Reue, welche mich nach Tödtung eines Freundes ergriff. Der Wahnsinn meines Schmerzes über den Verlust einer Gattin und eines Freundes, den Verlust aller Lebensfreuden trieb mich zur bigotten Idolatrie; denn ich glaubte, der Wahn der Religion könne mich heilen und trösten. Meine Frömmigkeit, wie meine Gottlosigkeit war ein Wüthen. Ich hatte heilsame Lehren zu finden gehofft, um meinen verwirrten Geist zu heilen, Balsam für mein zerrissenes Herz, und fand unsinnige Phrasen und läppische Tändeleien der Dummheit. Ich wollte Belehrung, und man bot mir ein schlechtes Gebetbuch, ich wollte Trost, und man gab mir heilige Reliquien als unfehlbare Mittel gegen Kopf-, Zahn- und Herzweh. Ich versuchte es, mich selbst zu täuschen, allein meine Mühe war fruchtlos. Kurz war mein Wahn, aber ich hielt an ihm zum Scheine, weil ich einsah, daß ein Jeder für einen Narren gehalten wird, der nicht wahnsinnig ist, und daß man die Menschen nicht leichter regiert, als mit ihren fixen Ideen."

„Langes Kämpfen, Leiden, Wüthen, Denken tödtete mein Herz endlich ab. Leib und Seele wurden matt und unbeweglich. Alle Nerven erstarrten und in meinem Gehirn wurde endlich die Apathie zur indifferenten Philosophie, die sich auch und hauptsächlich auf die Verhältnisse des Geschlechts erstreckte. Sie gehörte keinem Systeme an und verwilligte dem Egoismus Alles. Ich verbannte alle Erinnerung aus meiner Seele und vergaß das Gestern über dem Heute. Mein Kopf war wüst, mein Herz leer, nur der Körper kündigte Bedürfnisse an. Ich befriedigte sie gedanken- und empfin-

dungslos. Bald war ich ganz entkräftet, eine lebendige Leiche. Todt war Alles rings um mich. Mein Auge unterschied und sah nicht, meine Ohren fühlten den Schall und hörten nicht, meine Seele regte sich wie im Schlummer und empfand und dachte nicht."

„Nur ein Gedanke belebte mein todtes Ich —: Du. Da er mir nur erträgliche Qual gebar, so verbannte ich ihn. Ich bestrebte mich, nichts zu fühlen, wenn ich Dich sah, und ich brachte es mit Mühe dahin. Sühnung schien mir unmöglich, Vereinigung undenkbar. Ich war vom Leben ganz gesättigt, dieser Welt überdrüssig, und gab Alles, Alles auf. Nichts schien mir werth des Wiedergewinns und an mir selbst war nichts mehr, was Werth gehabt hätte zum Geschenk. Weder glücklich sein konnte ich, noch glücklich machen, was frommt uns dann Wiedervereinigung, die nur vergessene Uebel wieder in qualvolle Erinnerung brächte? So dachte ich und blieb getrennt von Dir. Meine Kinder selbst konnte ich nicht lieben, denn meine Liebe war verbraucht. Sterben, Sterben — das schien mir die einzig mögliche Auflösung meines verkrüppelten Ichs."

„Ich weiß nicht, was ich in dieser Zeit für Unheil angestiftet, ich weiß kaum, was ich gedacht, gethan, gefühlt habe. Mein Leben war eine Art Schlaf, ein Starrkrampf mit Momenten fieberischen Traums, ein Lebenszustand, der von dem Tod die Larve trug. So weit hatte ich es gebracht mit mir, daß ich kein Leid mehr empfand — es mochten Tausende bluten, es mochten Städte verbrennen, Meere ihre Ufer verschlingen, Ströme ein Land ersäufen — ich fühlte es nicht. Was geschah, unabhängig von mir, war mir wie eine Geschichte aus alter fabelhafter Zeit, erzählt von einer abergläubischen Amme. Die Menschen waren mir Wesen anderer Art, bald Viehheerden, um von Hirten, Hunden und Wölfen regiert zu werden, bald Folterknechte der Hölle, die man ertragen muß — immer aber verächtliche, haßwürdige Ge-

schöpfe, über die ich wohl Gott oder Teufel sein mochte, aber nicht ihres Gleichen. Fragst Du nach meiner Stimmung in dieser schrecklichen Zeit, Du unschuldvolle Kindseele, so kann ich Dir nicht sagen, wie ich gestimmt war. Die Wuth in mir war versteinert, erkaltet, nicht mehr glühroth, beweglich, wandelbar, aber nicht minder schrecklich."

„Ein Wunder hat sich mit mir ereignet. Du hast mich berührt mit der Zauberhand Deiner allmächtigen Liebe und ich bin zerflossen in Deinen Armen wie Wachs. Ich begreife es nicht, was mit mir geschehen, und ich erbebe im Schauder eines Sünders, wenn er sich den Heiligthümern der Tugend naht. In Dir waltet fühlbar eine göttliche Macht — mir ist, als müßten Berge unter Deinen Füßen zittern, als müßten Sterne Dir gehorchen und Herzen ihr Innerstes Deinem Blick eröffnen."

„Ich entsinne mich einer kindlichen Empfindung der heiligen Angst, welche mich den neunjährigen Knaben einst ergriff, als ich beladen mit einer Sünde an den Tisch des Herren treten sollte. Ich hatte sie im Beichtstuhl verschwiegen und zitterte, nun den Leib des Herrn in mir zu empfangen. Weinend eilte ich zu dem Pater, mein Bewußtsein zu entladen. So ist mir zu Muth, Amanda, da ich wieder an den Altar der Liebe treten soll. Nicht eher vermag ichs, bis mein Gewissen gereinigt ist."

„Ich hatte es angeschmiedet mit demantenen Ketten in dem ausgebrannten Krater meiner Brust, das schöne Ungeheuer, Gefühl. Du hast es der Fesseln entbunden, Du hast seine wunden Hände gesalbt, seine verblindeten Augen gestärkt, seine Kälte mit Liebeshauch erwärmt. Es regt sich wieder, es stauut, es bebt, und die ersten Zeichen seines Wachens sind — Thränen, Thränen, längst entwöhnte, längst verlernte, vergessene Thränen. O, ich danke Dir, Amanda, für das fromme Werk. Ich verschreibe Dir meine Seele und meinen Leib, denn Du gehörst nicht jenen finsteren Mächten an, die

mich gefoltert haben. Aber um des Himmels Barmherzigkeit willen, laß das neu erwachte Gefühl nicht allein und lenke seine plumpen, unbehilflichen Schritte, denn es hat das Leben verlernt. Führ' es mit sorgsamer Hand hinaus in die böse Welt, in die es mit Grausen hinausschreitet, beschwichtige sein Ungestüm, nimm es in Acht, gleich einem lieben wilden Kind, Du, die ängstlich bekümmerte Mutter, und laß es ihm nie an Deinem süßen Athem fehlen. Es ist ein zahmer Löwe scheu geworden durch lange Abgeschiedenheit, der sich gutmüthig von der Liebe leiten läßt, aber freigelassen nach Blut und Zerstörung dürstet. Beschütze mich, Du Engel, gegen den finsteren Geist, der uns getrennt, laß mich nicht hilflos und schone mein. Er wird mich oft beschleichen, er wird oft tobend ausbrechen in Wahnsinn; dann sei sanft, Amanda, sanft wie ein Engel, und laß den Fieberwahnsinn meines kranken Geistes vorübergehen. Deiner Liebe empfehle ich mein Ich oder dem Tod."

„Ich liebe Dich, Amanda, ich habe nicht aufgehört, Dich zu lieben. Kein irdisch Weib als Dich habe ich geliebt. Ich liebe Dich unendlich mehr als mich — ja ich liebe nur Dich. Ich liebte Dich, als ich mit Dir vereint war und als ich Dich vermißte, und hätte mein Zorn Dein Blut vergossen, hätte ich gegen Dich gewüthet bis zum Mord — mein Haß nicht hätte Dich verdorben, nein, sondern die Stärke meiner Liebe, denn auch die Liebe kann tödten und die Wuth ist ihre leibliche Frucht, wenn ein Hindern oder Stören sie begattet."

„So war, so bin ich. Entscheide. Noch einmal biet' ich Dir — nicht in einem Augenblick der Ueberraschung — ein zweideutiges Geschenk, mein krankes Herz. Nimm oder verschmäh es. Dein

Alexis."

So schrieb Alexis am Tage der Bestattung seiner Mutter an die tief trauernde Amanda. Noch lag sein Brief un-

verſchloſſen vor ihm, und ſinnend ſtarrte er die naſſen Schriftzüge an. Bald verzweifelte er an dem weiblichen Verſtande, der ſolche Bekenntniſſe nicht zum Mildeſten beurtheilen dürfte, bald rührte ſich ſein Stolz und drang auf Vernichtung des ſelbſtdemüthigenden Schreibens, das aus einer wiederkehrenden Schwachheit des Gemüthes entſtanden ſchien. Noch rang er mit Zweifeln und widerſprechenden Empfindungen, als Mac Cuddy hereintrat und einen Franziskanermönch anmeldete, der eine geheime Unterredung mit Sr. Majeſtät begehre.

Demüthig kroch ein junges Mönchlein herein. Seine Geſtalt war zwar niedergebeugt durch kirchliche Disziplin und Demuth, aber dennoch ungemein robuſt und ſein friſches Angeſicht konnte unmöglich lüſternen Damen mißfallen. Aus der ernſten geheimnißvollen Weiſe, mit der er ſich näherte, ließ ſich allein ſchließen, daß er in wichtigen Geſchäften komme, wenn auch nicht ein ſchwaches Lächeln, welches um ſeinen Mund ſpielte, die Eitelkeit des Pfaffen verrathen hätte, welche ſich ſchmeichelte, mit der Majeſtät in eine ſehr eng vertrauliche Beziehung zu gerathen.

„Der Segen Gottes komme über Eure Majeſtät!“, hub er nach einigem Huſten zu peroriren an. „Nachdem in einem heiligen ökumeniſchen Concilio von den verſammelten Kirchenvätern, welche durch die beſondere Gnade Gottes erleuchtet werden, einmüthig beſchloſſen worden, daß es den gekrönten Häuptern der chriſtkatholiſchen Welt geſtattet ſein ſolle, kleinere Kirchenverſammlungen der Biſchöfe und Prälaten des Reiches unter Vorſitz eines Nuntii Seiner Heiligkeit, des kirchlichen Oberhauptes, zu halten, um über allenfallſige Streitpunkte in der Kirchenlehre und Liturgie geeignete Verhandlungen zu pflegen und beilegende Beſchlüſſe zu faſſen, ſo ſind die erhabenen Monarchen, welche Gott eingeſetzt und geſalbt, ohne Zweifel vollkommen berechtigt, von dieſer Erlaubniß der Kirche Gebrauch zu machen.“

„Was folgt daraus?“

„Inde sequitur, daß die aus solchen kleineren Kirchenversammlungen hervorgegangenen Synodalbeschlüsse in besonderer Erwägung des Umstandes, vermöge dessen sie unter Vorsitz eines Nuntii des Statthalters Gottes gefaßt worden sind, sich einer eben so vollkommenen Gültigkeit erfreuen müssen, als wären sie in dem ökumenischen Concilio zu Nicäa, oder in dem zu Constantinopel, oder in dem zu Ephesus, oder in dem concilio quini-sexto seu Trullano von den versammelten Kardinälen, Erzbischöffen ꝛc. gefaßt und unmittelbar von dem Oberhaupte der Kirche sanktionirt worden. Da nun aber der Statthalter Christi unmittelbar von dem heiligen Geiste inspirirt ist, so sind seine Beschlüsse nichts Anderes, als der Ausfluß des Willens des heiligen Geistes. Folglich sind alle sowohl aus den ökumenischen Conciliis, als auch die aus den Synoden entsprungenen kirchlichen Institutionen als Institutionen des heiligen Geistes zu betrachten.“

„Beliebe es Eurer Frömmigkeit, sich der Kürze zu befleißigen.“

„Sehr wohl, Ew. Majestät. Nachdem nun allerhöchstdero erhabene Vorfahren von Zeit zu Zeit solche kleine Kirchenversammlungen zu Nutz und Frommen der Christenheit, namentlich aber zum Verderben aller Ketzer, Sarazenen, Heiden und Türken wiederholt veranstaltet haben, so war auch Se. Majestät, der verstorbene König Severin allerhöchstseligen Andenkens, nicht nur durch die Gesetze der heiligen Kirche, sondern auch die des heiligen Herkommens und der königlichen Gebräuchlichkeit berechtigt, eine Synode auszuschreiben und zu versammeln.“

„Wozu soll das führen,“ fuhr der König auf, „in zwei Worten, was wollt Ihr, Franziskaner.“

„In tribus verbis — Ew. Majestät verzeihe meine Umständlichkeit, welche dem hochwichtigen Gegenstande meiner unterthänigsten Meldung nur angemessen ist. Es wird Eurer

Majestät nicht unbekannt sein, daß allerhöchstdero Vorfahr in der Regierung wirklich von diesem zwiefachen Rechte Gebrauch gemacht und eine Synode versammelt hat. In dieser Synodo universali seu nationali wurde nebst mehreren anderen hochwichtigen Dingen auch die Frage verhandelt, ob es den Priestern in gewissen außerordentlichen Fällen gestattet sein soll, das Beichtgeheimniß seinen Oberen zu eröffnen."

„Schändlich — und was wurde dießfalls in synodo universali seu nationali beschlossen?"

„Man berief sich zuvörderst auf einen Artikel in den Beschlüssen des concilii zu Nicäa und der folgenden Erörterungen über diesen Gegenstand, woraus abzunehmen war, daß in gewissen Fällen, welche von den Oberen beurtheilt werden sollen, ausnahmsweise der Beichtvater von der Pflicht der Bewahrung des Beichtgeheimnisses dispensirt werden könne. Da nun Se. Majestät wünschte, daß diese Fälle specialiter angegeben würden, damit kein Zweifel über den Sinn des Kirchengesetzes obwalten, auch niemals von einem Beichtiger ein praetextus speciosus in Anwendung gebracht werden könne, wie dieß schon öfter geschehen, wenn es sich um Erforschung eines dem Staate wichtigen Geheimnisses handelte, so wurde in Folge eines königlichen mandati der Beschluß gefaßt, daß es im Falle eines staatsgefährlichen, hochverrätherischen, die Interessen des Regenten und Staates berührenden Geheimnisses dem Priester nicht nur gestattet, sondern daß derselbe sogar verpflichtet sein solle, dasselbe zu offenbaren an die betreffenden allerhöchsten Personen, Behörden oder geistlichen Oberen."

„Zur Sache," drängte Se. Majestät.

„In Folge meiner obigen demonstratio secundum jus canonicum et pontificale, deren weitläufiger Nutzen sogleich im deutlichsten Lichte erscheinen wird, ist diese Synodal-institutio-ecclesiastica einer institutio sancti spiriti gleich zu erachten, und ich handle daher im Sinne des heiligen Geistes, indem ich Eure Majestät gehorsamst eröffne, daß mir

ein höchst wichtiges, unmittelbar die allerhöchste Person meines allergnädigsten Monarchen angehendes Geheimniß im Beichtstuhle geoffenbart worden ist, welches mich dermaßen beängstigt, daß ich in athemloser Eile zu den Füßen des Thrones Euerer Majestät kam, um mich meiner Last zu entledigen.“

Hier fieng der Franziskaner an bedeutend zu schwitzen. Große Tropfen standen an seiner Stirne, und er mußte sich erst selbige abtrocknen, ehe er im Stande war, mit seinem Vortrag fortzufahren. Obgleich er die ganze Rede mit Fleiß memorirt hatte, und sich, wie wir gesehen haben, durch nichts aus dem Kontext bringen ließ, so stiegen ihm doch nun beängstigende Zweifel auf in Bezug auf sein Vermögen, kitzliche Gegenstände auf eine schickliche Weise vorzutragen. Er versuchte es endlich in folgenden Ausdrücken.

„Eure Majestät, gnädigster Landesherr! Es ist nicht meine Schuld, daß ich Mitwisser eines Geheimnisses geworden bin, welches eine Beleidigung Eurer Majestät ist. Darum bitte ich, mir nicht zu zürnen und mich als ein unschuldiges Werkzeug des göttlichen Willens, der Euch günstig ist, zu betrachten, als einen demüthigen, willfährigen Knecht, der es nicht wagt, irgend eine der weisen Handlungen Eurer Majestät zu beurtheilen. Ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau, ich habe nichts zu erforschen gesucht, und es war zufällig, daß mich Frau Anastasia Samboro zu ihrem Beichtvater erwählt hat.“

„Lebt das Weib noch?“ fragte der König finster, ohne den Mönch anzublicken, „wohl dürfte sie ihre Gründe gehabt haben, einen so tüchtigen Beichtiger zum Beistand ihrer Seele zu erkiesen.“

Diese halb zornige Spottrede brachte den Franziskaner außer Fassung; denn er mochte wohl nähere Kenntniß haben von den geheimen Beweggründen der Frau Anastasia bei der Wahl ihres Beichtvaters. Er fieng an heftig zu zittern und verzweifelte an dem glücklichen Erfolg seiner Meldung.

„Weiter, weiter!“ herrschte der König mit so gewaltiger Stimme, daß der Franziskaner, wie vom Donner gerührt, zu seinen Füßen auf die Kniee stürzte.

„Ach gnädigster Monarch!“ flehte er zerknirscht, „Euer zorniges Antlitz hat mich entmuthigt und zum Tod erschreckt — ich vermag Euch nichts in Ordnung zu berichten — wollt Ihr Euch nicht belieben lassen, mich mit einem gnädigen Blick wieder aufzurichten.“

„Steh auf, Mönch!“ befahl Se. Majestät, „ich kann meinen Geberden nicht befehlen, wie ein Pfaffe den seinigen. Genug, Du hast nichts zu fürchten.“

Mit bebender Stimme fuhr der Franziskaner fort:

„Seit einigen Jahren führt Frau Anastasia Margaretha Christina, verwittwete Samboro einen äußerst gottseligen Lebenswandel, und der frommen Bußwerke sind mehr als der Freuden, die sie genießt. Seit einigen Jahren schon leidet sie an wiederholten Anfällen von Apoplexie, welche sie dergestalt ermattet haben, daß sie das Ende ihrer Tage fast alle Tage vor Augen zu sehen glaubt. In einem solchen Augenblick der Todesfurcht hat sie mir in der Beichte eröffnet, daß — daß — ich bitte Eure Majestät, seht mich nicht so grimmig an — daß — ein Prinz — Seiner Majestät des höchstseligen Königs Severin II. — noch — am Leben sei.“

„Ha, Versucher!“ murmelte Aleris schaudernd, erwiederte aber keine Sylbe auf des Franziskaners Bericht. Sein Stillschweigen versicherte diesen eben so gut des Eindrucks, den die betrübte Neuigkeit gemacht habe. Während einer langen Pause nahm des Franziskaners Befangenheit und Angst in demselben Grade ab, in welchem des Königs Bestürzung zunahm; denn dieser dachte an die Möglichkeiten alle, welche mit der unwillkommenen Botschaft verbunden sein konnten.

„Die Frau Anastasia,“ fuhr der Mönch zuversichtlicher fort, „welche, wie gesagt, unter meinem besonderen geistlichen

Schutz einen äußerst gottseligen Lebenswandel führt, wurde nämlich plötzlich, als die Nachricht von dem Ableben Ihrer Hoheit, der Mutter Eurer Majestät, zu uns — zu ihr, wollt' ich sagen, drang — von Gewissenszweifeln befallen; denn ihr geringer Verstand vermochte nicht zu unterscheiden, ob es Sünde oder ein frommes Werk sei, daß sie den angeblich verfolgten Prinzen zu retten versuchte. Als ich ihr ernstlich bedeutete, daß unter gewissen Umständen ihr Verfahren leicht eine arge Versündigung gegen Eure Majestät sein könne, gestand sie mir Alles, was sie von der Verfolgung und Errettung des Prinzen wußte. Es sei, erzählte sie, der Prinz von ihrem Gemahl, der ein großer Bösewicht gewesen, durch ihre Hilfe geraubt, aber ohne ihr Wissen und Zuthun in Sicherheit gebracht worden, indem Samboro ein anderes Kind, glaubend, es sei der Prinz, ermordete, oder bei Seite schaffte. Sie selbst habe lange Zeit an den wirklichen Tod des Prinzen geglaubt, bis sie durch einen Zufall erfahren habe, daß derselbe am Leben sei, und sich des besonderen Schutzes der Frau Herzogin erfreue. Eine der Kammerfrauen der seligen Herzogin, Eurer erlauchten Mutter, habe ihr nämlich im Vertrauen erzählt, daß ihre erhabene Frau, wie sie mit Mühe ausgespürt, insgeheim einen Knaben in der Ferne erziehen lasse, der nicht unwahrscheinlich ein uneheliches Kind der Prinzessin Angelika sei. Frau Sambora habe jedoch Gründe gehabt, Anderes zu vermuthen, doch ihr Geheimniß für sich behalten. Während des Lebens der hochseligen Frau habe sie es nicht über ihr empfindsames Herz gewinnen können, das Geheimniß zu offenbaren. Nachdem jedoch die Frau Herzogin verstorben sei, wären ihr Zweifel aufgestiegen, ob sie auch recht gethan habe — um so mehr, da die hohe Selige sie in ihrem Testament nicht bedacht hatte."

„Genug — wo ist das Kind, der angebliche Prinz?"

„Dieß" sagte sie, „wisse nur die Frau Herzogin und

höchst wahrscheinlich ihr Beichtvater. Diese tugendhafte Frau habe sich des Waisen angenommen, aber gegen Jedermann verheimlicht, wo sie ihn auferziehen lasse. Da nun Ihre Hoheit mittlerweile abgerufen worden aus diesem irdischen Jammerthal, so gebe es nur ein Mittel, das Geheimniß zu erforschen, nämlich eine ernstliche Verhaltung des Pater Pius zur Offenbarung desselben, welche am schicklichsten durch seine geistlichen Oberen zu bewerkstelligen wäre."

Sogleich wurde Pater Pius herbeigerufen. Während ihn der König erwartete, versuchte der Franziskaner wiederholt zu sprechen, allein die Majestät befahl ihm zu schweigen. Fröstelnd zog er sich zurück und Alexis versank in ein gedankenloses Brüten, welches Allen eigenthümlich ist, in deren Seele die Vernunft jede Gewalt über die Leidenschaft verwirkt hat. Kaum auf Augenblicke erwarmt von Liebe und Wehmuth, erstarrte sein unkräftiges Gemüth aufs Neue. Böse Geister walteten wieder mit seinen Gedanken und Empfindungen.

Endlich erschien Pater Pius, geführt von zwei Dienern, mit segnendem Gruß und lächelnder Freundlichkeit. Sein Gruß wurde nicht erwiedert, und ohne den schwachen Greis auf eine so schonungslose Gewissensfrage vorzubereiten, fragte der König mit Ungestüm nach dem Gegenstand seiner leidenschaftlichen Neubegier. Der ehrwürdige Pater, längst nicht mehr gewöhnt an die Liebloſigkeit der Welt, da er von den hohen Frauen, deren geistlicher Rath er gewesen, die zartsinnigste Schonung erfahren hatte, erwiederte im strengen Tone eines Richters:

„Es ziemt nicht dem Sohn, nach den geheimen Geständnissen der Mutter zu fragen, es ziemt nicht dem Christen, ein Beichtgeheimniß zu erforschen, und es ziemt dem König nicht, einen Diener Gottes in Versuchung zu führen."

„Erinnert Euch, ehrwürdiger Bruder," sagte der Franziskaner „erinnert Euch, was die Prälaten des Reiches un-

ter der glorreichen Regierung Severins II. in synodo universali hinsichtlich der Dispensation der Beichtiger von der Pflicht der Geheimhaltung gebeichteter Verbrechen beschlossen haben. Ein damals kreirtes Gesetz diene Euch nun zur Richtschnur. Ihr könnt nicht leugnen, daß Ihr verpflichtet seid, ein staatsgefährliches Geheimniß dem Oberhaupte des Reiches zu eröffnen."

„Die Könige," erwiederte Pius, „thun selten ihre Pflicht, und am wenigsten that sie der, so Gott ihm seine unerschöpfliche Gnade angedeihen ließ, hochselige König Severin II. Ich selbst habe der allgemeinen Synode beigewohnt, worin, wie ich mich erinnere, bestochene unwürdige Diener Gottes Gesetze machten, welche den Satzungen unserer heiligen Kirche und ihres göttlichen Stifters schnurstracks zuwider laufen. Da mich nun die besondere Gnade Gottes im hohen Alter das Rechte vom Unrechten genau unterscheiden ließ, so kann ich nicht über meine Pflicht im Zweifel sein und werde weder menschliche Gesetze noch die Belehrung eines jungen Priesters, der im Dienste des Herrn kaum eingeweiht ist, sondern das erhabene Beispiel der heiligsten Männer zur Richtschnur nehmen."

„Ihr vergeßt, alter Thor," sagte der König, indem er den Greis mit funkelnden Augen betrachtete, „daß ich Euch zwingen kann, meinen Befehlen Gehorsam zu leisten. Vor meinem Antlitz streift die Heuchlermiene ab, denn sie beleidigt mich, und ich bin Keiner, der an Eure erlogene Heiligkeit glaubt."

Drohend streckte sich der Greis empor.

„Wer Gottes Diener lästert," rief er, „lästert Gott, wer seinen Nächsten einen Thoren nennt, der wird verdammt werden. Hüte Dich wohl, Du von Gott verlassener König, daß Dein Maß voll werde; denn Jene sind verflucht, welche die Langmuth des Herrn erschöpfen. Ich fürchte Deine irdische Gewalt nicht, die Du durch Verbrechen erworben, denn

ich bin am Ziel meiner Tage und verkaufe nicht für ein paar Tage mehr des irdischen Jammers mein ewiges Wohl. Du kannst mich quälen und tödten, Tyrann, aber mich nicht zwingen von meinem Gott zu lassen. —"

Der Unmuth hatte dem Greis neue Kräfte gegeben, seine Stimme ertönte wie ein Donnerruf des Himmels, seine Gestalt verklärte sich. Alexis entbrannte in unzähmbarer Wuth über die Schmähungen und Flüche des Fanatikers, er sprang auf und ergriff ihn bei der Gurgel, um ihn an weiteren Lästerungen zu hindern. Erschöpft von der übermäßigen Anstrengung, entsetzt über die Begegnung der wuthblitzenden Blicke des erzürnten Königs, und plötzlich athemlos durch die würgenden Hände des Sinnlosen, stürzte Pater Pius lallend zu Boden. Sein Körper war zu schwach, eine so außerordentliche Gemüthsbewegung zu ertragen, er unterlag und streckte sich unter schwachen Zuckungen sterbend am Boden aus. In wenigen Sekunden war seine Seele aus dem gebrechlichen Haus entflohen.

„Jesus Maria," schrie der Franziskaner, indem er vergeblich den Leichnam aufzurichten versuchte, „er ist todt!"

„Ich habe ihn nicht getödtet," murmelte Alexis; aber sein emporgesträubtes Haar, seine stieren Augen und die Erstarrung aller Glieder widersprach ihm. Einige Augenblicke überließ er sich dem Entsetzen, dann wurde sein bleiches Gesicht bleicher, seine Blicke schrecklicher, seine Augen rollten unstät in den tiefen Höhlen, seine Zähne knirschten sich krampfhaft zusammen, der Schreck gieng in satanische Wuth über. Mit wenigen hastig herausgestoßenen Worten gab er Befehl zur Hinwegräumung der Leiche, zur Festnehmung des Franziskaners, und schloß sich dann ein, um ungestört und unbemerkt gegen leblose Dinge zu rasen. Von Tollheit ergriffen zertrümmerte er das kostbarste Getäfel, rannte mit gesenktem Dolch gegen die Tapeten und verwundete sich selbst an vielen Stellen, während Schaum aus seinem Munde floß.

Endlich stürzte er zu Boden und versank in einen lethargischen Schlaf.

Im Traum erschien ihm ein abscheuliches Ungeheuer mit Pferdefüßen, Hörnern und einem Ochsenschwanz, übrigens menschlicher Gestalt. „Du bist besser gewaffnet gegen die Unfälle des Lebens, als der Mensch," sagte sein Geist zu dem Gegenstand dieser seltsamen Begegnung. „Du hast harte Hufe, um dem nachschleichenden Verrath den Schädel einzuschlagen, Du hast Hörner, um die Schranken, welche man Dir in den Weg setzt, durchzustoßen, Du hast einen langen Schwanz, um das Ungeziefer blutsaugender Schmeichler und schmarotzender Hallunken von Dir zu jagen, Du hast endlich, wie ich bemerke, scharfe Klauen an den Fingern, um denen, die Dich beurtheilen, die Augen auszukratzen."

„Wohl wahr," sagte das Ungethüm, „aber ich brauche auch alle diese Waffen, denn ich habe weit mehr Feinde, als der Mensch, und weit geschicktere Mörder, Diebe, Betrüger zu Gegnern, als er, der nur mit Thieren in Fehde steht — daß ich mich in Kürze fasse — meine Feinde sind die Menschen."

„Wer bist Du?"

„Ein Geschöpf wie Du, nur stärkerer Natur und mächtiger an Geist. Uebrigens hättest Du besser nach meinem Namen gefragt, denn was ich bin, kann ich nicht sagen und Du würdest es nicht begreifen. Weißt Du doch selbst nicht, was Du bist. Man nennt mich Teufel, bösen Geist, Satan, Pluto, Höllenfürsten; doch ist meine Majestät nicht so groß, daß ich über eine andere Hölle zu gebieten hätte, als diese Welt ist. Ich bin ein Wesen von einem Geschlecht, das erhaben ist über den Menschen, wie er es ist über das Thier, ich beherrsche ihn, wie er das Thier, und meine Macht erstreckt sich über alle lebenden Geschlechter, die Eure Kurzsichtigkeit wahrnehmen kann. Der Mensch ist das Wild, auf das ich Jagd mache, wie er auf Hasen, Hirsche, Rehe und

dergleichen. Ich nähre mich von euren Thränen, eurem Jammer, wie er sich nährt vom Fleisch und Blut der Thiere. Darum nennt ihr mich böse, wie der Jäger die Hyäne und sonstige Thiere, welche euch gefährlich sind. So beschimpft ihr Gott in seinen Werken, in seiner unbegreiflichen Anordnung des Universums, weil ihr das Beste der Welt euer eignes Wohlbefinden nennt. So mag ein Wurm den Menschen hassen, dessen Fuß ihn zertritt, wie ihr den Teufel haßt, der euch plagt.“

„Blasphemie! — also wäre der Teufel ein Werkzeug Gottes, des Allgütigen, und der Mensch nicht Herr dieser Welt?“

„Nicht mehr Herr der Welt, nicht mehr Herr seiner Kraft, als der Stier, welcher im Joche für den Menschen arbeitet. Tausende von Geschöpfen edlerer Art walten in dieser Welt unsichtbar über euch. Sie lenken euren Willen, euer Schicksal mit dem, was ihr Zufall nennt, so daß von eurer Freiheit nichts übrig bleibt als der Name. Folge mir, und ich will Dir zeigen, wie wir das menschliche Geschlecht regieren.“

Alsbald entfaltete er ein mächtiges Schwingenpaar und erhob sich mit dem erstaunten Menschengeist hoch über die fernsten Wolken. Nachdem sie schweigend durch stürmische Regionen, umbraust von Wolken und erleuchtet von Meteoren, dahingeflogen waren, ließen sie sich in ein schönes Thal nieder, wo ein schöner Meierhof stand. Im Garten desselben fanden sie einen rüstigen Mann mit einem ehrlichen Gesicht, der sich mit seinen Bäumen und Pflanzen beschäftigte. Er sang ein Liedchen zur Arbeit, und schien sehr guter Dinge.

„Dieser Mann,“ sagte der Dämon, „ist in dieser Gegend sehr angesehen als ein streng rechtlicher, gutmüthiger Nachbar, als ein zärtlicher Vater, als ein, so zu sagen, tugendhafter Mensch. In der That verdient er diesen Ruf voll-

kommen; denn sein Charakter ist der einfachste und beste, sein Herz ist so weich wie ein weibliches und doch sein Sinn fest und beharrlich. Von der Rechtlichkeit hat er so strenge Begriffe, daß er lieber tausend Mal unrecht leidet, als einmal unrecht thut; ein edler Zorn ergreift ihn, wenn er von Eigennutz, Geiz und Betrug hört, denn ihm selbst sind diese Laster fremd. Dabei ist er kein Verschwender, und hat sich durch Fleiß und Geschicklichkeit sein ererbtes Besitzthum nicht nur erhalten, sondern bedeutend vermehrt. Er selbst gesteht, daß er zufrieden und glücklich sei, und daß ihm nur das fremde Elend trübe Stunden mache, denn er wünschte Allen ein gleiches Loos. So eben denkt er fröhlich über sein beneidenswerthes Loos nach und freut sich des vollbrachten Guten. Ich werde mir die Freiheit nehmen, in seine Ideen einzugreifen, nimm ihn wohl in Acht und Alles, was um ihn vorgeht."

So sprechend winkte der Dämon mit der Hand. Kein auffallendes Ereigniß, kein Wunder folgte seiner Beschwörung. Aber von der nahen Heerstraße sah man einen prächtigen mit vier Pferden bespannten Wagen gegen die Meierei herankommen. Ein wohlbeleibter Mann und zwei blendend schöne Frauen saßen in demselben und unterhielten sich allem Anschein nach vortrefflich. Zwei reitende Bediente folgten ihnen, der ganze Zug verkündete den Reichthum eines sehr vornehmen Herrn. Sobald ihn der glückliche Landwirth ansichtig wurde, ließ er Spaten und Schaufel fallen, und betrachtete neugierig die schönen Frauen, den kostbaren Wagen und die reichgekleideten Bedienten. Der Anblick fesselte ihn so, daß er noch lange mit weit geöffnetem Munde da stand, als der Wagen schon längst aus seinem Gesichtskreis verschwunden war.

„Der reiche Glückspilz," sagte der Dämon, „ist ein Jugendfreund des Landwirths. Glückliche Handelsunternehmungen, begünstigt von einem rastlosen Spekulationsgeist, haben ihm einen ungeheuren Reichthum, Einfluß bei Hofe, Macht

und Ehre erworben. Laß uns hören, welche Störung dieser Anblick in dem Ideenleben des Glücklichen hervorgebracht hat.“

„Welch ein Loos!“ sagte dieser vor sich hin, indem er seine Arme verschränkte und seine Fröhlichkeit in Ernst verwandelte; „ich beneide ihn nicht, aber wünschen könnte ich fast, daß ich eben so mit meinem Pfund geschaltet hätte wie er. Könnte ich nicht eben so reich, eben so angesehen sein, eben so schöne Frauen und Pferde haben? Ist es nicht Müßiggang, nicht Trägheit, nicht einfältig, so auf meines Vaters Erbe zu vegetiren gleich einer Pflanze, ohne Veränderung, ohne größeres Besitzthum, größere Ehre zu erstreben? Bin ich nicht ein Thor, daß ich mit mäßigen Zinsen von meinen Gütern mich begnüge, könnte ich nicht damit Schätze erwerben?“

„Diese Vorstellung,“ sagte der Dämon, während der Landwirth in heftiger Unruhe auf- und abschritt „wird diesen redlichen Mann nicht eher verlassen, bis sie ihn zum Spekulanten, Betrüger, Dieb und Mörder gemacht haben wird. In zwei Jahren wird Alles dieß geschehen sein, und der redlichste Mann seiner Zeit von heute wird dann als ein Erzschurke auf dem Rad sterben.“

„Entsetzlicher — wie kann ein so geringfügiger Zufall die Grundsätze eines ehrenwerthen und besonnenen Mannes untergraben?“

„Das geht Alles sehr natürlich zu. Die Grundsätze welche sich dieser Mann erworben hat, wie alle menschlichen Grundsätze, haben nur eine gewisse Kraft, welche sie im Kampf verbrauchen können; denn, wie Ihr wißt, werden alle Waffen stumpf. Der Biedermann hier wird alle vier und zwanzig Stunden mit den seinigen hadern und am Ende wird sie der Zufall bezwingen. Der Zufall hat es gefügt, daß er heute eben an dem Tag der Versuchung von seiner Familie fern ist. Er kann daher ungestört seinen plötzlich

erweckten Ideen über Veränderung seines Schicksals nachhängen und das Gefühl wird ihn nicht belehren, daß er ein wirkliches Glück für eine Chimäre zu opfern beabsichtige. Der Zufall hat es ferner gefügt, daß ihm heute in der Wirthschaft kleine Verdrießlichkeiten begegnen müssen, welche ihm seine Lage vollends unerträglich erscheinen lassen; Alles dieß wird beitragen, die neuerwachte Vorstellung immer stärker zu machen, sie wird endlich fix und leidenschaftlich, und reißt seine zweifelhafte Seele zu einem Entschluß hin. Ehe noch seine Familie zurückkehrt, ist sie schon so herangewachsen, daß er sich fortan mit nichts weiter beschäftigt; er empfängt sein Weib mit einem kalten Gruß und sucht die Einsamkeit, um über den schönen Wagen, die schönen Pferde und die noch schöneren Frauen nachzudenken. Nicht eher erklärt er sich über das, was ihn beschäftigt, bis er fest entschlossen ist, binnen vier Wochen Haus und Hof zu verkaufen und mit dem daraus gelösten Geld Handel zu treiben. Sein verständiges Weib verläßt mit Thränen die gewohnten Räume, aber ihr spekulativer Gemahl spricht mit ihr so viel von schönen Wagen, Pferden und Bedienten — die schönen Weiber übergeht er mit Stillschweigen — bis sie sich im Vorgenuß aller dieser Herrlichkeiten zufrieden giebt. Er tritt nun mit einer offenen Stirne, mit seinen reellen Grundsätzen und mit stets großer Aufrichtigkeit in eine ihm fremde Welt voll Trug und Bosheit. Bald hat er seine Kapitalien verspekulirt, der Mangel droht ihn zu beschleichen, und in der Verzweiflung über sein Mißgeschick, voll Scham über seine Thorheit, schreitet er, um sich aus einer Lage zu befreien, welche ihm um so schrecklicher erscheint, da er sie bisher nur vom Hörensagen kannte, zu einem Hilfsmittel, welches er von Jenen lernt, die ihn um das Seinige gebracht hatten, zum Betrug. Allein sein Dilettantismus stürzt ihn in ein neues Unglück, er verliert seinen guten Namen, seine Ehre und kann doch den Mangel von sich nicht abwenden. Sein Weib

verläßt ihn mit Vorwürfen wegen ihrer verschleuderten Mitgift und ergiebt sich einem Anderen, der den größten Theil des Vermögens durch Betrug an sich gebracht hatte, seine Tochter beschimpft ihn, sein Sohn mißhandelt ihn. Verlassen von seinen Blutsfreunden, verhöhnt von seinen Bekannten, arm, krank und hungerig findet er sich auf die Straße hinausgestoßen. Er weint, aber sein Hunger wird dadurch nicht gestillt; er betet, aber der Hunger bleibt unerbittlich. Auf der Straße verfolgen ihn die Hunde, in der Kirche vermeidet Jeder eine Berührung mit dem zerlumpten Christen. Sein Bewußtsein, dasselbe Bewußtsein, welches den Gerechten der Sage nach trösten soll, bringt seine sanftmüthige Seele zur Wuth. Er findet, seine Redlichkeit allein habe ihn in dieß Unglück gestürzt, er flucht und fühlt sich erleichtert, er beschließt, ein vollkommener Schurke zu werden, und fühlt sich erheitert. Er fängt an zu stehlen, wird ertappt, gezüchtigt, losgelassen, wieder ertappt, gebrandmarkt, losgelassen. Er zieht sich in die Wälder zurück und fängt an, aus dem Stegreif zu leben. Er macht zuweilen einen guten Fang, aber sein Handwerk gefällt ihm nicht; er weint über sich und die Welt. Eines Tags plündert er einen vornehmen Herrn, Barmherzigkeit bestimmt ihn, dem Beraubten das Leben und die Freiheit zu schenken. Der Beraubte, nachdem er ihm Verschwiegenheit geschworen, läßt sogleich im nächsten Ort die Behörden unterrichten, den Räuber verfolgen, gefangen nehmen und nach der Hauptstadt bringen. Dort macht man ihm einen kurzen Prozeß, in dessen Folge dem Unglücklichen Arme und Beine zerschlagen, seine zerquetschten Gliedmaßen aber auf das Rad geflochten werden. Dieß sind die Folgen der einzigen Ideenstörung, welche ich bewirkt habe, indem ich der Gemahlin des Glückspilzes die Laune eingab, welche sie bestimmte, trotz der Widerrede des Herrn Gemahls einen Seitenweg einschlagen zu lassen. Wäre die prächtige Karrosse nicht am Zaun von des Biedermanns Garten vor-

beigefahren, so würde dieser noch lange Jahre mit seiner Familie glücklich leben und zuletzt sterben, um weinend Enkel und Freunde, einen unbefleckten Namen und ein ansehnliches Vermögen zu hinterlassen.“

Nach einer neuen Luftreise kamen sie endlich in die übelriechende Atmosphäre einer Weltstadt. Ein prächtiger Palast öffnete sich ihnen, sie traten unsichtbar in einen eleganten Salon, wo eine große Gesellschaft vornehmer Damen und Herren versammelt war und Chokolade trank. Eine Dame von ausnehmender Schönheit machte die Honneurs und präsentirte Jedem der Gäste mit anmuthigem Lächeln eine Tasse des süßen Tranks. Eben war sie beschäftigt, die letzte Tasse zu füllen und einem Mann von stolzer Miene zu überreichen, als der Dämon mit einem Hauch das leichte Gewebe eines Vorhanges am offenen Fenster auf die Seite blies, so daß ein Strahl der Abendsonne in das Zimmer drang.

„Sieh hier, blinder Erdensohn,“ sagte das Scheusal mit wildem Hohnlächeln „es kostet mir nur diesen Athemzug und ein mächtiges Volk ist vernichtet.“

„Du treibst einen furchtbaren Scherz mit mir.“

„Geister meiner Natur scherzen nicht — am wenigsten mit Deines Gleichen. Die Geschöpfe des Alls werden immer weniger spaßhaft, je vollkommener sie sind. Den possierlichen Affen übertrifft der weit weniger possierliche Mensch an Vollkommenheit und die ernste Natur unseres Wesens ist vollkommener als die eure. Ich werde dich leicht von der Wahrheit meiner Vorhersagung überzeugen. Jenes schöne Weib ist die Mätresse eines mächtigen Königs, und der stolze Mann, dem sie die Tasse darreicht, ist dessen erster Minister, ein ehrlicher Mann von großen Tugenden und darum der Mätresse nicht sehr günstig. Sieh hier, was ich bewirke. Der Sonnenstrahl, welchem ich Eingang verschaffe in diese honette Gesellschaft blendet des Ministers schwache Augen so stark, daß er die dargereichte Tasse fallen läßt und das

prächtige Sammtkleid der schönen Wirthin, die kostbaren Spitzen und feinen Stickereien mit der Chokolade begießt. Vergebens entschuldigt er mit trockenen Worten seine Ungeschicklichkeit, sie ist in den Augen der vielfach Besudelten eine absichtliche, unverzeihliche Beleidigung, welche sie zur Rache entflammt. Lange schon glaubt sie mit Recht, daß der Beleidiger sie gering schätze, denn obgleich sie ihm vielfache Gelegenheit gegeben, ihre ausgezeichnete Gunst zu erwerben, hat er selbe doch immer unbenützt gelassen. Die Schmach, welche ihr nun widerfahren, die schlecht verhehlte Laune der Gesellschaft, das verdorbene Kleid und die Erinnerung an frühere Beleidigungen, Alles das wirkt zusammen, um ihren unthätigen Haß in leidenschaftliche Verfolgungen umzuwändeln. Sie benützt die nächste Gelegenheit, um den Minister bei ihrem königlichen Geliebten zu verlenmden, und ruht nicht, bis sie dessen Abdankung in allerhöchster Ungnade bewirkt. Dadurch wird die ganze Politik seiner Regierung umgeändert. Ein barbarischer Monarch hegt feindliche Absichten gegen ein benachbartes Volk, das unter sich uneinig und durch bürgerliche Unruhen entkräftet ist. Er will dasselbe unterjochen, sein Gebiet mit anderen Monarchen theilen und so sein Reich besser arrondiren. Ein nicht minder mächtiger Kaiser beschützt jedoch das bedrängte Volk auf die edelmüthigste Weise. Er ist mit dem König dieses Landes in engem Bündniß und dieß Verhältniß sichert das bedrängte Volk allein gegen die Uebermacht des Barbarenfürsten. Der unglückliche Minister ist der Knoten dieses Bundes. Nach seiner Entfernung kommt ein bestochener Günstling der Mätresse ans Ruder, welcher es vortheilhafter findet, mit dem Barbarenfürsten ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Der menschenfreundliche Kaiser verliert so einen mächtigen Freund. Die Politik des ganzen Welttheils wird verändert und der Barbarenfürst erreicht seinen Zweck. Er unterjocht das herrenlose Volk und drei Könige theilen sich in seinen Raub. Alles dieß würde nicht

geschehen sein, wenn der ungeschickte Minister nicht so unglücklich gewesen wäre, das Sammtkleid der Mätresse mit Chokolade zu begießen.“

„Schrecklich! — aber warum erschließest Du mir das Geheimniß des Schicksals?“

„Um Dich zu trösten, Elender, um Dich vorzubereiten zu dem letzten Aufschluß, dessen ich Dich würdigen will.“

Und abermals durchflogen sie die Räume des Himmels und verloren sich weit vom Dunstkreise der Menschen in stürmischen Regionen. Endlich gelangten sie in ein wunderbares Land, welches rings von undurchdringlicher Finsterniß umgrenzt war. Es war mit Städten bedeckt, deren Bauart zum Theil die ältesten Zeiten verrieth, von Menschen bewohnt, welche bald in Thierfelle, bald in eiserne Rüstungen, bald in weiche Seide, bald in plumpes Geflechte gekleidet waren. Sie gelangten hier durch ein wirres Chaos in eine Stadt, welche ihrem Grundriß und ihren Umgebungen nach viel Aehnlichkeit mit der Hauptstadt von Arapatnam hatte. Offenbar waren es auch Bewohner dieses Landes, welche sich hier im bunten Gewoge auf den Straßen umhertrieben, allein ihre Tracht war etwas verändert und auch ihre Mundart war nicht ganz dieselbe. Auf einem großen Platz, wo sich das Volk zu einem Schauspiel versammelte, ließen sie sich aus den Lüften herab und folgten den Schritten eines prächtig gekleideten Weibes, welcher ihr Taschentuch entfiel. Sogleich hob es ein junger Ritter von der Erde auf und überreichte es erröthend der Eigenthümerin. Die Schöne dankte mit Erröthen und entfernte sich schweigend.

„Wir sind hier,“ sagte der Dämon, „in dem Reiche der Vergangenheit. Das schöne Weib, welches Du eben flüchtig gesehen und bei dessen Anblick Dein Herz pochte, war eine tugendhafte Prinzessin bis zu dem Augenblick, in dem ihr das Schnupftuch entfiel. Dieser unbedeutende Zufall aber macht sie zur Ehebrecherin, verursacht einen Königsmord, ist schuld

daran, daß ein ganzes Reich zu Grunde geht, und der eigene Sohn des unglücklichen Weibes eines elenden Todes stirbt. Der galante Ritter entbrennt in sie, verfolgt, verführt sie und zeugt mit ihr einen Bastard, der einen König vom Thron stürzt und selbst auf den Höhen desselben zu Grunde geht."

Hierauf winkte der Dämon und ein finsterer Nebel bedeckte den Schauplatz. Nachdem er sich wieder zerstreut hatte, wurde dieselbe Umgebung noch ein Mal sichtbar. Allein die Häuser waren schwarz geworden, theils verändert, und die Straßen wimmelten von Menschen, welche in eine minder fremdartige Tracht gekleidet waren. Unter ihnen ragte hoch zu Roß ein schöner freundlicher Jüngling hervor, den die Menge gerne begrüßte, weil sie des lächelnden Dankes gewiß war.

„Was erfaßt Dich bleiches Entsetzen?" spottete der Dämon, „warum beben Deine Kniee, warum ist Dein Auge starr auf die schöne Gestalt geheftet? Erschrickst Du vor diesem klaren Antlitz, worauf Unschuld, Unbefangenheit, Edelmuth, Milde und Kühnheit leuchten, bebst Du vor diesem großen offenen Auge, vor diesem freundlich lächelnden Mund? Ahnst Du das Unglaubliche, daß dieser biedere, gutmüthige Knabe mit seiner frohen Brust, mit seinen heiteren Augen ein blutdürstiger Tyrann, ein Hasser der Menschheit, ein Verfolger seiner Unterthanen, ein Mörder der Wehrlosen werden wird? Und doch welche edlen Anlagen sind in ihm unverkennbar! Er steht am Scheideweg seines Schicksals. Käme es ihm nicht plötzlich bei, sein Pferd zu spornen, so würde er länger in dieser Straße verweilen und den Schönen am Fenster zur Augenweide dienen und eine dieser gefühlvollen Neugierigen, die Einzige eben, welche sein unschuldiges Herz entzünden könnte, würde nicht mehr durch eine unaufschiebliche Verrichtung abgehalten sein, die brennenden Strahlen ihrer Blicke gleich Pfeilen in seine Brust zu schießen, der Jüngling würde morgen nicht mehr frei sein, würde sich

nicht in eine verbotene Liebe einlaſſen, würde keine Ehefrau verführen, durch keine Gewaltthat zu früh auf den Thron gelangen, nicht durch tauſend ſchlimme Erfahrungen in ſeinem Gemüth verbittert werden. Vielmehr würde eine glückliche Liebe ſein übermäßiges Feuer verzehren, eine rechtmäßige Thronfolge würde ihn nicht zu zeitig auf der Menſchheit Höhen führen, er würde ſtatt jugendlicher Thorheiten nur Thaten der Mäßigung und Beſonnenheit vollbringen, er würde keine zu Menſchenhaß ſtimmenden Erfahrungen machen, und am ſpäten Abend ſeiner Tage ſein Volk ſegnend und von ſeinem Volk geſegnet zu Grabe gehen. Er würde den Ruf eines weiſen, tugendhaften Regenten hinterlaſſen, und dieſes Glück hauptſächlich der prompten Verdauung einer ſchönen Dame zu danken haben. Darum gehab Dich wohl und lebe, wie Du kannſt.“

„Und was würde geſchehen ſein, wenn die ſchöne Prinzeſſin das Taſchentuch nicht verloren hätte?“

„Dann, Unglücklicher, wäre Dir wohl, Du wäreſt nicht geboren worden.“

6.

Schnell entschwunden wie dieser Traum war das Andenken an seine besseren Vorsätze, vergeblich kämpfte seine bessere Natur gegen den Glauben an ein unbezwingbares Verhängniß, die Seele des unglücklichen Königs war verloren. Ein schmachvolles Ende, wie es ihm geweissagt war, zu verhüten, war sein einziges Streben, der Stolz und die Wuth seine einzige Empfindung. Während er sich vergeblich bemühte, die Spur des vorgeblichen Nebenbuhlers zu entdecken, während Frau Samboro an der Angst, an Gewissensbissen und allen jenen Uebeln leidet, welche Folgen ihrer Ausschweifungen und Laster sind, während Alexis gegen alle vermuthlichen Mitwisser des großen Geheimnisses mit ungerechter Grausamkeit wüthet, der Franziskaner aber aus dem Gefängnisse seine mächtigen Oberen von seiner Einkerkerung sowohl als auch von der Ursache derselben unterrichten läßt, während endlich die unglückliche Amanda sich der Versöhnung mit ihrem unverbesserlichen Gemahl nicht erfreut, stellt sich uns in dem bekannten Nonnenkloster eine neue Szene dar.

Angelika hatte sich nach dem Ableben ihrer Mutter neuerdings mit ihrem göttlichen Bräutigam in heiligen Rapport gesetzt, um zu erfahren, welchen Gebrauch sie von dem

ihr mitgetheilten Geheimniß zu machen habe. Er hatte ihr in wiederholten Visionen die Pflicht ans Herz gelegt, dem verstoßenen Prinzen zu seinem Recht zu verhelfen, damit er die ihm von Gott zugedachte Krone seiner Väter wieder erlange, damit die Sünde in der Person des verbrecherischen Regenten abermals eine Niederlage erleide und die arme Seele ihres verirrten, vom Versuchergeist besessenen Bruders für das ewige Leben gerettet werde. Er, der gekreuzigte Heiland, versprach ihr dagegen das Leben des zu opfernden Alexis zu beschützen, und in den Schooß seiner Gnade zurückzuführen. Er versprach, die beiden Geschwister nach Vollbringung eines frommen Wandels, nach Bestehung der für des Bruders Seelenheil nothwendigen harten Bußwerke und Selbstzüchtigungen, dereinst in dem Reiche der überschwenglichen Seligkeiten aufzunehmen und sie dort vollkommen zu vereinigen. Von nun an war ihr das Opfer ihrer Schwärmerei eine zweifache Person, gegen welche sie zweifache Gesinnungen hegte. Den sündigen Thronräuber, den Sohn der Schande, den Bastard ihrer Mutter haßte sie mit allem Eifer einer frommen Seele, sie trachtete ihn zu verderben, aber nur aus unendlicher Liebe zu dem künftigen von aller Sünde und erborgten lügnerischen Hoheit gereinigten und entkleideten Alexis, den Bruder, den geistig Geliebten, mit dem sie dem Versprechen des göttlichen Bräutigams nach dereinst wieder vereinigt werden sollte. Allein in diesen frommen Vorsätzen störte sie eine seltsame innere Spaltung, welche sie später für ein Kunststück des Teufels erkannte. Sie fühlte nämlich, wenn sie des gereinigten Alexis dachte, ihre Liebe zu dem Gekreuzigten bedeutend vermindert, und umgekehrt vergaß sie ihren zu säubernden Bruder, wenn sie das hölzerne Bild des Erlösers umarmte. Diese Spaltung erzeugte in ihrem Gemüth ein Wanken und Zweifel, welches selbst der kräftigen Disziplin widerstand und sie auf Augenblicke den dem Erlöser bezeigten blinden Gehorsam bereuen ließ.

Eines Abends war sie eben wieder erschöpft und blutig von unbarmherzigen Geißelhieben zu den Füßen des Standbildes niedergesunken und von einer unbezwingbaren Furcht ergriffen, als sich vor den Pforten des Klosters ein Geräusch vernehmen ließ, welches ihre Unruhe zur Angst steigerte. Ihre Angst wurde zum Entsetzen, als man ihr meldete, die unglückliche Schwester Anna sei eingebracht worden, um im Kloster die verdiente Strafe für ihren Meineid, für ihre Entweichung und die schändliche Gemeinschaft mit einem Manne zu erleiden. Das grausame Gesetz des Fanatism verurtheilte sie zur Einmauerung; aber Angelika schauderte vor dem Gedanken zurück, eine solche unmenschliche Strafe über die gewesene Freundin zu verhängen. Weltliche Gerichtsdiener, welche die Flüchtlinge entdeckt und verhaftet hatten, brachten Iduna ohnmächtig an die Thore des heiligen Gebäudes, wo sie von den Laienschwestern empfangen und, so bald sie sich erholt hatte, zur Aebtissin gebracht wurde.

„Barmherzigkeit!“ schrie die Unglückliche, indem sie sich zu Boden warf und die gebundenen Hände zur Freundin erhob, und neuerdings sank sie erstarrend nieder. Die Todesblässe auf ihren Wangen und die Zerrüttung des Entsetzens in ihren Zügen machte Angelika zittern. Jetzt erst empfand sie das erdrückende Gewicht ihrer grausenvollen Pflicht und mit Abscheu dachte sie an ihre Erfüllung. Einen Bruder und eine theure Freundin sollte sie einem schrecklichen Schicksal überliefern. Beide waren in dem Augenblick geopfert und kein Rückschritt, keine Rettung war denkbar. Ihre Heiligkeit erschien ihr nun als eine gräßliche Verblendung, ihre Tugend ein fluchwürdiges Verbrechen.

„Geh, Unglückliche,“ stammelte sie weinend, „ich werde Gott um Erleuchtung bitten in dieser schweren Stunde unerhörter Prüfung.“

Aber das Gebet gewährte ihr keine Erleuchtung. Umsonst rang sie die Hände und zerschlug sich die Brust in wü-

thender Verzweiflung, umsonst schrie sie ihren göttlichen Bräutigam um Rath und Belehrung an, kein Strahl des Himmels drang in ihre gepeinigte Seele. Die Gegenstände ihrer Andacht widerten sie an, mit Ekel betrachtete sie das blutige Heilandsbild, mit Ungläubigkeit und Haß das Bild der Madonna. Ein traumreicher Halbschlaf lähmte ihre Besinnung. Es erschien ihr in lichtvoller Glorie der Heiland und überreichte ihr eine schimmernde Krone. Zu ihren Füßen aber kniete ein schöner dunkellockiger Knabe mit schwermüthigen Blicken und ließ sein Haupt von ihr mit dem Kleinod zieren. Weinend drückte sie das Kleinod an seine Schläfe — und erwachte.

Sie fand sich wachend in wunderbarer Bewegung. Ihre Wangen glühten, ihr Herz pochte, aber die Angst war verschwunden. Heimliche Stille herrschte im Kloster, laue Nachtlüfte rauschten aus dem Gebüsche des Gartens herauf und kühlten ihre heißen Schläfe. Wollüstige Bilder umgaukelten sie, und heftig athmend dachte sie der möglichen Träume, welche mit leisem Tritt an dem Lager der jüngeren Nonnen mit entblößten Brüsten, warmen Lippen, üppigen Gliedern kosen dürften. Nackte Knabengestalten von englischer Schönheit tauchten aus den Dünsten ihrer Phantasie, an diesem entzückte sie ein leuchtendes Augenpaar, an jenem der zarte weiche Gliederbau, an einem andern die blendende Haut, rosige Wangen, anmuthige Bewegung. Jede reizende Attitude des menschlichen Körpers stellte sich ihr in dieser Engelgruppe dar, jede sinnliche Lust verbarg sich in dem Gefühle der süßesten Heiligkeit. Das ist die Seligkeit, dachte sie, welche die von Gottes Gnaden Gewürdigten im Schauen der Völker des Himmels empfinden, dieß Gefühl die Bürgschaft dafür, daß der heilige Geist mit seinen heiligen Wonnen sie überkommen habe.

Während sie so träumte und gänzlich der Armen vergaß, welche in der feuchten Tiefe unter Klaggestöhne wachte, pochte

es leise an ihrer Thür und hereintrat, geleitet von der flüsternden Pförtnerin, der alte Fürst Auson und eine fremde weiblich gekleidete Gestalt, welche furchtsam und neugierig zugleich umherblickte. Schneller pochte Angelikas Herz, als sie Auson gewahrte. Er war, des Königs Unstern verfolgend, bis in das Heiligthum des Klosters und in Angelikas Geheimniß gedrungen, er hatte sich von ihr den Auftrag zur Aufsuchung des Prinzen erschlichen und kehrte nun nach vollbrachter Mission mit schadenfrohem ironischem Lächeln zurück.

„Er ist es," flüsterte er auf die verschleierte Gestalt zeigend, „er der Sohn Severins, der rechtmäßige Erbe dieses Thrones. Ich bring ihn Euch, hochwürdige Frau, damit Ihr ihn in diesen geweihten Mauern verbergt, bis es Zeit ist, ihn dem Volke zu zeigen."

Bei diesen Worten schlug er den Schleier, mit welchem der junge Mensch verhüllt war, zurück.

„Er ist es," rief Angelika in Verzückung, „er ist es, der schwarzgelockte, auserwählte Jüngling, der mir im Traum erschien und dessen Haupt ich bekrönen soll."

So sprechend warf sie sich vor ihm nieder.

„Empfange die Huldigungen Deiner frommen Magd," sagte sie in Extase „denn Dich haben nicht Menschen aus ihrem Kreise erwählt, Du bist von Gott gesandt, aus diesem Land, wo die Sünde herrscht, ein Reich des Herrn zu machen. Du wirst gleich dem Erlöser der Schlange den Kopf zertreten, du wirst mit Weisheit und Gottesfurcht regieren, an Dir werden die Völker der Erde und des Himmels ihr Wohlgefallen haben; die Zeit der Prüfung und des Kampfes ist vorbei, der Himmel hat gesiegt."

„Ihr seid also entschlossen, hochwürdigste Frau," sagte Auson, „wird Euer Herz uns ferner nicht stören in unserem heiligen Vorhaben?"

„Gott hat gesiegt," wiederholte Angelika, „ich bin entschlossen und kein irdisches Gefühl ist mehr in meinem Her-

zen, das Gott mit seiner reichsten Gnade erfüllt hat. O ich bin es nicht werth, das Werkzeug seines höchsten Willens zu sein.“

Auson empfahl noch ein Mal den verkleideten Prinzen ihrer Obhut und entfernte sich, mit einer ehrerbietigen Verbeugung, seine Hand küssend. Die Pförtnerin, welche vor der Thüre gewartet hatte, geleitete ihn wieder hinweg und ließ die Geheimnißvolle bei der Aebtissin zurück.

„Stärkt Eure ermatteten Glieder durch Schlaf, hoher Herr, indessen ich zu Euren Füßen mich lagere und für Euch bete. Vergebt, daß Eure demüthige Magd Euch nichts bieten kann, als ein elend hartes Lager, wie es einer Büßerin geziemt.“

So sprach sie zu dem verlegenen Jüngling und geleitete ihn durch das spärlich erhellte Gemach zu ihrer Schlafstelle. Lange zögerte der Schüchterne, das Anerbieten der Frommen anzunehmen, aber endlich gab er ihren Bitten nach und streckte sich auf die groben Decken hin. Angelika kniete neben dem Lager hin und murmelte mit unverwandt auf den Jüngling gerichteten Blicken ein eifriges Gebet für sein Heil. Bald schlossen sich seine Augen und ein sanfter Schlummer röthete die schönen Wangen und hob die junge Brust. Seine hohe klare Stirne von dunklen Haaren umschattet, sein süßlächelnder Korallenmund, hinter welchem sich eine Reihe weißer Zähne halb verbarg, seine weichen schönen Hände, die sich nachlässig auf seiner bewegten Brust falteten, waren Gegenstände der unablässigen Aufmerksamkeit seiner Beschützerin. Bald wurden ihre Gebete minder eifrig, aber ihre Brust noch mehr bewegt von stummer Andacht, und kaum sah sie den Schützling im festen Schlaf der Sinnenwelt entrückt, als sie das Bedürfniß fühlte, dem Erlöser für seine ihr erwiesene Gnade zu danken und den sündigen Leib noch ein Mal zu züchtigen, damit sie sich von allem Irdischen säubere. Leise schlich sie zur Statue des Gegeißelten hin, entkleidete ihre

Schultern und Hüften und ließ vorsichtig einige Streiche auf ihre Lenden fallen. Allein der Jüngling schlief nicht. Er sah mit Verwunderung und geheimer Lust die seltsame Andachtsübung der Frommen und sein Blut gerieth in Aufruhr. Lange blieb er ein unthätiger Zeuge dieser Geißelung; aber als die Büßerin in reizender Attitude hinsank in Erschöpfung, da übermannte ihn die Begierde und rasch verließ er das schlechte Lager, um sich athemlos auf leichter Zehe in die Atmosphäre der Heiligen zu begeben. Diese befand sich abermals in dem Zustand des Halbschlafs und der Verzückung.

„O mein Erlöser!" seufzte sie träumend und streckte ihre entblößten Arme aus — der Jüngling drängte sich in ihre Umarmung.

„Geliebter Heiland!" fuhr sie fort, indem sie ihn an sich preßte.

„Theure Angelika," antwortete der glühende Jüngling und umschlang ihre brennenden Hüften.

„O wie glücklich macht mich Deine Gnade!" stammelte sie, ihre Lippen an seinen Hals heftend.

„Wie lieb' ich Dich!" antwortete der Glückliche, und drückte sie an sein Herz.

„Du liebst mich?! — ha — halt ein — ich ertrag' es nicht, ich sterbe, Göttlicher!"

Der Jüngling antwortete nicht mehr. Nur das Gestöhn der Lust war vernehmbar und zuweilen seufzte Angelika unter flammenden Küssen: „O mein süßer Jesus, himmlischer Bräutigam, Labsal meiner Seele!"

Beim Anbruch des Tages schlief der Jüngling noch auf dem Lager der Aebtissin, wachte die ungewöhnlich blasse Aebtissin noch betend bei seinen Füßen. Angelika glich einer Leiche, aber in ihrer Brust trug sie einen Himmel von Wonne und Heiligkeit. Es lebte in ihr die beseligende Ueberzeugung, daß der Himmel sie einer außerordentlichen Gnade gewürdigt

habe, und das Staunen darüber verursachte ihr einen heiligen Schauer. Sie betrachtete sich nicht mehr als ein irdisches Weib, sondern als eine gottgeweihte Himmelsbürgerin, die nur in hoher Sendung auf der Erde weile. In dieser Stimmung wurde sie von der Priorin an ihre heilige Pflicht gemahnt, eine abtrünnige treulose Braut des Herrn zu bestrafen und durch die Strafe mit ihm zu versöhnen. Angelika bebte, als sie sich so furchtbar in ihren heiligen Betrachtungen gestört sah, aber bald erkannte sie darin einen neuen Fingerzeig des Himmels, auf der ein Mal eingeschlagenen Bahn der Heiligkeit muthvoll fortzuschreiten. Ihre Gestalt erhob sie zu einer ungewöhnlichen Höhe, ihre Augen öffneten sich weit und ihre Rechte streckte sich befehlend der Priorin entgegen.

„Schwester Iduna werde geistig vorbereitet zu ihrer Wanderung vor Gottes Richterstuhl. Das Gesetz des Ordens wird sich ihrer erbarmen und ihren schwachen Leib den Versuchungen dieser sündigen Welt entziehen. Man öffne die vor zwanzig Jahren zugemauerte Blende — Iduna wird dort zu Grabe gehen.“

Schaudernd vernahm die Priorin den schrecklichen Befehl und entfernte sich schweigend.

Während der Prinz in den Gemächern der Aebtissin gut verwahrt und verborgen auf seine Befreiung harrte, ohne sie sonderlich zu wünschen, gieng Angelika ihren heiligen Geschäften nach, wohnte der Matutin bei und berief hierauf die ältesten Mütter, die Priorin, den Abt eines benachbarten Franziskanerklosters und alle zur Funktion gehörigen Personen zum Gericht über die Unglückselige. Die boshaftesten Herzen dieser der Menschlichkeit entfremdeten Frauen wurden von Angst und Mitleid ergriffen, als man die noch immer schöne Verbrecherin hereinschleppte, um sich gegen die Anschuldigung dieses schrecklichen Gerichts zu vertheidigen. Nur Au-

gelika blieb ungerührt und ihre Augen richteten sich nach Oben, wo ihr göttlicher Bräutigam ihre Seele bewachte.

„Abtrünnige Magd Christi!“ redete Angelika die Unglückliche an, welche mit halbgeschlossenen Augen auf einer Bank saß und weder zu hören, noch zu sehen und zu athmen schien. „Man beschuldigt Dich im Angesicht dieses heiligen Gerichts der erwiesenen Flucht aus diesem Hause Gottes, des Meineids, der unzüchtigen Gemeinschaft mit einem Mann, der Gotteslästerung und Verhöhnung unseres heiligen Ordens. Sprich, kannst Du Dich von einer dieser Beschuldigungen reinigen? Rede die Wahrheit bei Deinem ewigen Seelenheil.“

Mühsam richtete sich die Unglückliche auf, um zu antworten. „Ich bin nicht meineidig, denn mein Schwur war nicht gültig; ich habe Gott nicht gelästert, sondern bete ihn in Ehrfurcht an; ich habe von dem Orden nur die Wahrheit und meine Ueberzeugung ausgesprochen; ich habe in keiner schändlichen Gemeinschaft gestanden mit meinem unglücklichen Freund — ich bin mir keines Verbrechens bewußt — —.“ Hier sank sie ohnmächtig nieder.

„Hartnäckige, boshafte Sünderin,“ eiferte Angelika in heiligem Zorn, „Dein Lügen verdoppelt Dein Verbrechen, ein schrecklich qualvoller Tod wird Dich zeitlich bestrafen und die ewigen Qualen der Verfluchten erwarten Dich jenseits.“

Diese Drohungen riefen die Verzweifelnde noch ein Mal zur Besinnung zurück.

„Seid barmherzig!“ schrie sie in sinnverwirrender Angst, „und ich will mich zu allen Verbrechen bekennen, deren Ihr mich beschuldigt.“

„Sie hat bekannt!“ rief feierlich die Aebtissin.

„Sie hat bekannt!“ flüsterten sich schaudernd die Nonnen zu.

„Welche Strafen verhängt das Gesetz des Ordens gegen solche Verbrechen?“

„Den Tod durch Einmauerung" stammelte die Priorin.

„Also verzeih' ihr Gott und sie sterbe!"

Ein gellendes Jammergeschrei folgte auf diesen Spruch, alle Anwesenden erbebten und langsam wurde Iduna hinweggetragen. Die Verzweiflung gab ihr wilde Kräfte, sie rang mit den Laienschwestern und stieß gräßliche Verfluchungen über ihre Richter, über das Kloster und alle Bewohnerinnen aus.

Erschüttert, verwirrt und seltsam beängstigt verließen die Nonnen den Saal und sperrten sich in ihre Zellen, um allein und sicher zu sein mit ihren Befürchtungen und Zweifeln. Angelika verfügte sich etwas ergriffen zu ihrem Heiland.

Indessen äußerten sich in der Hauptstadt bedenkliche Symptome einer ungewöhnlichen Aufregung. Juvenos Gefangennehmung und Verurtheilung, und das Gerücht von dem Schicksal, welches seiner unglücklichen Geliebten bevorstand, hatten die allgemeinste Theilnahme gefunden. Ueberall sprach man über diese Neuigkeit mit edlem Zorn; aber was die Gemüther am Meisten erbitterte, war das neue grausame Edikt gegen die Anhänger der neuen Lehre. Achtungswerthe Familien wurden von ihrem Herd vertrieben und mußten ihr Eigenthum zurücklassen, um in Armuth und Elend ihr Dasein in fremde Länder zu verpflanzen. Gläubige und Ungläubige verwünschten den Urheber so vieler Thränen und rotteten sich laut schmähend zusammen, um den Verfolgten zu Hilfe zu kommen und Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen.

Die allgemeine Aufregung zu vermehren trat eine ungewöhnliche Theurung der Nahrungsmittel ein, kein öffentliches Magazin öffnete sich und die Staatsdiener bereicherten sich durch Wucher.

Die Verstimmung des Volks ergriff auch die höheren Stände, welche über die wiederkehrende Barbarei, über die Beschränkung der Wort- und Gedankenfreiheit, über die Un-

ordnung, Willkür und Gesetzlosigkeit im Staate höchlich entrüstet waren. Der inkonsequente, hypochondrische König konnte Niemanden Achtung einflößen, und die Furcht vor seiner Macht verminderte sich immer mehr, je mehr er selbst in allen seinen Maßregeln Tyrannenfurcht verrieth. Selbst der Priesterstand, der ihm am längsten treu blieb, war empört über die Verletzung der Priesterwürde und Vergreifung an ihren geweihten Häuptern, durch Ermordung des P. Pius und die Gefangennehmung des Franziskaners. Der Anhang des Königs bestand nur noch aus einigen fanatischen Mönchen, einigen Vornehmen, Soldaten und Pöbel. Die Masse des Volks war von ihm abgefallen.

Auson, der in Haß und Neid grau gewordene Erzfeind des Königs, versammelte Unzufriedene aller Stände in seinem Haus. Durch ihn und seine Genossen wurde das Gerücht verbreitet, der verlorene Prinz Severins sei wieder gefunden und im Begriff, seine heiligen Rechte geltend zu machen, den Usurpator von seiner Höhe zu stürzen. Die ganze Nation wurde von einem Severin III. aufgerufen gegen den entnervten geisteskranken Tyrannen, fulminante Proklamationen giengen von Hand zu Hand, Emissäre wirkten mit That und Wort, die Menge aufzuwiegeln. Die Priester schleuderten Bannflüche gegen den König und die Mönche verfluchten sie und das Volk. Kurz, der Zufall und die Berechnung wirkten zusammen, um die träge Masse in Bewegung zu bringen, das Gleichgewicht des Staates zu zerstören.

Schwere Ereignisse mußten solchen Vorbereitungen nachfolgen. Mit Schrecken bemerkte Alexis die herrschende Unzufriedenheit, und zitternd vernahm er das Gerücht von der Auferstehung des längst todt geglaubten Prinzen. Dieselben Laute des Volksunwillens hatten ihn auf den Thron gehoben und — er mußt' es sich gestehen — dieselbe Tyrannei und Gesetzlosigkeit hatte sie heute und damals hervorgerufen. Unerschütterlich ward sein Glaube an Vorherbestimmung und,

ohne zu zweifeln, ohne zu zagen, überließ er seine Kräfte der zügellosen Wuth. Die ersten Spuren einer Volksbewegung zogen grausame Hinrichtungsszenen nach sich — die öffentlichen Plätze schwammen im Blut voreiliger Schwätzer, unvorsichtiger Thoren. Aber die gefährlichsten Feinde des Königs waren in Sicherheit, sammelten und prüften ihre Kräfte und freuten sich über die Greuelszenen, welche das Volk nur aufreizen und bewaffnen konnten. Sie mengten sich als stumme Zeugen unter die wogenden Pöbelhaufen, sie erhoben kein Wuthgeschrei, wenn die unschuldigen Opfer bluteten, und zählten die Häupter der Gleichgesinnten.

Indeß reifte ihre Zeit. Der listige Macuff, welcher sich unter ihnen befand, umgab sich mit einem zahlreichen Gefolge von schlechtem Gesindel, das er in den Schenken und von den Straßenecken zusammengerafft hatte. Er zog mit ihnen singend und fluchend durch die Straßen und rief von Zeit zu Zeit mit starker Stimme: „Brod, Brod!“ Die Menge wiederholte, halb im Jubel, halb in Wuth: „Brod, Brod!“ Wo sie einem ausgemergelten Gesellen mit hohlen Wangen und Augen, mit zerrissenen Kleidern und schmutzigen Blößen begegneten, zwangen sie ihn mitzugehen und er mußte dann „Brod, Brod!“ schreien. Die ehrenfesten Bürger, welche diesem Zug begegneten, schüttelten unwillig das Haupt, und sandten einen Fluch gegen den Landesherrn in die Hölle, die Weiber flohen heulend von den Fenstern und riefen: „Herr Jesus, welch eine schwere Zeit!“ Mitleidige aber folgten in Schaaren und theilten Brod und Wein aus unter den Jammergestalten. Kinder weinten, Arme trösteten, und Niemand wagte ein beleidigendes Wort gegen die Unglücklichen.

Eines Abends wiederholte Macuff diese einträgliche Promenade mit ungewöhnlich zahlreichem Gefolge, und es waren dießmal auch Menschen aus besseren Ständen unter demselben, und das Geschrei ward lauter und verworrener. Wie eine Lauwine wuchs der Haufen an und ungeduldiges Brül-

len verkündete mehr als Hunger, als Macuff mit großer Kälte den Haufen überschaute und mit seiner kräftigen Stimme sich Gehör zu verschaffen suchte. Dann trat er auf einen Brunnen und hielt folgende Rede an den Pöbel.

„Hochzuverehrende Herren! Wer ein Herz im Leibe hat, der höre mich an, alle Uebrigen mögen sich zum Teufel scheeren. Ich spreche zu vernünftigen Leuten, das Pfaffengeschmeiß gehört nicht unter honette Menschen; wenn ihr aber honette Menschen seid, hol mich der Teufel, und keine Spitzbuben werdet ihr nicht sein wollen — (Gelächter) so müßt ihr flennen wie alte Huren, wenn ich euch erzähle, was ich euch zu erzählen habe. Habt ihr noch nicht gehört von dem Herrn Yuveno, welcher eine Nonne entführte? („Nein — ja — erzähle — was ists!") Nun daß ich euch sage, dieser Herr Yuveno, ein sehr braver rechtschaffener Mann ist mein Herr, und ich bin sein treuer Diener, der ihm — hol mich der Teufel — selbst im Unglück treu ist. („Guter Kerl! — brav — das ist schön.") Daß ich euch nun sage, dieser Herr Yuveno, ein braver Herr, der mir immer den Lohn im Voraus bezahlte, dieser Herr Yuveno, der den Armen so viel Gutes thut und wie ein gemeiner Mann mit uns umgeht, („ja das ist wahr — ich kenne ihn — auch ich — ein kreuzbraver Herr!") — so gar keinen Hochmuth hat und kein Huhn beleidigt, hat sich vor fünfzehn Jahren mit einem bildschönen Mädchen versprochen — ich sage euch, die Leute hatten sich zum Fressen lieb und wollten sich heirathen — ja gewiß und wahrhaftig, sie wollten sich heirathen, das heißt, so ganz ordentlich heirathen, und einem Kaplan Geld geben, daß er sie zusammenthue. Denkt euch nun, was geschieht — mein braver Herr muß verreisen und seine Braut zurücklassen, und wie er zurückkommt, so haben sie ihm seine Braut gestohlen und er findet nichts als das warme Nest. (Gemurmel) Nun wißt ihr, wer ihm die Braut gestohlen hat? („Nein, nein!") Sagt, was ist das für ein Kerl, der einem Andern sein Mädchen

ſtiehlt? („Ein Schuft — ein Hund!") Gut denn, der Hund hat ſie nicht nur geſtohlen, ſondern auch genothzüchtigt. („Das Schwein!") Gut, das Schwein hat ſie nicht nur genothzüchtigt, ſondern auch in Schimpf und Schande verlaſſen. („Der Lumpenhund!") Gut, der Lumpenhund hat ſie nicht nur in Schimpf und Schande verlaſſen, ſondern ſie auch ins Kloſter ſtecken laſſen. („Ha, die Kanaille — die Beſtie — ſprich, wer iſt der Lump?") Gut, der Schuft, das Schwein, der Lumpenhund, die Beſtie, wie ihr ihn zu nennen geruht, iſt — rathet ein Mal — wer? („Rathe Du und der Teufel — ſprich, wie heißt er!") Er heißt, er iſt, aber laßt mich ungeſchoren, wenn ihr's nicht glauben wollt, er iſt — unſer allergnädigſter König! (Pauſe — Stimmen: „das iſt was Anderes — gleichviel, er iſt ein Schuft — unſer einer dürfte ſo was thun! — Nieder mit dem König!") Nun laßt mich ausreden. Herr Yuveno, der brave Mann, kommt nach vielen Jahren zurück, und hört, daß ſeine Braut im Kloſter iſt. Alte Liebe roſtet nicht, („Nein — doch — zuweilen"), er bittet den König um ſeine Braut, und wird ſchnöde abgewieſen. („Pfui!") Er faßt daher den Entſchluß, ſeine arme Liebſte zu befreien, („das war recht — brav") er findet ſie, wie man ſie eben nackend auspeitſcht, wie eine Straßenhure, („armes Weibsbild!") — er nimmt ſie mit ſich fort und entflieht, („beſchütz' ihn der Himmel!") wird eingeholt, („o weh!") von ſeiner Liebſten getrennt, gebunden, wie ein Hallunke, und in ein Loch geſteckt und — morgen ſoll er geköpft werden!" („Nein, nein, das ſoll er nicht!") Das arme Weibsbild aber wird heute um Mitternacht lebendig eingemauert!"

Bei dieſen Worten erhob ſich ein fürchterlicher Tumult. „Schlagt den König todt — verbrennt die Pfaffenhuren — ſteckt den Palaſt in Brand," riefen viele Stimmen durcheinander.

„Das würde Alles meinem armen Herrn nichts helfen,"

fuhr Macuff fort, „und wenn ihr die Nonnen verbrennt, so verbrennt auch seine Herzliebste mit. („Nein, das soll sie nicht!“) Wenn ihr ehrliche Leute seid, so thut, wie ich euch sage, nehmt einen guten Trunk und zertrümmert den alten, verdammten Käfig, worin mein Herr sitzt, mit gefesselten Händen und Füßen, wie ein Straßendieb.“

So sprechend warf er Geld aus unter die Menge; „da habt ihr meinen Sparpfennig,“ sagte Macuff mit inniger Rührung, „ich will nichts haben, so lange mein Herr in Gefahr ist.“

Dieser Beweis von Treue und Liebe wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen. Jubelnd und fluchend bewegte sich der Haufe zu einer Schenke, plünderte den Keller und zog berauscht mit fürchterlichem Geschrei von dannen. Macuff führte sie an mit einem ungeheuren Reiterschwert, das er im Vorbeigehen irgendwo erwischt hatte. Ein Trupp Soldaten, der sie zur Ruhe ermahnte, ward mit Steinwürfen vertrieben und ohne weiteren Widerstand stürmte der tobende Haufe gegen den schwachen Thurm an. Die eisernen Thore wurden mit Balken eingeschlagen, einige Mauern zertrümmert und alle Gefängnisse erbrochen. Mit von Freude und Erstaunen verzerrten bleichen Gesichtern, mit rasselnden Ketten und zerlumpten Gewändern strömten die Gefangenen heraus und halfen, wenn es ihre Kräfte erlaubten, mit, den alten Bau zu zerstören. Mit würdiger Haltung trat Yuveno aus ihnen hervor und machte eine Bewegung, um sich Gehör zu verschaffen; aber kaum hatte ihn Macuff dem Pöbel als seinen Herrn bezeichnet, so hoben ihn unter unbändigem Jubelgeschrei sechs kräftige Männer auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph durch die Straßen der Stadt.

„Nach dem Kloster, nach dem Kloster!“ rief Macuff, und ein beifälliges Geschrei beantwortete seinen Aufruf. Immer größer wurde der Haufe, immer stärker jene ansteckende Hitze, welche bei allen Volksbewegungen sich momentan einstellt, wie ein epidemischer Schnupfen, und die Menge zufäl-

lig zu folgeschweren Thaten hinreißt. Man schien nur einer Empfindung Raum zu geben, dem Mitleid mit den gefährdeten Opfern barbarischer Gesetze, Rache gegen die bereitwilligen Werkzeuge derselben. Selbst wohlgekleidete, gebildete Leute schlossen sich dem Zuge an, Weiber ermunterten die Wüthenden, Kinder vermehrten das Geschrei aus wildem Muthwillen und kindischer Nachahmungssucht. Voran giengen die Ungeduldigsten mit Knitteln, Hebebäumen, Aexten und Balken bewaffnet, in der Mitte wurde Yuveno und Macuff fortgerissen, und dem Zuge folgte ein Schwarm von Neugierigen, Kindern und müßigem Volk. Schon von Weitem hörte man die Sturmglocke des bedrängten Nonnenklosters, welches durch fromme Freunde von der drohenden Gefahr benachrichtigt worden war. Das Brüllen des Pöbels verstärkte sich, als man sie vernahm, und mit verdoppelten Schritten näherte man sich auf dem kürzesten Weg dem heiligen Hause. Endlich erreichten sie den geräumigen Platz, auf dem es stand, und ein wildes Hurrah aus tausend Kehlen begrüßte die alterthümlichen geschwärzten Mauern. Man fand das große eiserne Thor verschlossen, alle Fenster verhängt, alle Lichter ausgelöscht, bis auf eine Reihe wandelnder Fackeln, welche aus den hohen Bogenfenstern im Erdgeschosse durchschimmerten. Die Klagetöne der Orgel und ein traurig gepreßter Gesang von zitternden häufig verstummenden Stimmen, welches ungeachtet der lärmenden Glocke hörbar wurde, deutete auf irgend ein feierliches Begängniß. Diese wunderbar ergreifenden Klänge, und der gespenstige Anblick des heiligen Gebäus mit seinen schwarzen Bogen und Spitzen, durch welches der Mond blickte, entmuthigte die Rasenden wie durch plötzliche Zauberei, und verlegen murmelnd umringten sie unthätig das Kloster.

„Es ist doch Frevel," sagten Einige.

„Gott behüte mich vor einer so schweren Sünde, daß ich mich erhöbe gegen Gott," sagte ein Anderer.

„Was geht der Handel uns auch an?“ fragten Andere.

„Laßt uns nach Hauſe gehen!“ riefen Viele.

Während der wankelmüthige Haufe ſo mit ſeinem Gewiſſen, mit ſeiner heiligen Scheu kämpfte, riß ſich Yuveno aus ihrer Mitte los. Sein ſteinern kaltes Geſicht war plötzlich blutroth geworden, ſein ſchläfriges Auge blitzte von dämoniſchem Feuer, ſeine rieſigen Fäuſte ballten ſich drohend, ſeine ſchwerfälligen Glieder trugen mit wunderbarer Schnelligkeit die koloſſale Geſtalt dahin. Kein Laut entfuhr durch ſeine krampfhaft geknirſchten Zähne dem Munde. So ſtürzte er ſich auf das äußere hohe Gitterthor des Kloſters und rüttelte es mächtig. Da es jedoch ſeinen Kräften widerſtand, ſo kletterte er mit der Behendigkeit der Verzweiflung hinan und ſprang von bedeutender Höhe in den inneren Raum hinab. Ueberraſcht und erſtaunt über den kühnen Sprung, beobachtete die regungsloſe Menge mit verhaltenem Athem das Beginnen Yuvenos.

Dieſer erfaßte die Vergitterung eines Fenſters, horchte und ſpähte mit weit geöffneten Augen. Die wandelnden Fackeln blieben plötzlich unbeweglich, der Geſang wurde immer unharmoniſcher und dem Klaggeſchrei ähnlich, ſelbſt die Orgel brachte Mißtöne hervor. Durch dieſen grauſenvollen Lärm vernahm man bald die tröſtenden Worte eines Prieſters, bald ein eilfertiges Gehämmer und ein künſtlich übertäubtes Geſtöhn. Heulender wurde der Geſang, leiſer des Prieſters Stimme, als plötzlich ein durchdringender, anhaltender Schrei Glocke, Orgel und Geſang übertäubte. Die Säumenden vernahmen ihn mit Grauſen und ihr Blut erſtarrte zu Eis.

„Sie begraben mein Weib!“ ſchrie Yuveno, und riß mit einem gewaltigen Ruck die dicken Eiſenſtäbe aus dem brechenden Gemäuer, ſchlug die Fenſter ein und verſchwand im Inneren der Kirche.

„Sie begraben ſein Weib!“ ſchrie Einer dem Anderen zu, „geſchehe, was da wolle, und ſollt ich verdammt werden —

ich muß hinein, und wer kein Schurke ist, folgt mir," rief ein Dritter. Macuff aber eilte unter aufhetzendem Schreien voran und führte die Rächer auf den ihm wohlbekannten Weg in das Innere des Klosters. Einige Balkenstöße zertrümmerten die Thore und unter wildem Gebrüll stürzte sich die Menge hinein. Sie vergaßen in ihrem großmüthigen Gefühl die Heiligkeit des Ortes, die Gefahren ihres Wagnisses und lechzten nur nach Rache. Ein bleiches Weib mit aufgelöster Kutte und fliegendem Haar und mit einem weißen Kruzifix in der Hand kam ihnen schreiend entgegen.

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit," rief Angelika, „zieht von hinnen, gottlose Frevler, und greift den vorwitzigen Thoren, der unser heiliges Opfer stört!"

„Nieder mit der Metze!" schrie der Pöbel und Macuff machte Miene, die Aebtissin am Gewand zu ergreifen. Mühsam gelang es ihr, sich zu verbergen, um dem Zorn der Menge zu entgehen. Yuvenos Stimme rief sie in einen hohen erleuchteten Gang, wo sich ihnen ein schrecklicher Anblick darbot. Etwas erhaben vom Boden bemerkte man eine zur Hälfte frisch vermauerte Blende, in welcher eine todesbleiche, halbentkleidete Gestalt zusammengesunken war. Ihr Haupt war mit einem Blumenkranz geschmückt und in der welken Hand hieng ein schwarzes Crucifix. Nahe dabei stand Yuveno und würgte mit beiden Händen den Schändlichen, der sich zur Einmauerung der Unglücklichen hatte dingen lassen. Der Unglückliche war schon ganz blau im Gesicht, seine Augen bluteten und aus dem Munde streckte sich eine schwarze Zunge heraus. Rings umher knieten, standen, flohen heulend die grausamen Nonnen, um den Gefahren, welche ihnen blitzende Augen drohten, zu entgehen.

Beim Anblick dieser Szene erreichte die Wuth des Pöbels den höchsten Grad. Man hob das ohnmächtige Schlachtopfer klösterlicher Tyrannei aus dem Grabe heraus, zerfleischte den halberwürgten Maurer, schleifte die Nonnen

bei den Haaren herum, nothzüchtigte die Jüngeren und trieb schändlichen grausamen Spott mit den älteren. Man entkleidete sie völlig, zündete Kerzen auf ihren Leibern an, las zum Spotte Messen auf ihren Bäuchen, schlitzte sie auf und trieb überhaupt mit den Unglücklichen alle jene skandalösen unmenschlichen Spielereien, welche die Jesuiten der Menschheit gelehrt haben. Der Nutzen und die Heiligkeit des Christenthums war bei diesen kopirten Szenen sehr einleuchtend.

Vergebens suchte Juveno diesen Greueln Einhalt zu thun; man gehorchte lieber seinem Diener Macuff, der zum ersten Mal im Angesicht so vieler Zeugen ungehindert stehlen konnte und von dieser außerordentlichen Gelegenheit seinen Profit nahm. Alles Metall von Werth, alle Kostbarkeiten der Kirche wurden hinweggeschleppt und sogar die Reliquien raubte man, um einen zweifachen Nutzen zu erwerben, indem man durch Verkauf der zur Verzierung und Einfassung derselben dienenden Kostbarkeit für sein zeitliches Heil, durch Nutznießung der heiligen Kraft jener Knochen aber für sein ewiges Wohl gesichert war. An den Altären verspeiste man die Hostien mit großem Appetit und vermeinte durch diesen Genuß auch die Seele recht zu stärken. So nahmen sie den Leib und das Blut des Herrn in sich auf und schändeten mit dem Leib und Blut des Herrn seine frommen Bräute.

Indessen brachte Juveno seine zum zweiten Mal gerettete Braut in Sicherheit. Der Tumult dauerte fort. Man fieng bereits an, das Dach des Klosters einzureißen, man sprach vom Anzünden desselben, als sich ein zahlreicher Trupp Bewaffneter im Sturmschritt dem Platz näherte. Ihr Anführer forderte die Menge zur Auslieferung der Rädelsführer des Tumultes und zur ruhigen Zerstreuung auf; allein das wüthende Volk antwortete mit Steinwürfen und geschwungenen Keulen. Die Soldaten gaben Feuer und die Masse wich auf einen Augenblick zurück. Allein sobald man einige vom Volke niedertaumeln sah, welche von den Schüssen getroffen wor-

den waren, sobald man gefräßige Flammen aus dem zertrümmerten Klosterbau emporsteigen sah, war alle Todesfurcht von der Menge gewichen und man überließ sich dem brutalen Wahnsinn des Kampfmuthes. Tausende von Steintrümmern aus dem Schutte des Klosters, brennende Balken und glühendes Metall wurde auf die Soldaten geschleudert, ihre Anführer wurden erschlagen, ihre Reihen durchbrochen, und nun kämpfte Mann gegen Mann mit allen Waffen der Kunst und Natur, welche ihm zu Gebot standen.

Während dieses blutigen Kampfes wiegelten die verschiedenen dem König feindlichen Parteien das Volk auf. Die Gelegenheit, sich dem Tumult anzuschließen, war günstig und in wenigen Stunden rotteten sich alle Hasser des Königs, Dürftige, Mißhandelte, Bestochene, Eigennützige zusammen, um gemeinschaftlich zu zerstören, um aus verschiedenen Beweggründen und aus verschiedener Absicht am Ruin des Bestehenden zu arbeiten. Einer wurde von dem Anderen hingerissen und Viele liefen mordlustig mit den Waffen durch die Straßen, ohne daß sie einen Grund zur Klage gehabt hätten.

Immer lauter wurde das Gerücht von der Auferstehung des rechtmäßigen Thronerben, denn Auson war nicht unthätig. Er versammelte seinen Anhang um sich, gewann einzelne Pöbelhaufen für seine Sache und verhieß ihnen den ersehnten Fürsten der göttlichen Wahl. Der rasende Haufe, welcher das Kloster zerstörte, hatte mittlerweile mit schweren Opfern einen blutigen Sieg errungen. Tausend Leichen lagen auf einem Haufen aufgeschichtet und mit wüthendem Geheule zog der Pöbel von dem zerstörten Schauplatz hinweg, um neue Nahrung für seinen Zorn zu suchen. Es leuchtete ihm auf seinem blutigen Weg die schauerlich prächtige Erscheinung der Feuersbrunst, welche den ungeheuren Bau langsam verschlang. Macuff führte in Abwesenheit seines Herrn die Wüthenden an. „Nieder mit den Kriegsknechten! Nieder mit den Pfaf-

sen! Nieder mit dem König!" waren einige seiner Exklamationen, wodurch er seinen Anhang zur Plünderung und Zerstörung ermunterte. Unzählige Stimmen gesellten sich ihnen zu, welche riefen: „Es lebe die Freiheit! Tod dem Tyrannen! Es lebe die Duldung! Brod für unsere Armen! Nieder mit den Wucherern!"

Als Macuff sah, daß sich die Stimmung durch die Hitze des Kampfes und das Hinzukommen neuer Interessen verändert hatte, ergriff er die günstige Gelegenheit zu einer neuen Rede ans Volk:

„Hört mich, ihr Leute!" schrie er von der Höhe eines Schutthaufens herab, „ich bin ein ehrlicher Mann und will euch die Wahrheit sagen. Ihr habt gesehen, wie man euch behandelt, wie räudige Hunde schießt man euch nieder, man hetzt eure Brüder auf euch, man giebt euch kein Brod, man bringt euch zur Verzweiflung. Aber ihr habt wacker gekämpft, ihr habt die Schurken, welche man gegen euch bewaffnet, gehörig bedient, aber viele von den Unsrigen haben ins Gras gebissen, und wir alle sind blutig von Wunden. Das fordert Rache. Wer ist Schuld daran, wenn man eine Nonne einmauert? Der König, denn er kann es verhindern. Wer ist Schuld daran, daß Tausende von uns in ferne Länder ziehen müssen, weil sie auf eine andere Weise selig zu werden hoffen, als die Pfaffen? Der König, denn er hat sie vertrieben und bestohlen. Wer ist Schuld daran, daß wir kein Brod haben? Der König, denn er nimmt uns dasselbe und verzehrt allein mehr als tausend Familien. Wer ist Schuld daran, daß man uns mit Stöcken prügelt, mit Lanzen sticht, mit Gewehren erschießt, daß man uns zwickt, martert, verbrennt? Der König, denn Alles geschieht auf sein Geheiß. Wozu haben wir also einen König? Damit Nonnen eingemauert werden, damit unsere Brüder aus dem Lande verjagt werden, damit wir verhungern, während er praßt, damit wir geprügelt, gezwickt, gefoltert, erstochen und verbrannt werden.

Wir geben ihm unsere besten Bissen und darben, wir leisten ihm Gehorsam und werden mißhandelt, wir zeugen Töchter und er verführt sie. Warum ist es aber so? Weil wir Esel sind. Wir sind unser Tausende und er ist ein Einziger, und doch sind wir alle seine Hunde. Wer hindert uns daran, ihn todt zu schlagen? Niemand. Wir werden dann nicht vertrieben, nicht mißhandelt, nicht geplündert werden, wir werden keine Steuern zahlen und wir werden Herren sein, statt daß wir Sklaven sind. Ich sage euch, ein König ist ein unnützes Ding in der Welt und mein Herr sagt es auch. Warum sollen seine Huren und Augendiener Alles haben und wir nichts? Ist das Recht? Wer hindert uns daran, ihnen ihren Ueberfluß zu nehmen, damit wir genug haben? Beim Teufel, wenn ihr keine Ochsen seid, so plündert hier dieses Haus, wo des Königs Hure wohnt und ihr Dummkopf von Gemahl. Werft das Aas, den Herrn Plumppudding, zum Fenster hinaus und nehmt sein Geld. Wir wollen ehrlich theilen, denn wir sind redliche Leute. Dann laßt uns nach dem Schloß sehen und den Herrn König fragen, warum er ein solcher Lump ist."

Mit wildem Jubel antwortete der Haufe. In zehen Minuten war Macuffs Rath befolgt, das bezeichnete Haus gestürmt, Herr Plumppudding zum Fenster hinausgeworfen und sein reiches Habe unter die Menge vertheilt. Immer wüthender wurde der Pöbel, immer schrecklicher der Tumult. Alle Glocken der Stadt waren in Aufruhr und wildes Wuthgeschrei erscholl aus allen Quartieren der Stadt. Auf einigen Plätzen geriethen die Soldatenhaufen mit den Rebellen ins Handgemenge, die Erde bebte, wo ihr Gewehrfeuer die unordentlichen Haufen der Aufrührer zerstäubte, allein der Kampf blieb lange unentschieden, denn immer wuchs die Anzahl der letzteren, welche noch durch herbeigeeilte Landbewohner mit Sensen und Aexten verstärkt wurde. Während Macuff und seine Gesellen mit Ausräumen des Hauses beschäf-

tigt waren, drängte sich ein anderer Haufe in die enge Straße. An seiner Spitze ritt ein Trupp bewaffneter Edelleute, die Ehrenwache des neuen Thronkandidaten, der auf einem stattlichen Roß neben Auson furchtsam einherritt. Seine Schultern waren mit einem zerlumpten Königsmantel bedeckt, den man aus der Garderobe einer Komödianten-Bande entlehnt hatte, sein Haupt bedeckte eine hölzerne, mit Goldpapier überzogene Krone, und in der Rechten hielt er ein mächtiges verrostetes Richtschwert, als Abzeichen seiner jungen Majestät. Ihm voran ritt ein Trompeter mit einer weittönenden Posaune im Kostüme eines Herolds, welcher von Zeit zu Zeit anhielt und Severin III. proklamirte, und eine Menge gedruckter Blätter unter das Volk warf. Die letzteren enthielten eine äußerst abenteuerliche Geschichte von den vorgeblichen Leiden und Schicksalen des geraubten Prinzen, welchen Gott auserwählt habe, der Noth des Vaterlandes ein Ende zu machen. Beigefügt waren glänzende Versprechungen zu Gunsten des Volks, und es ward versichert, er werde mit Weisheit und Milde, Gerechtigkeit und Liebe regieren. Dasselbe versicherten mündlich einige Dutzend Parteigänger, welche sich unter das Volk mischten und mit affektirtem Enthusiasmus den seltsamen befremdlichen Aufzug zu erklären suchten. Auson selbst hieng stumm auf einer frommen Mähre, entblößte sein kahles Haupt und rief von Zeit zu Zeit mit heiserer Stimme: „Es lebe Severin III., unser gnädigster König und Herr. Nieder mit dem Tyrannen, es lebe das göttliche Gesetz! Verderben dem Usurpator!“ Auf dieses gegebene Zeichen riefen einige hundert bezahlte Schreier: „Es lebe Severin III.“

Dieser marktschreierische Aufzug störte die Räuber in ihrem Geschäft. Neugierig drängte sich der Haufe zu der neuen Majestät und begrüßte sie beim Anblick dieser papiernen Herrlichkeiten mit unbändigem Gelächter. Vergebens forderte der Herold und die Leibwache des neuen Monarchen

von der Menge Platz für den Nachfolger des zu entthronenden Alexis; der Zug mußte halten, um der Neugierde des gutgelaunten Pöbels Genüge zu leisten. Einige Unverschämte drängten sich bis in den Kreis, den die Ritter um den neuen Monarchen geschlossen hatten, ja selbst bis zu seiner heiligen Person, welche sie ohne Ehrfurcht und ziemlich mißtrauisch musterten und befühlten, wie man ein seltenes Thier aus fernen Ländern mustert. Dieses Verfahren war wenig geeignet, die ängstliche Majestät zu ermuthigen, vielmehr zitterte sie am ganzen Leibe und gab den Plebejern durch seine schlechte Haltung viel zu lachen. Der Enthusiasmus der Ritter gerieth dadurch sehr ins Stocken und selbst Auson begann verlegen zu werden, als sich plötzlich zum Glück ihres Schützlings Angelika im Klostergewande hervordrängte, um sein gesunkenes Ansehen zu vertheidigen. Ihr Gesicht glühte von heiliger Entrüstung, ihr Haupthaar flatterte gelöst um ihre Schultern. Sie trug in einer Hand ein Crucifix, in der anderen einen Rosenkranz, mit welchen Waffen sie wirklich so viel bewirkte, daß die Menge auf einen Augenblick scheu zurückwich, obgleich sie erst vor wenigen Stunden derlei heilige Geräthschaften in ziemlicher Anzahl gestohlen und nur dann geachtet hatten, wenn sie von Gold oder Silber waren.

„Verirrte Frevler!" schrie sie und schwang das Kreuz in der Luft, „weicht zurück, stürzt auf die Kniee und huldigt diesem eurem rechtmäßigen Herrn und König, dem leiblichen Sohn Severins II., den Alexis seines Thrones beraubt hat. Der Tag des Gerichts und der Gerechtigkeit ist gekommen und ich komme, Euch den Willen des Ewigen zu verkünden. Der Sohn Gottes ist mir erschienen und hat mir befohlen, euch Vergebung aller eurer ungeheuren Missethaten zu verheißen, wofern ihr ablaßt von den blutigen Greueln, wozu euch der Teufel versucht hat. Auf die Kniee, sage ich, ihr Unwürdigen, und heiligt den höchsten Willen der Gottheit, schwört Treue und Gehorsam Severin III. und

es ſoll euch verziehen werden, was ihr durch Entwehung der Bräute Chriſti verbrochen habt. —"

„Einen Ablaß auf zehen Jahre," ſchrie ein Mönch dazwiſchen, in welchem wir den Franziskaner erkennen, „ertheile ich allen Jenen, welche in ſich gehen und Severin III. huldigen!"

Während die beiden Frommen den zitternden Thronkandidaten zur nicht geringen Beluſtigung des Pöbels vertheidigten, machte ſich Macuff mit Hilfe ſeiner Ellenbogen Platz und faßte den bleichen Knaben mit der papiernen Krone näher ins Auge.

„Wer iſt das, rief er unbändig lachend, ein Königsſohn? ha, ha, ha! o Du verfluchter Gauner, welche Unverſchämtheit; das iſt mein leibhaftiger Vetter, der Sohn einer Hure, welche mich zum Vater dieſes Schlingels machen wollte, und der ſich ſeit einigen Jahren mit Zigeunern und Dieben in der Provinz herumtrieb. Ich habe ihn auf meiner Reiſe kennen gelernt und ein Mal von den Häſchern befreit, denn der Blitzjunge kann das Stehlen nicht laſſen. Hoho, ich gratuliere euch zu dieſem König, er iſt ein hübſcher Junge, aber hol mich der Teufel, nicht einen Schuß Pulver werth. Man hat euch zum Beſten und ſpielt eine ſchöne Komödie mit euch; denn daß ihr nur wißt, dieſer weißhaarige Schuft dort iſt ein durchtriebener Hund — es iſt der alte Auſon, der Euch zu Zeiten Severins das Fell über die Ohren zog."

„Herunter mit dem Zigeunerjungen, herunter mit dem alten Schurken!" ſchrieen die Gereizten und machten ihre Drohung ſogleich zur That. Auſon und der junge Monarch wurden von den Pferden zu Boden geriſſen und aufs Grauſamſte mißhandelt.

„Erbarmen, Erbarmen!" flehte der junge Gauner „ich bin unſchuldig und will Alles geſtehen, dieſer Alte hier hat mich beſtochen, da er den geſuchten Prinzen nicht hatte aus-

ständig machen können; ich sollte die Rolle desselben nur auf wenige Stunden übernehmen, bis der König gestürzt sei und dann von einem mir unbekannten Nachfolger reichlich belohnt werden. Habt Erbarmen, Erbarmen mit mir und dieser frommen Frau, welche ebenfalls getäuscht worden ist."

Während er so sprach, hatte Auson Gelegenheit gefunden, zu entfliehen und überließ den Unglücklichen seinem Schicksal. Das Volk wollte ihn freilassen, allein die gefoppten Ritter opferten ihn der Rache. Niemand wollte sich, um ihn zu retten, in ein Handgemenge einlassen, und so sank der „himmlische Bräutigam" der Aebtissin von unzähligen Säbelhieben getroffen, sterbend zu Boden. Angelika warf sich nun jammernd über seine Leiche, bedeckte sie mit Küssen und vertheidigte sie gegen die Angriffe des Pöbels mit ihren Zähnen und Nägeln. Sie wußte nicht, was sie that, und überließ sich dem Wahnsinn, der ihren überspannten Geist ergriffen hatte. Staunend sah der Pöbel ihr Beginnen, man bildete einen Kreis um sie und glossirte nun auf seine Art die heilige Zärtlichkeit der Braut Christi für den legitimen Thronerben. Macuff aber entriß ihr den blutigen Leichnam und machte ihr unter rohen Späßen Anerbietungen, welche die Menge höchlich ergötzten. Die Wahnsinnige betrachtete ihn mit stieren wilden Blicken, musterte die kräftigen Gliedmaßen desselben und beantwortete seine zotigen Späße in gleicher Weise.

„Du gefällst mir besser," sagte sie lachend, „als mein göttlicher Bräutigam, als der Prinz, als Alexis — komm mit mir zu Bette — ich will Dich auf die Bahn des Guten führen — ich bin eine arme sündige Magd — aber der Heiland ist mir gut — juchje — er hat mir es selbst gesagt — neulich in der Nacht, — — — Komm, mein süßer Erlöser, laß uns beten, auf daß wir selig werden!" fügte sie mit vielem Ernst hinzu, indem sie ihre Kutte bis über die Hüften emporhob und Macuffs Hand ergriff.

Wüthend über dieses Aergerniß wollten sich einige Zeloten auf die Unglückliche stürzen, um sie zu tödten, aber Macuff schleuderte sie mit kräftiger Faust zurück.

„Laßt sie gehen," riefen Einige, „sie hat den Verstand verloren."

Mittlerweile äußerte die Wahnsinnige ihre Begehrlichkeit in mancherlei skandalösen Bewegungen, die Macuffs viehische Geilheit rege machten. Er zögerte nicht, sie im Angesicht eines rohen Haufens zu befriedigen, und wälzte sich lachend mit Angelika auf dem mit Blut und Koth bedeckten Boden. Nachdem sich die Umstehenden von dem krampfhaften Gelächter über die seltsamen Attitüden und Reden Macuffs erholt hatten, wurde er von anderen Brünstigen von dem Leibe der Geschändeten hinweggerissen, und das gemißhandelte Weib neuerdings von Anderen genothzüchtigt. Jeder versicherte es versuchen zu wollen, wie es sich bei einer Prinzessin schlafe, und zwanzig Tagelöhner hatten sich bereits an ihr gesättigt, als das Geschrei der Unglücklichen zu spät Hilfe herbeirief.

Eilig herbeigekommene Hilfstruppen besetzten die Stadt und reinigten mit ihrer Uebermacht die Straßen von den Spuren des Aufruhrs. Der Pöbel entfloh geschlagen nach allen Seiten, sobald nur ein einziger Haufe besiegt war. Der plötzliche Donner der Kanonen, die Trompeten der sieggewohnten Krieger, der Anblick der fremden Waffenkleidung versetzte das Volk in panischen Schrecken — es flüchtete mit Wunden und Koth bedeckt in seine Schlupfwinkel und in wenigen Stunden sah man in den Straßen nur Leichen und Soldaten.

7.

Durch die verödeten Straßen schritt am hellen Morgen furchtlos und sinnend Juveno, der in der vorigen stürmischen Nacht seine Idunа gerettet und dann einigen Antheil an dem Kampf des Volkes gegen die Macht des Königs genommen hatte. Er war nicht befriedigt durch die Stimmung des Volks, er mißbilligte die verübten Greuel und würde den blindwüthigen Pöbel verachtet, aller Gemeinschaft mit ihm entsagt haben, wäre er demselben nicht Dank schuldig gewesen.

Nachdenklich verweilte er auf einem öffentlichen Platz, wo zahlreiche Patrouillen streiften und gedungene Tagelöhner geschäftig waren, die Blutspuren und andere Wahrzeichen des Tumults zu vertilgen.

„Ich habe Tausende in Aufstand gegen die Tyrannei und den Unsinn gesehen; ich habe gesehen, wie sie wüthend kämpften und ihr Blut für ihr Recht verspritzten und doch hatte keiner von ihnen eine reine tugendhafte Absicht oder einen tugendhaften Beweggrund, obgleich sie alle einen tugendhaften Zweck, ohne es zu wissen und zu wollen, verfolgten. Sie kämpften für das Recht, für die Freiheit und Gleichheit, für die Tugend also, aber Keiner war sich dieses Zwecks be-

wußt. Der Eine mordete aus wilder Mordlust, ein Anderer aus Trunkenheit, ein Dritter aus persönlicher Rache, ein Vierter aus Eigennutz, ein Fünfter aus Muthwillen, aber kein Schwert des Volks ward von edlem Willen, von hoher Begeisterung geführt. Sie fielen sich an und zerfleischten sich gleich wilden Thieren; sie richteten nicht, sie rächten nur; sie rächten keine gute Sache, nur sich. Ist die Natur des Menschen nicht edler, dann bangt mir für sein Besserwerden."

„Ich möchte nicht an der menschlichen Natur verzweifeln, so lange es eine nähere Quelle des Uebels giebt," rief eine jugendliche Männerstimme dem laut Träumenden zu. Yuveno schlug die Augen auf und erblickte einen schönen, aber ärmlich gekleideten Jüngling, der mit verschränkten Armen an einen Pfeiler gelehnt stand und mit offenem Ernst dem Begegnenden in die Augen sah. Allem Anschein nach war er fremd hier und nicht in der heitersten Stimmung, denn seine blühende Stirne war von einer tiefen Furche durchschnitten.

„Wer seid Ihr, junger Mensch?" fragte Yuveno befremdet, „was macht Ihr hier?"

„Wer ich bin?" antwortete der Befragte trotzig, „ein Mann, wie Ihr seht. Was ich mache? Ich stehe hier und erwarte einen Blitz, der mich erschlägt."

„Ihr seid unglücklich? Kann ich Euch helfen? Was fehlt Euch?"

„Ich dank' Euch — weg mit dieser Miene des Mitleids, ich bin kein Bettler und brauche Eure Dienste nicht. Ich bin arm, das ist wahr, aber ich habe vielleicht mehr zu geben, als Ihr, ich habe ein junges und gesundes Herz, ein ungebeugtes Haupt und zwei Arme, denen es nicht an Kraft fehlt. Mit diesem Schatz denk' ich kein Almosen zu betteln. Aber wenn ihr barmherzig seid, so gebt mir was zu thun für meine Arme, meinen Kopf, mein Herz und ich will Eure Kniee umfangen, wie ein Straßenbettler und Euch Gebet und Dienst geloben. Mein Unglück ist der Müssiggang, mein

Reichthum an Kraft und meine Armuth an Gelegenheit, sie zu verwenden. Ich brauche Euer Geld nicht, geht und denkt besser von der Menschheit.“

Der männliche Ernst und Stolz, mit welchem er diese Worte sprach, gewann Juvenos Beifall. Er gab ihm diesen zu erkennen und ergriff seine Hand mit der Vertraulichkeit eines Freundes.

„Irre ich nicht,“ sagte er, „so seid Ihr ein Feind der Tyrannen.“

„Kann es Freunde der Tyrannen geben? fragt Ihr, ob ich ihn hasse, diesen traurigen König, der mein Vaterland mißhandelt, der die Herzen verdirbt und dem Wahnsinn opfert? Hier auf dieser Stelle fiel mein Vater erschlagen von betrunkenen Soldaten, wehr- und schutzlos erschlagen von Soldmördern, ein schwacher Greis, dessen Stütze ich war. Fragt, ob ich die Mörder hasse, da ich zu spät zu seiner Rettung herbeikam, seine blutige Leiche fand und keinen Thäter zum Erwürgen!“

„Noch ist es nicht zu spät zur Rache.“

„Rache? — — — Nein, ich räche mich nicht. Ich danke Euch für die Erinnerung, ich bin Christ und nehme keine Rache. Gott behüte Euch und mich, daß wir dem blutdürstigen Wütherich auf dem Throne unseres Vaterlandes ähnlich werden, indem wir uns rächen. Nein, nein, gebt mir zu thun aus Barmherzigkeit, damit ich den versuchenden Gedanken in Thaten begrabe; gebt mir ein Schwert und laßt mich fechten und sterben fürs Vaterland — meiner eigenen Sache will ich nur Thränen weih'n. O was ist der Tod eines alten Mannes, der mich erzog zur Frömmigkeit und Tugend, gegen das allgemeine Elend meines Vaterlandes! Das Leiden des Vaterlandes bricht Millionen biederer Herzen, seine Wunden strömen das Blut ganzer Heere aus, sein Wehklagen ist das Gestöhn eines Volks, sein Sterben ist der Tod eines Jahrhunderts. O mein armes unglückliches Vaterland,

du liegst im Sterben! Deine besten Söhne, deine treuesten Töchter ziehen weinend fort von dem theuren Boden und pflanzen ihr Geschlecht auf fremde Erde, oder sie verschmachten darbend und lechzend nach der Erlösung des Grabes, oder sie ringen ihre geketteten Hände blutig, legen ihr kummerschweres Haupt auf feuchte Kerkermauern, oder sie verderben entwürdigt im Söldnerdienst, erschlagen ihre Brüder um Brod und leihen ihre Kraft dem Tyrannen, oder sie fliehen in Verzweiflung in die Wälder und erwerben nur durch Mord und Raub, was durch ein göttliches Recht ihr Eigenthum ist, Freiheit und Besitz. Und ich muß meine Kraft verkümmern lassen in Unthätigkeit und mein Gehirn zergehen in fruchtlosen Plänen! O es ist ein größeres Unglück, als der Tod eines Vaters, als Armuth und Elend, sein Vaterland zu lieben, wie den jenseitigen Himmel, und es nicht vertheidigen, es nicht erretten können aus schmachvoller Knechtschaft und schändlichem Elend!"

„Wackerer Jüngling! — Wer hat diese Freiheits- und Vaterlandsliebe in Deinem jungen Gemüth entzündet? Deine hochherzigen Gefühle sind sonst nur dem reiferen Mannsalter eigen. Wer hat Dich die Freiheit lieben, die Knechtschaft verachten gelehrt?"

„Bedarf es da eines menschlichen Lehrers, wo die Natur uns lehrt? Dieser milde freundliche Himmel, diese himmelanstrebenden eisbedeckten Alpen, diese herrlichen blüthen- und fruchtreichen Thäler, diese glänzenden Flüsse, endlich dieses biedere treuherzige Volk darf man nur kennen, um das Vaterland zu lieben. Nur den Haß der Tyrannei wurde ich gelehrt und mein Lehrer war der Tyrann dieses Landes. Mein unglücklicher Vater war frei und unabhängig, wohlhabend und angesehen, kein Fürstenschmeichler, kein Sklave. Er wußte den Pflug und das Schwert zu führen, er gab niemand Rechenschaft von seinem Besitz und seinem Thun und störte Niemand in dem seinigen. Er hing am neuen Glau-

ben und hatte deſſen kein Hehl — er wurde aus ſeinem Beſitz vertrieben, irrte mit mir im Vaterlande heimathlos umher, gerieth hier zufällig in den Tumult des gerecht erbitterten Volks, welches beim Anblick fremder Waffen feig flüchtete — indem es Wehrloſe und Verwundete den Söldnern opferte — und — ward hier von den Knechten des Tyrannen erſchlagen. Das — mein Freund — hat mich die grauſame Willkür haſſen gelehrt, bitterer haſſen, als die Freiheitsliebe allein es lehrt. Der beſte Mann, den ich je kannte, fiel ein Opfer des Unſinns und der Tyrannei, der redlichſte Patriot verblutete unter den Streichen ſeiner Brüder und ich, ſein Sohn — habe kein Schwerk! O hätte ich Waffen und ein Häuflein von hundert meines Gleichen, deren Blut vor Begierde brennt für das Wohl des Vaterlandes auszuſtrömen und die Schmach der Väter und Brüder durch mannhafte Thaten zu tilgen, mit dem Blute der Vaterlandsmörder auszulöſchen, nur zweihundert kräftige Arme und ein einziges Haupt, ein einziges Herz, ſo ſchwöre ichs bei dem Blute meines erſchlagenen Vaters, dieſer Henker des Volks, dieſer gekrönte Feind der Menſchheit, ſänke noch vor dem Untergang der Sonne geſchlachtet nieder am Altar des Vaterlandes, ein Sühnopfer den Manen unſerer Väter, dem Heil des Volks dargebracht.“

„Reich mir Deine Hand, hochherziger Jüngling, Dein Wunſch ſoll erfüllt werden. Aber prüfe Dich, Knabe, ob Du ſtark genug biſt, bei einer Sache zu verharren, deren Vertheidigung Dein Lebensglück gefährden kann. Schreckenvoll und beſchwerlich iſt die Bahn der Tugend; aber es werden Dir auf derſelben nicht nur gewöhnliche Widerwärtigkeiten begegnen, ſondern mehr noch der gleißenden Verſuchungen. Vermagſt du auch den Lockungen des Reichthums, des Glanzes, der Wolluſt zu widerſtehen, kannſt Du Ueberfluß und Titel, Ordensbänder und Ehrenſtellen ausſchlagen, vermagſt Du die Schmeicheleien der Menſchen zu verachten,

einen schönen Busen und frische Mädchenwangen zu verschmähen? Prüfe Dich Knabe, und sprich.“

„Knabe? Ich fühle nichts Knabenhaftes in mir. Als ich bei meinem Vater lebte, da war die Jagd gegen wilde Thiere mein Spiel: ich habe Wölfe und Bären erlegt, den Schakal in seiner Höhle aufgesucht, den Adler aus seinem Horst vertrieben — ich habe gegen die Schrecknisse der Natur gekämpft, gegen Sturm und Gewitter, gegen Wogen, Flammen und Winde. Keine menschliche Macht kann mich erschrecken; keine menschliche Kraft mich wankend machen. Sie sind wie der Sand der Wüste, die Feinde des Guten, der Hauch des Himmels zerstreut sie in alle vier Winde. Entweder ist Gott mit oder wider uns. Ist er mit uns, so haben wir keinen Grund zu fürchten, ist er wider uns, so kann uns die Furcht nicht retten. Mein Vater hat mir gesagt, Freiheit ist Ehre, Macht und Größe, Rang und Titel sind, Tand und Wahrzeichen der Schande, oder, was eins ist, der Sklaverei. Mich reizt die Gunst der Könige nicht, ich strebe nicht nach ihren Gnaden, da ich frei und ihnen gleich sein will. Jeder soll ein König sein in seinem Haus, sagte mein Vater, und keiner im fremden Haus. Wer dem Einzelnen gebietet, der ist ein Sklave der Gesellschaft. Der Weiber Gunst aber ist ein verächtlich Ding, wenn man sie mit einer Niederträchtigkeit erkaufen soll. Gieb mir ein Schwert und ich will beweisen, daß ich Mann bin. Ich kenne Dich nicht, aber Dein offener Blick flößt mir Vertrauen ein — führe mich zum Kampf gegen den Tyrannen und Du sollst sehen, daß ich nicht bin wie der feige Pöbel, der seine Sache feig aufgiebt, ehe er den letzten Tropfen Blut verspritzt.“

„Der Löwe ist nicht besiegt, mein Sohn; er lauert im Versteck auf seine Feinde. Heute Nacht noch sollst Du für Dein Vaterland kämpfen, wenn Dein Wille rein und beharrlich ist. Schwöre mir bei Deinem Seelenheil, daß Du aus-

harren willst in Deinem gerechten Zorn, bis der Tyrann unter unseren Streichen gefallen ist.“

Der Jüngling erhob seine blitzenden Augen zum Himmel, um ihn zum Zeugen seines Vornehmens zu machen. Yuveno aber zuckte einen Dolch, dessen Griff in Kreuzesform er dem Jüngling zum Schwure darreichte.

„Glaubst Du an die Gottheit des Heilandes?“ fragte er mit feierlicher Stimme.

„Ja ich glaube!“ rief der Jüngling andächtig.

„So schwöre auf das Kreuz des Erlösers!“

„Schwöre nicht, halt ein!“ rief plötzlich eine weibliche Stimme, und ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit trat zwischen den Jüngling und Yuveno. Sie war wie ein Knabe gekleidet, aber ihr wogender Busen, das aufgelöste lockige Haupthaar und die melodische Stimme verrieth ihr Geschlecht. Ihr Gesicht glühte vor Schaam. Besorgniß und ihre leuchtenden Augen sendeten bittende, verwirrte Blicke dem überraschten Jüngling. Zitternd erfaßte sie seine erhobene Rechte und wiederholte ihre Warnung.

„Schwöre nicht,“ sagte sie, „eh Du mich gehört und folge mir. Ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen — Dein zeitliches und ewiges Heil hängt davon ab.“

Der Jüngling zögerte. Dunkle Röthe und schnelleres Athmen deuteten auf seine innere Bewegung. Ein geheimer Zauber schien ihn an die Erscheinung zu bannen und seinen Entschluß zu gefährden. Yuveno bemerkte das Schwanken seiner Seele und den Eindruck, welchen der Anblick des Mädchens auf sie hervorgebracht hatte.

„Knabe,“ sagte er spöttisch, „Du zauderst und wankst schon bei der ersten Versuchung. Geh, matte Seele, und pflege der Minne mit einer abenteuerlichen Straßendirne, während Dein Vaterland an Männern nothleidet.“

Der Hohn wirkte. Zornig schleuderte der Jüngling das

Mädchen von sich, legte seine Finger auf den Dolch und sprach mit überlauter Stimme:

„Ich schwöre!"

„Freiheit oder Tod, Verderben dem Tyrannen!"

„Amen."

Schluchzend enteilte das beschämte Mädchen und rang die Hände. Juveno führte den Jüngling hinweg.

Unter bangen Befürchtungen vergieng den Einwohnern der Residenz der Tag. Zwar herrschte Grabesruhe in den verödeten Straßen, und der Aufstand schien beendigt, der Pöbel eingeschüchtert und ermattet, allein nur zu deutlich zeigten sich Wahrzeichen der noch nicht erstickten Flamme des Volkszorns. Es gab keine Neugierige, keine Lustwandelnde, keine Müssiggänger auf den Straßen, die öffentlichen Häuser waren leer und die Häuser geschlossen. Alle Handwerker feierten, alle Geschäfte stockten, selbst die Kirchen waren verlassen und edle reiche Familien zogen in der größten Stille davon und nahmen das Kostbarste mit sich.

In der Abenddämmerung endlich ward es regsamer in den unglücklichen Mauern und jedes Herz pochte in Erwartung der Nacht stärker und stärker. Mit dem ersten Schatten der Nacht erschienen zahlreiche Patrouillen, welche mißtrauisch einzelne Personen verdächtigen Aussehens verfolgten. Obgleich die Finsterniß immer zunahm, sah man doch nur wenige Fenster beleuchtet, und die angezündeten Laternen wurden bald wieder ausgelöscht. Dunkle Gestalten schlüpften unbemerkt an den Soldaten vorbei, indem sie in ihren Mänteln Waffen verbargen. Die kleinen schmutzigen und abgelegensten Winkel der Stadt zeigten nach und nach eine auffallende Bewegung, während die prächtige Umgebung des königlichen Palastes in Todtenstille begraben lag. Hier hatte die Tyrannenfurcht fürchterliche Geschosse in großer Anzahl

aufgepflanzt und eine zahlreiche Mannschaft versammelt, allein diese Wachen des Königs verharrten in so düsterer Ruhe, daß man nur leblose Schatten, dem Reiche der Todten entstiegen, zu erblicken glaubte.

In den finstern Gemächern des Palastes herrschte gleiches Schweigen, zitternd verrichtete die Dienerschaft des Monarchen ihre Obliegenheiten, indem sie einander die betrübten Neuigkeiten des Tages zuflüsterten, sorgfältig alle Lichter verbargen und die Fenster verhängten, da es ihnen nicht vergönnt war, was sie gern gethan hätten, die Thüren allenthalben zu verrammeln. Von dem Monarchen selbst hieß es, er habe sich unbegreiflicher Weise, ohne die geringste Furcht zu verrathen, zur Ruhe begeben und schlafe, während sein Volk im Aufstand sei wider ihn. Was aber diesen treuen Seelen mehr Bangigkeit verursachte als die Unbedachtsamkeit des Königs, war der trostlose Gedanke, daß ihr Eigenthum mit dem Leben des Monarchen gefährdet sei. Es war den Armen nicht erlaubt worden, ihre Schätze in Sicherheit zu bringen, widrigenfalls wenige von ihnen sich bewogen gefühlt hätten, zum Beistand ihres Herrn die Gefahr zu theilen. Dagegen war ihnen mit großer Gnade vergünstigt worden, ihre Weiber aus dem Palaste zu entfernen, welche ihnen bei weitem nicht das Kostbarste zu sein schienen.

Alexis lag wachend auf seinem Lager, gequält von seiner kranken Phantasie. Niemand hatte Zutritt zu der Majestät, die in finsterer Einsamkeit ihr Schicksal erwartete. Sie glich einem Löwen, der, seine Feinde verachtend, ruhig liegen bleibt, während sie ihn drohend umkreisen. Allein nicht lange erfreute sich das königliche Gemüth dieser Ruhe. Die Einbildungskraft des Unglücklichen rief ihm alle Blutszenen der verflossenen Nacht ins Gedächtniß zurück, und zeigte ihm in wirren Traumbildern eine gräßliche Zukunft. Mehr als die Wirklichkeit erschreckten ihn diese, und ihn, den keine wirkliche Todesgefahr muthlos gemacht, machte eine eingebildete be-

ben. Je mehr er sich in der Nacht des Traumes vertiefte, je größer wurde seine Furcht, bis er endlich heftig ergriffen von einer grausenvollen Vorstellung plötzlich mit einem Schrei des Entsetzens aufsprang und athemlos zur Königin eilte, um an ihrer Brust den Muth eines Mannes wieder zu finden.

Als sie ihren unglücklichen Gemahl so bestürzt hereintreten sah, trocknete Amanda schnell die Thränen von den bleichen Wangen, und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Wie nach langem Wiedersehen umarmten sich die Gatten und Alexis erschöpfte sich in gemüthswarmen Schmeicheleien. Zärtlicher ist kein Bräutigam mit seiner Braut, als ein Unglücklicher mit einer wahrhaft Theil nehmenden Person, sie sei nun Gattin, Schwester oder Freund. Nie wärmer sind die Liebkosungen eines Gefühlvollen, als wenn die Furcht ihre Veranlassung ist. Alexis befand sich in beiden Fällen und benahm sich derselben würdig. Seiner ersten langen Umarmung folgte eine zweite nebst einem unversiegbaren Strom selbst demüthigender Bekenntnisse und Anklagen, eidlicher Versicherungen seiner grenzenlosen Liebe, schonungsloser Verwünschungen seiner früheren unverbesserlichen Thorheit und Verblendung.

„O meine theure Gemahlin," rief er mit vor Rührung bebender Stimme, „wie unglücklich bist Du durch mich, Deinen verbrecherischen Gemahl, der den Zorn des Himmels auf sein Haupt geladen. Schimpf meinem Andenken, daß ich Dich verlassen, daß ich Dir ein freudenleeres Leben bereiten konnte, daß ich mich nur mit Dir vereinigte, um nicht allein unterzugehen. Flieh Amanda, trenne Dein Schicksal von dem eines Unwürdigen, hoffe nichts von meiner Kraft, von meiner Macht, denn ich bin gewiß verloren. Welche Freunde hätte ich, die mich vertheidigten, welchen Schutz könnte ich von Menschen erwarten, die ich mißhandelt, gedemüthigt, beleidigt habe? Nur ein Herz lebt, dem ich vertrauen kann, nur ein Herz ist so himmlischer Barmherzigkeit

voll, daß es Haß mit Liebe vergilt — theures, unglückliches Weib, es ist das Deinige.“

Schluchzend bemühte sich die Königin, ihn mit stummen Zeichen zu trösten, seine Selbstanklagen, die ihr Herz zerrissen, zum Schweigen zu bringen; allein Alexis fuhr mit schreiender Stimme fort.

„O nicht mir diese Liebe — verbanne aus Deiner Brust die verrätherische Stimme, die für mich spricht; o ich beschwöre Dich, Amanda, verlaß, tödte, verfluche mich, denn nichts ist mir so schrecklich als der Gedanke, daß Du mein Schicksal theilen sollst. O es ist ein schrecklicher Fluch, der auf den Bösen lastet, daß sie Alles, was sie lieben, mit sich verderben, daß ihre Verbrechen nicht an ihnen allein, sondern an den Unschuldigen ihrer Gemeinschaft gerächt werden. Laß mich allein untergehen, und was auch der Zorn des Pöbels Schmachvolles und Schreckliches über mich verhängt, ich will es ohne Schmerz erdulden, wenn ich Dich gerettet weiß. O ich bitte Dich, Amanda, nimm diese entsetzliche Qual von meiner Seele!“

Die Küsse der laut Weinenden hinderten den Zerknirschten am Weitersprechen. Sie schloß seinen Mund mit ihren Händen, trocknete den Angstschweiß von seiner Stirne, die Thränen von seinem bleichen bärtigen Gesicht und ordnete sein zerrüttetes Haar, indem sie ihn zu sich hernieder zog. Während dieser Beschäftigung bat sie den Unglücklichen mit stummen Blicken um Stillschweigen und suchte selbst Fassung, um zu sprechen. Lange versagte ihr die Stimme. Endlich gewann sie so viel Kraft über sich, die finstere Schwermuth und Verzweiflung ihres Gemüths mit rührender Trostrede zu bekämpfen. Sie appellirte an seine Vater- und Gattengefühle, nannte die Hoffnung eine Pflicht und lehrte ihn Vertrauen in seine Macht. Er widerstand auch der eindringlichen Beredsamkeit der Liebe nicht und ward bald wieder so ruhig, ja heiter, als es in seiner Lage möglich war. Er em-

pflieng nun in Gegenwart seiner Trösterin die Berichte der ausgeschickten Kundschafter und Wachen, traf neue Anordnungen, ertheilte neue Befehle. Die Meldungen lauteten tröstlich: Das Volk sei ruhig, der Pöbel entmuthigt, die Soldaten vom besten Geist beseelt, einzelne Haufen muthwilliger Ruhestörer zerstreut oder verhaftet. Mehr und mehr verschwand im Palaste die herrschende Bangigkeit, die Stimmen der Dienerschaft und einiger Räthe wurden lauter, während die Mitternacht heranrückte, welche man in ähnlichen Fällen als eine Scheidewand zwischen Gefahr und Sicherheit zu betrachten sich gedrungen fühlt.

Der Sturm im Gemüthe des Königs war vorübergegangen und ließ es erfrischt, wie ein Gewitter das erschrockene Land; nur Amanda fürchtete noch, denn wie ihre Fassung, so war auch ihr Befürchten dauerhaft doch nicht schwächend. Sie verbarg jedoch ihre Besorgnisse, zufrieden, daß des Gemahls plötzliche Verzagtheit ihren Trostsprüchen gewichen sei. Er hatte seinen Arm um ihren Nacken geschlungen und sah ernst und traurig doch ohne Bewegung in die brütende Nacht hinaus. Allmählig erhellte sich die Finsterniß der Wolken in Sternenlicht, man hörte Uhren schlagen, Wächter rufen und Hunde heulen wie in den Tagen des vollkommensten Friedens. Kein fremdartiger Laut mischte sich unter diese Töne, die als alltägliche Wahrzeichen der nächtlichen Ruhe alle Gemüther der Wachenden mit ihrem Wesen erfüllen und bange Träume und böse Ahnungen verdrängen. Nur das Klirren der kampfbereiten Wachen verrieth den ungewöhnlichen Zustand der Dinge, verstärkte aber das Gefühl der Sicherheit.

Alexis überließ sich demselben und träumte von zukünftigen Tagen der Ruhe und Zurückgezogenheit. Nicht mehr regieren, nicht mehr jene schwere geistverwirrende Krone auf dem schwachen Haupte zu tragen, nicht mehr sein und thun, als dem Menschen natürlich zukommt, keine Kraft lenken

welche um Ungeheures größer ist als die Einzelkraft, welche in absurdem Mißverhältniß steht mit allen Fähigkeiten eines Individuums, keinen größeren Wirkungskreis besitzen als den, der durch eigene Bewegung ausgefüllt wird, schien ihm das beneidenswertheste Loos eines Sterblichen. Leise erwachte ein matter Funke von Hoffnung, nach einem stürmischen Tag einen kühlen Abend verleben, des mittelmäßigen Glücks eines ruhigen Alters genießen zu können. Langsam sterben, langsam vergehen, wie ein Morgennebel, war sein bescheidener Wunsch. Er sah sich im Geiste auf einem fruchtbaren Eiland mit eigener Hand den Boden pflügen, die Lieblingsblumen der Gattin säen, die Kinder zu schlichten Bürgern erziehen, sein eigenes Grab unter einem Lieblingsbaum aushöhlen — und ruhig sterben. All sein früheres Thun war seinem Geist entschwunden, sein Reich, seine Macht, seine Thaten schienen ihm einem anderen Wesen höherer und boshafter Art anzugehören. Also in heitere Träumerei versunken, erschrak er, als er sich mit den Insignien der Königswürde angethan, über das in Vergessenheit versunkene Reich gebietend und fürchterlich bewaffnet gegen den Zorn von Tausenden in seiner wirklichen Gestalt erblickte. Als er dann das Auge auf seine bekümmerte Gattin wandte, welche stumm und wachsam an seine Gestalt sich anklammernd neben ihm saß, gewahrte er auf ihren Wangen ein plötzliches Erbleichen und fühlte ihr Herz an seiner Seite vernehmlich pochen. So saß sie einen Augenblick auf ihre innere Bewegung lauschend mit starren Augen, ängstlich zuckenden Gesichtszügen da, dann umfieng sie stürmisch die Brust ihres Gemahls und brach in unaufhaltsame Thränen aus. Wiederholt befragt um den Grund dieser plötzlichen Bewegung stammelte sie:

„Ach, Geliebter, mir ahnt nichts Gutes!“

Alexis versuchte zu lächeln, aber sein Haar hatte sich emporgesträubt, als er diese plötzliche unnatürliche Angst erblickte. Es war ihm, als ob sich mit dem Heulen des Win-

des, der in grausigen Orgeltönen durch die Angeln pfiff, das Herannahen eines finsteren Geistes verkünde, der komme, um sein Schicksal zu vollenden.

Die ununterbrochen herrschende Ruhe beschwichtigte wieder die erwachte Angst. Betäubt und ermattet ließ Alexis sein Haupt auf die Brust seiner Gattin sinken und entschlummerte. Die Königin beherrschte jedoch ihre eigene Müdigkeit und bewachte den Gemahl mit sorgsamer Zärtlichkeit. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er eingeschlafen sei, öffnete sie ein Fenster und horchte aufmerksam. Frisch wehte sie der Nachtwind an und brachte von Zeit zu Zeit ein undeutliches Gemurmel an ihr Ohr. „Es ist nichts," flüsterte ihr leise die Hoffnung zu; „es ist das Wuthgeschrei der Mörder Deines Gemahls," rief ihr laut die Furcht zu. Ihr Gemüth wogte auf und nieder in Angst und Hoffnung; doch von Zeit zu Zeit verspürte sie eine so heftige Bewegung ihres Herzens, daß die erste vorherrschend wurde. In dieser peinlichen Erwartung umgaben sie nur schweigende Personen, welche sich bemühten, ihren Geberden den Ausdruck der Furcht und Hoffnung zu nehmen. Vergeblich suchte die Königin in ihren leeren Augen Trost oder Gewißheit des Schlimmsten zu finden, die längst eingeübten Larven blieben regungslos und nichts sagend. Oft schwebten ihr Fragen auf der Zunge; allein sie wußte, daß sie weder Wahrheit noch Aufrichtigkeit zu gewärtigen habe, und schwieg. Wie sehnte sie sich da nach der vertraulichen Offenherzigkeit der niederen Stände, wie beseufzte sie da die Verlassenheit der Könige auf ihren Thronen! Auch das schwache Weib, welches den thörichten Eitelkeiten dieser Welt am meisten ergeben ist, mußte in dieser Lage empfinden, wie lügenhaft und trügerisch die Größe eines Monarchen sei. Sie streifte die Majestät ab, und von der Königin blieb nichts als das bange, nach Mittheilung und Tröstung schmachtende, von dunkeler Ahnung ergriffene Weib, dessen Inneres von denselben Gefühlen bewegt wurde, wie das einer

gemeinen Frau, welche ihren Gemahl auf gefährlichen Wegen weiß. Welchen Werth hat der Purpur — ein Gewand, das eben so gut auf die Schultern eines Komödianten wie auf die eines Königs paßt — wenn das darunter sich bergende Herz nicht mehr Freude zu fassen, nicht mehr Leid zu bezwingen vermag als ein anderes!

Während Amanda so mit thränenden Augen da saß und das herabsinkende Haupt des schlummernden Königs mit ihren Händen stützte, und sein mit Grau gemischtes Haar mit ihren Zähren benetzte, öffnete ein plötzlicher Windstoß die geschlossenen Fenster, woraus man die das Hintergebäude umgebenden Gartenanlagen übersah. Das Schloß war hier natürlich befestigt und daher nur von einzelnen Posten bewacht. Erschrocken blickte die Königin hinaus und horchte auf das Rauschen der Bäume, welches ihre Angst vermehrte. Das einzige Licht, welches sie in einer Nische des Saals brennen ließ, war erloschen; von der Dienerschaft hatten sich einige entfernt, und kaum hatte die Königin ihre Abwesenheit gewahrt, als auch die übrigen sich leise davon schlichen. Bald sah sich die Geängstigte mit dem schlafenden Gemahl und ihrer Furcht allein. Sie wollte rufen, aber die Besorgniß, den tiefen Schlaf des Königs zu stören, hielt sie davon ab. Sie empfahl ihn und sich mit leisem Gebet dem Schutz des Himmels. In ihrer Andacht störte sie plötzlich der Ruf: „Wer da?" welcher sich im Garten vernehmen ließ. Niemand antwortete, und weder der Rufende noch der Angerufene wurde sichtbar. Noch ein Mal wiederholte sich der Ruf und man hörte einen Flintenhahn spannen und die Zweige im Gebüsch rauschen, wie wenn ein Hirsch durch den Verhau bricht. Abermals erfolgte keine Antwort, aber in der nächsten Sekunde vernahm man einen dumpfen stöhnenden Laut. „Hilfe, Mörder!" schrie plötzlich der König im ahnungsvollen Traum, versank aber gleich wieder in das tiefe schnarchende Athmen, welches dem festen Schlaf eigen ist.

Amanda bebte am ganzen Leib und ein kalter Schauer überlief sie. Umsonst versuchte sie den König zu erwecken, indem sie ihn aufrichtete, er sank wie ein Leichnam immer wieder zurück, ohne zu erwachen. Eben so vergeblich war ihre Bemühung, aus den anstoßenden Gemächern die Diener vorsichtig herbeizurufen; denn sie waren leer und dunkel, und das Wispeln des Luftzugs schreckte die Furchtsame zurück. In dieser Hilflosigkeit suchte sie sich zu überreden, daß nur eine eingebildete Gefahr sie erschrecke; allein neue Laute verdächtiger Art, welche sie aus dem Garten vernahm, widersprachen ihrem Wunsch und ihrer Hoffnung. Deutlich hörte sie unten eine Pforte öffnen, die zu den Gemächern des Königs führte, und sah einige dunkle Gestalten nacheinander vorsichtig eintreten. Noch ein Mal rüttelte sie den Bedrohten, und schrie ihm seinen Namen ins Ohr; allein es waren ihm alle Sinne vergangen in dem unnatürlichen Schlafe, und selbst als die geängstigte Gemahlin ihm die Augenlieder gewaltsam öffnete, erwachte er nicht und die Augäpfel blieben verdreht und starr. Während die unglückliche Frau die Hände rang und auf die Kniee niederstürzend ein hastiges Gebet zu stammeln versuchte, hörte sie dicht unter den Fenstern leise Stimmen, unter welchen sie nur die Mac Cuddys unterscheiden konnte. Schon wollte sie vor Freude aufschreien, als sie einige Worte des Narren belehrten, daß er nicht als Freund zu seinem Herrn komme.

„Hier Macuff," flüsterte er, „hier ist das Fenster. Ich sage Dir, der Weg über die Leiter ist weniger halsbrechend als der über die bequemen Marmorstiegen — ich wette, ein gewisser König schläft dort oben wie ein Murmelthier, denn ich höre pferdemäßig schnarchen — triff ihn gut, Du wirst ein großer Mann, und die Narren werden ausgelacht, welche Yuveno hierher führt, um den ermordeten König ums Leben zu bringen. — Muth, mein Schatz — was zauderst Du — er hat Dir nichts zu Leid gethan, sagst Du — welch ein zärtliches

Gewiſſen, ich ſchwöre Dir, Du haſt einen ſcharfen Verſtand in Deiner hölzernen Fauſt und ein großes Herz auf der Zunge — damit kannſt Du ein Volk aufklären und ſagen, Du wärſt aus purem Mitleid mit dem Volk ein Königsmörder geworden. Machen es doch die Könige um kein Haar beſſer, ſie ſchlagen gute Bürger todt und ſagen, das geſchehe, damit es den Bürgern wohlergehe. — Macuff, Du wirſt ein berühmter Mann; wenn Du ihm die Kehle abgeſchnitten haſt, werden ſie Dich Retter des Vaterlandes ſchimpfen und Dich zum Präſidenten eines Nationalkonvents machen. Und das Geld aller ehrlichen Leute wird in Deine Taſche fließen —"

„Halt, Kamerad, laß mich einen Schluck Branntwein nehmen, mir war noch nie ſo verteufelt ſchlimm zu Muth, mir ſcheint, es wird ein Ende nehmen mit meinem Heldenthum —"

Nur Weniges vernahm Amanda von dieſem Geſpräche; aber dieß reichte hin, ihre Todesangſt zu ſteigern. Sie wollte ſchreien, aber die Stimme verſagte ihr. Jetzt hörte ſie die Leiter anlegen und faßte einen verzweifelten Entſchluß. Sie wollte ans Fenſter treten, um dort den Mörder zu erwarten und hinabzuſtürzen. Schon erhob ſie ſich, dieſen Vorſatz auszuführen, da packte ſie mit krampfiger Gewalt plötzlich eine Hand des ſchlafenden Königs am Gewande und hielt ſie zurück. Ein neues Traumbild ſchien den Unglücklichen zu erſchrecken und zu dieſer unwillkürlichen Bewegung zu veranlaſſen. Ohnmächtig ſank Amanda zu ſeinen Füßen.

Als ſie wieder erwachte, ſah ſie eine dunkle Geſtalt auf ſich zuſchreiten, und die Gegenſtände in ſeiner Umgebung vorſichtig betaſten. In der rechten Hand des Mörders blitzte ein langer Dolch, in der linken hielt er einen undeutlichen Gegenſtand, der die Umriſſe eines Piſtols mühſam erkennen ließ. Schnaufend näherte er ſich der Stelle, wo der König ſich durch lautes Athmen verrieth. Das höchſte Entſetzen der unglücklichen Frau gieng bei dieſem Anblick in verzwei-

felnden Muth über, ein durchdringender Schrei entrang sich ihrer Brust, und einer plötzlichen Anstrengung aller Leibeskräfte gelang es, sich von den Händen des Schlafenden loszureißen. Bebend fuhr der Mörder zurück, als sich das rasende Weib wie eine Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, auf ihn stürzte, seine Hände mit eiserner Kraft der Ueberspannung erfaßte und kreischend um Hilfe schrie. Abergläubische Furcht übermannte ihn, er glaubte sich von einem Gespenst überfallen und nur schwach rang er gegen die Anstrengung Amandas, ihm die tödtlichen Waffen zu entreißen. Der Lärm, der sich aber jetzt in und außer dem Palaste erhob, die eilenden Schritte bestürzter Personen, welche, in feiger Angst „Mörder!" schreiend, nach den Ausgängen des Palastes liefen, statt den zum Theil mit ihrem Wissen Gefährdeten beizuspringen, brachten ihn wieder zu sich. Mit unsäglicher Mühe machte er sich nun von der Königin los und drückte das Pistol auf sie ab. Mit einem heftigen Knall blitzte das entzündete Pulver auf, erleuchtete das Gemach und das bleiche Antlitz des Schlafenden, und, umqualmt vom heißen Rauch, taumelte Amanda, beide Hände auf die durchschossene Brust pressend, zu Boden. Kein Laut entfuhr ihren Lippen, zuckend streckte sie sich am Boden und stieß ihren letzten Seufzer aus.

Wie auf ein gegebenes Signal brach nun plötzlich ein Getöse von Stimmen, Waffen, Flintenschüssen, Trommeln und Hörnern los. Der Palast war fast in demselben Augenblick von einem stark bewaffneten Haufen angegriffen worden, und die Besatzung griff zu den Waffen, um das Königshaus gegen die Rebellen zu vertheidigen. Wachen stürzten mit Fackeln in den Saal, welcher den Schauplatz der blutigen Szene bildete. Macuff wurde niedergeworfen und gebunden, während die Mauern von dem Donner des Geschützes dröhnten. Ein Offizier der Wache stürzte sich mit blankem Säbel auf den Mörder und verwundete ihn mit mehreren Hieben, als

sich im Hintergrunde des Gemaches die lange gespenstige Gestalt des Königs langsam erhob. Mit weit aufgerissenen Augen schaute er wie im Traum umher, und ein gräßliches Erstaunen sprach sich in seinen Zügen aus. Rings um öffnete sich der Raum und, plötzlich verstummend beim Anblick dieser Erscheinung, wichen die Wachen vor der Person des Monarchen zurück. Alle harrten seiner Befehle; aber er sprach lange nicht und musterte mit stechenden Blicken seine Umgebung, indem er die Gruppe, welche sich um die Leiche der Königin gebildet hatte, auseinander drängte. Als er hier die entseelte Gemahlin in ihrem Blute schwimmend erblickte, erbleichten seine Lippen, aber keine Muskel des Gesichtes bewegte sich. Lange sah er starr auf die erloschenen Augen der auf immer Erblindeten und auf ihre Wunde, dann ließ er langsam den Blick auf Macuff gleiten, der gebunden am Boden lag und ihn mit seinen rothunterlaufenen Augen anglotzte. Noch hielt er die Waffen in den Fäusten, denn obgleich man ihn so fest gebunden hatte, daß alle Adern an den Armen und im Gesicht mächtig aufgetrieben wurden, so konnte man ihm doch nicht seine Mordwerkzeuge entreißen. Lange betrachtete ihn der König, wie im Sinnen über den Zusammenhang der schrecklichen Ereignisse verloren, endlich färbte sich sein Gesicht mit dunkler Röthe, die Ader an seiner Stirn klopfte mächtig und seine Augen glühten; seine Brust wogte langsam aber mäßig auf und nieder, seine Fäuste ballten sich, und aus der durchbissenen Unterlippe perlten die Tropfen schwarzen Blutes, welche, vermengt mit herabstürzenden Thränen bei offenen Augen, über das Kinn herabstürzten. Noch hatte er kein Wort hervorgebracht; aber als der Offizier eine Bewegung machte, den Todesstreich auf des Mörders Haupt zu führen, da fiel ihm Alexis in den geschwungenen Arm und schrie mit halb erstickter Stimme:

„Halt, Du barmherziger Mörder, halt, fort mir aus dem Wege, dieses Leben ist mein und bei Gott, ich will da-

mit schalten nach Gebühr. Ha, Du zähnefletschende Teufelfratze! Du schon halb Aas unter meinen Füßen und doch boshaft tückisch, voll Mordgedanken, wie ein wildes Vieh, ruf Gnade, Gnade rufe, damit ich recht nach Herzenslust ungroßmüthig sein kann mit Dir, Du Bestie Mensch, getreuer Unterthan. Fürchte nicht, daß ich Dich aufzehre mit Begier, denn Du bist stinkende, ekle, giftige Kost; aber meiner Augen nimmersatten Blutdurst will ich stillen und der warme Rauch Deines geschundenen Fleisches soll meinem Geruchsorgan ein süßer Wohlduft sein. Nicht morden möcht' ich Dich, gings anders, könnt' ich Dir zwanzig Jahre lang glühendes Eisen in die Adern pumpen oder sonst eine unerhörte Qual auf diese Dauer hinaustreiben. Da ich es nicht kann, will ich Dich mit den Nägeln zerreißen — —"

Hier stockte seine Stimme, Schaum trat an den festgeschlossenen, blutenden Mund und in allen Gliedern sah man die Zuckungen seiner Raserei. Sein Wuthgestöhn glich selbst dem Wehklagen, als er mit den Ferſen des Mörders Zähne eintrat und das ganze Gesicht mit seinen Fußtritten zerquetschte. Schon war es nichts als ein unförmlicher, mit Blut und Staub bedeckter Klumpen, als der König bemerkte, daß die Augen noch unverletzt ihn anstarrten. Er ruhte nicht, bis auch sie heraushingen aus den geschundenen Höhlen; erst dann tauchte er sein Schwert mit wilder Hast unzählige Male in des Sterbenden behaarte Brust; röchelnd spritzte der Unglückliche sein Blut in des Rächers Antlitz, aus seiner Brust entsprang ein rothschäumender Quell, konvulsivisch wälzte sich der ungeheure Körper, und als ihn des Lebens letztes Zeichen durchschütterte, trat der König von Blut besudelt und gesättigt bis zum Grausen zurück.

Kaum hatte Macuff ausgeathmet, so wendete sich das Blatt zu Gunsten seiner Gesellen oder Verbündeten. Ein wohl organisirter Aufstand wüthete in den Straßen der Hauptstadt und hatte um so leichteres Spiel, da die Hauptkräfte

der Rebellen, vorsichtig bis zu dem Augenblick zurückgehalten, sich auf ein gegebenes Zeichen versammelten, ohne sich irgend zu zerstreuen. Yuveno führte sie an, der fremde Jüngling focht an seiner Seite. Eine in den Waffen geübte Masse — Veteranen und unzufriedene Militairs — warf sich auf die königliche Wache, welche den Palast besetzt hielt, und umringte ihn auf allen Seiten. Der Verrath hatte einer anderen Abtheilung einen unbekannten Weg in das Innere des Palastes gebahnt und sie vereinigte sich mit der treulosen Dienerschaft, welche längst durch Mac Cuddy gewonnen war. Auf diese Weise war der Palast bereits mit Rebellen angefüllt, ehe noch die überrumpelte Wache das Geschütz zu lösen im Stande gewesen war. Ueberall vernahm man die rohen Stimmen der Wüthenden, überall begehrte man nach dem Blut des Tyrannen. In den Höfen, auf den Treppen, ja selbst in den prächtigen Sälen des Palastes klirrten Waffen, donnerten Feuergewehre; pfeifende Kugeln schlugen an die Thüren; Gemälde, Karyatiden und prächtige Gefässe, kostbare Geräthschaften wurden zertrümmert und ihre Bruchstücke zur Vertheidigung verwendet. Entschieden ward das Uebergewicht der Rebellen, als Soldaten gegen Soldaten die Waffen kehrten, die wenigen Freunde des Monarchen ermüdeten, gegen immer wachsende Streitkräfte zu kämpfen.

„Nieder mit dem Tyrannen!“ schrie unten der Pöbel, und besudelte die Insignien, welche in Stein gehauen an den Portalen des Palastes prangten; „nieder mit dem Tyrannen!“ riefen die erhitzten Patrioten im Vorgemach des Königs, indem sie wüthend auf das Häuflein Getreue andrangen, welche den Eingang vertheidigten. Schon sanken die Tapfersten unter den letztern, schon polterten die Ungestümen an der verschlossenen Thüre, und gewaltsam riß sich der König von seinen Anhängern, welche ihn zurückhielten, los, um sich mit blankem, noch blutigem Schwert unter die Rebellen zu stürzen und Blut für Blut zu tauschen. Von diesem tollen Beginnen

schreckte ihn jedoch eine hohle Grabesstimme zurück, welche sich in demselben Augenblicke von der Gallerie des Saales vernehmen ließ, als die Rebellen mit einem donnernden „Hurrah!“ durch die zertrümmerte Thüre hereinbrachen.

„Stecke Dein Schwert ein!“ rief sie feierlich, während alle Anwesenden mit stummem Staunen nach dem Urheber derselben forschten, „stecke Dein Schwert ein, denn es ist nicht gefeit mit dem Segen Gottes und wird keinen Gerechten verwunden.“

„Deine Stunde ist gekommen, denn Dein Maß ist voll und weinend gießen es die Engel in die Hölle.“

„Du hast gezehrt von der Langmuth des Herrn und sie verschlungen wie ein gefräßiger Wolf.“

„Du hast gemordet einen König und aus seinem Blut ist die Rache erwachsen.“

„Du hast gemordet Dein Weib und Dein Kind, treue Diener Gottes, einen Freund und viele Gerechte. Du hast gequält und geplündert Dein Volk, Du hast die Hungrigen und Durstigen verschmachten lassen und die Unschuldigen mißhandelt. Du warst Deiner Heerde ein reißender Wolf; aber sieh, der Herr ist mit der Heerde und sie kommt, um Dich zu strafen.“

„Deine Bosheit hat Dir Fluch geboren und er hat sich bewaffnet, mit tausend Armen Dich zu züchtigen.“

„Auf, greift ihn, denn er ist verflucht in alle Ewigkeit und sein Leben ist Euch zur Qual. Reißt ihm das Herz aus der Brust, nehmt ihm das Gehirn aus dem Schädel und die Augen aus den Höhlen. Schindet ihn und bratet sein rohes Fleisch auf einem eisernen Rost, und ihr werdet nicht zu viel thun für den Zorn Gottes.“

Der Mann, welcher diese schrecklichen Worte ausstieß, wurde nur auf einen Augenblick sichtbar; es war Auson, der mit verstörten, wahnsinnigen Blicken auf der Gallerie erschien und verschwand. Alexis hörte mit sichtbarem Entsetzen das

unsinnige Geschrei des alten Thoren, den seine Wuth zur geistigen Ueberspannung gebracht hatte. Sein Muth war ausgelöscht, sein Schwert entfiel der kraftlosen Hand, seine Kniee zitterten, und in der nächsten Sekunde gewärtigte er, daß die wuthglühenden Gestalten, welche den Raum erfüllten, das Geheiß des Verrückten erfüllen würden.

„Gott, laß mich nicht sterben in dieser Mattigkeit!“ flüsterte er, indem er sich auf die Schultern eines Offiziers stützte, allein im nächsten Augenblick fühlte er seine Hand von weichen Fingern hastig erfaßt und sanft gezwungen, in der Richtung sich fortzuschleppen, welche ihm ein guter Genius vorzuschreiben schien. Unwillkürlich drängte er sich durch das Häuflein seiner Anhänger, welche ängstlich bemüht waren, den eindringenden, sich emporstreckenden Rebellen ihren fliehenden Herrn zu verbergen. Schnell wurden die Lücken wieder geschlossen, durch welche er wankte, und vergebens suchten die Rebellen die Richtung zu entdecken, in welcher sich der Flüchtling zurückzog. Neuerdings erhob sich ihr durch Ausons Zwischenreden unterbrochenes Drohgeschrei, während Alexis von dem unbekannten Retter durch eine verborgene Thüre hinweggezerrt wurde. Lange folgte er kindlich gehorsam und vertrauungsvoll, ohne auch nur seinen Schutzengel im Gewühl zu sehen; als er aber mit ihm allein durch finstere Gänge eilte, erkannte er an der zitternden, weichen Hand, welche ihn leitete, an dem scheu und ängstlich umher blickenden Lockenhaupt, an dem üppigen Körperbau, das als Mann gekleidete Weib, welches wir schon ein Mal begegnet haben. Sie warf ihm jetzt einen Bettlermantel um die Schultern und drängte zur Eile. Alexis zauderte und fragte nicht, sondern folgte ihren Schritten mit feiger Furcht in ein unterirdisches Gewölbe, durch welches, wie es schien, kein Ausweg führte. Dicke feuchte Finsterniß umgab sie, auf dem Boden zertraten sie bei jedem Schritte knochenlose, kothige Körper ekelhaften Reptils und ihre tappenden Hände faßten auf nasse Mauern.

Deutlich vernahm man in der Höhe den wilden Lärm der Rebellen, krachendes Musketenfeuer und das Poltern zertrümmerter Geräthschaften, aber noch deutlicher und näher hörte man bald das Rauschen des Stromes und das Pfeifen der Fledermäuse, welche in Schwärmen die Flüchtlinge umkreisten und sich in den Haaren des Königs verwickelten. Bei einer Wendung kam den Fliehenden ein starker Luftstrom entgegen, der sie zwang, sich vorwärts zu bücken, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Endlich gelangten sie an ein Fenster, dessen Vergitterung durchbrochen war. Muthig kletterte das Mädchen hinaus und reichte Alexis schweigend die Hand, ihn zur Nachfolge ermunternd. Er gehorchte und gelangte über eine Strickleiter in einen Kahn, der auf dem Strome schwankte.

„Steigt hinein, mein König," bat das wunderbare Mädchen, „eilt, sonst sind wir verloren — schon höre ich Eure Verfolger."

Zögernd betrat Alexis das schwankende Fahrzeug, und eilends stieß die Jungfrau, von einem schweigenden Gehilfen unterstützt, vom Lande. Wie ein Pfeil flog der Kahn auf den dunkeln Wogen hin und an beiden Ufern eilten die Häuser mit ihren glühenden Augen, gleich Gespenstern vorbei, als man deutlich die lauten Stimmen der Aufrührer vernahm, welche die Spur des unglücklichen Fürsten entdeckt hatten.

„Wir sind verrathen," sagte das Mädchen erbleichend, „halte Dich unter dem Schatten der Häuser, Jack, bald sind wir am Werft und an der Brücke vorbei und geborgen."

Ungläubig schüttelte der Ruderer das Haupt und gehorchte. Schon sah man die Schiffe auf dem Stapelplatz und den langen Schatten, der über den Strom lief, in undeutlichen Umrissen vor sich; aber nicht so schnell schwamm der Nachen stromabwärts, als sich das Geschrei der Aufrührer nach allen Seiten verbreitete. In wenigen Augenblicken waren die Ufer wild bewegt von einer zum Theil neugierigen, zum Theil gegen den Flüchtling erbosten Volksmenge, und auf

der Brücke erschienen unzählige Fackeln. Bald war der Strom von allen Seiten so beleuchtet, daß man die Fische sehen konnte, wie sie, gelockt durch den lustigen Schein so vieler Lichter, über die Wellen sprangen. Die Unglücklichen sahen sich bald allen Augen bloßgestellt und kein Schatten konnte sie ihnen entziehen. Ein wildes „Hurrah" donnerte aus tausend Kehlen von den Ufern und der Brücke, als man das Fahrzeug, auf dem Strome treibend, gewahrte. Nirgends eröffnete sich den Fliehenden eine Aussicht zur Rettung, von allen Seiten blitzten Gewehre und sendeten zischende Kugeln in die Fluthen. Einige davon tanzten über die Wellen hin in unsichtbaren Bogen, andere schlugen in die Bretter des Nachens, noch andere pfiffen durch die Lüfte an den Ohren der Flüchtlinge vorbei. Jack hatte in der Angst die Ruder fallen lassen und duckte sich in den Bauch des Fahrzeugs, das Mädchen betete, und Alexis starrte regungslos auf einen Punkt mit der Resignation der Verzweiflung. Mit der größten Behutsamkeit vermied er jede Regung und überließ sich seinem Schicksale. So stellen sich Amphibien, von einer unausweichlichen Gefahr berührt, bewegungslos und todt. Die Strömung riß sie, den Kahn umdrehend, fort, und immer näher kamen sie den mächtigen Pfeilern der Brücke. Sie war ein Werk des unglücklichen Königs und in kühnen Bogen über den breiten Strom geführt, um die beiden Ufer mit einander zu verbinden. Dort, wo sein Geist sich ein für Jahrhunderte berechnetes Denkmal gesetzt hatte, drohte ihm nun ein, wie es schien, unvermeidliches Verderben. Dort hatten sich seine Feinde lärmend zusammengedrängt, dort lösten sich eilends müßige Fahrzeuge los, um, bemannt von wohlbewaffneten Feinden, den steuerlosen Kahn zu verfolgen. Den letzteren schien jedoch die Strömung die Fliehenden zu entziehen, denn sie schleuderte sie mit reißender Schnelligkeit hinweg; doch kaum bemerkten die Aufrührer von der Brücke aus diese zufällige Begünstigung ihrer Flucht, als sie ein wildes Geschrei

erhoben und sich bemühten, durch ein verstärktes Flintenfeuer die Fliehenden zu tödten. Immer stärker wurde das Gedränge auf dem engen Raume der Brücke, immer häufiger krachten die Büchsen der Rebellen, immer dichter hagelten die Kugeln in den Strom. Man schleppte Schutt und Gebälk herbei, um beides auf die Unglücklichen herabzustürzen, und ward um so wüthender, da man bemerkte, daß die drei Menschen in dem Kahne bisher unverletzt geblieben waren. Das Fahrzeug näherte sich bereits dem Schatten der Brückenpfeiler und das Gebet des Mädchens wurde in der gesteigerten Gefahr zum lauten an den Himmel gerichteten Hilfsgeschrei; da drängte sich an das Geländer der Brücke eine Anzahl geübter Schützen hervor, und auf ein gegebenes Zeichen donnerte plötzlich eine Flammen speiende Salve herab. Fast gleichzeitig brach aber unter dem Gewicht der ungeheuren Menschenmenge, in ihren Grundvesten kürzlich erschüttert durch eine Anschwellung des Stromes, die Brücke mit schrecklichem Krachen zusammen. Eine dicke Rauchmasse von Staub und aufspritzendem Wasser umhüllte den ganzen Schauplatz; der Fluß, durch die herabstürzenden Massen von Gebälk, Steinen und Menschen in seinem Lauf unterbrochen, stauchte sich zurück, und warf den Kahn auf einer schäumenden Woge ans Ufer. Nur Jack wurde durch den heftigen Stoß aus dem Kahne hinausgeschleudert und kam mit den Hunderten, die von der Brücke herabgestürzt waren, in den Wellen um; Alexis und das Mädchen hingegen sahen sich wie durch ein Wunder unverletzt und gerettet. Sie benutzten den Augenblick des panischen Schreckens, den das Ereigniß hervorgebracht hatte, und eilten unbemerkt von dem aufrührerischen Volke, das nur mit Retten der Ertrinkenden und Herausschaffung der Leichname beschäftigt war, hinweg.

Geleitet von der Hand der kühnen Jungfrau, welche durch das Gebet und dessen Wirkung neue Kraft erworben hatte, schritt Alexis, mit der gegen ihn aufgebrachten Menge

vermiſcht, durch die entlegenſten Straßen der Reſidenz. Niemand erkannte in dem Bauerkittel die unglückliche Majeſtät, niemand würdigte ihn eines Blicks, und ſo groß war die Verblendung des Volks, daß es allenthalben gegen Unſchuldige raste, und im Wahnſinn der Wuth den Urheber des allgemeinen Elends vergaß. Während ſich die Beiden ſchweigend von dem Tumult an der Brücke entfernten, hörte man ein nicht minder heftiges Getöſe auf jener Seite der Reſidenz, wo der Palaſt des Königs und die öffentlichen Gebäude ſich befanden. Der finſtere, mit Wolken verhängte Himmel röthete ſich auf ein Mal mit unnatürlichem Lichte, Tageshelle verbreitete ſich um Mitternacht über die ganze Gegend, und mit Schrecken fühlten die angſtbeklommenen Einwohner der Stadt die kalte Luft ſich allmählig erwärmen.

„Das Schloß ſteht in hellen Flammen, ſie haben die öffentlichen Gebäude angezündet!“ So antworteten laute Stimmen im Vorübereilen den ängſtlich Fragenden. Alexis und ſeine Führerin wurden von den Neugierigen mit fortgeriſſen bis zu dem Schauplatz des ſchrecklichen Brandes. Der entthronte, unglückliche Monarch mußte es wider Willen mit anſehen, wie der wüthende Pöbel Alles zerſtörte, was ſeinen Namen trug.

Einem brennenden Vulkan glich der prächtige Palaſt — ringsumher regnete es unter ziſchendem Geräuſch glühende Fragmente zerſtörter Geräthſchaften, geſchmolzenes Metall und Glas. Mitten in den Flammen auf wankenden Trümmern ſprangen in wahnſinniger Verzweiflung mit glotzenden Augen und brüllend vor Schmerz halb verbrannte Geſtalten umher, die Flamme nährend mit ihrem Blut, und reckten, im Sterben zuſammenſinkend, die kahlgebrannten rußigen Häupter empor, um ihren letzten Fluch auszuſtoßen. Einige von ihnen entkamen aus dem Pfuhl durch gewagte Sprünge und rannten, mit den Flammen kämpfend, unter die gaffende Menge, welche mit Geſchrei des Entſetzens vor ihnen zurückwich; allein Men-

schen, grausamer als Hyänen, warfen die Unglücklichen mit wildem Gespött zurück und begruben sie unter dem glühenden Schutt. Durch das Gebraus der Feuerströme und das Krachen stürzender Gebäude aber hörte man aus tausend Kehlen das vernichtende Wuthgeschrei der blinden Gewalt:

„Es lebe die Freiheit!“

Weiter eilte der bleiche Bettler Alexis an der weichen Hand der leitenden Jungfrau, mißtrauisch beobachtet von den Rebellen. Nach einer kurzen, aber hastigen Wanderung über Kohlen, Schutt und Leichen gelangten sie auf einen öffentlichen Platz, wo ein anderes, nicht minder demüthigendes Schauspiel den Exkönig erwartete. Auf einer Bühne von aufgeschichteten Balken und Brettern entkleideten einige in Lumpen gekleidete Männer die wohlbeleibte Gestalt der ehemals so reizenden — Zaire. Man hatte ihr die Hände gebunden und riß ihr die prächtigen Kleider vom Leibe, indem man jede neue Enthüllung mit Zoten begleitete. „Seht des Königs Hure!“ schrien Weiber und Männer unter einander und holten Koth, Steine und Unrath herbei, die Unglückliche damit zu bewerfen. In wenigen Augenblicken war sie ganz nackt. Ihr Geschrei wurde von dem Lärm des Pöbels übertäubt, ihr Körper unter Steinen und Koth begraben. Schon war sie eine Leiche, als der Pöbel das Gerüste bestieg und den verstümmelten, blutigen Kadaver in Stücken riß, die Partikel unter die rasenden Weiber zu vertheilen. Mit Grausen wendete sich Alexis weg und suchte zu entkommen, aber plötzlich vertrat ihm einer der Mörder den Weg, indem er ihn mißtrauisch mit den Augen maß.

„Halt!“ rief er ihn mit heiserer Stimme an, „bist Du Einer der Unsrigen, so rufe: Fluch dem Tyrannen!“

Alexis zögerte, aber ein über seinem Haupt geschwungener Knittel und die Angst des Todes preßten ihm die zitternden Worte aus:

„Fluch dem Tyrannen!“ stammelte er und wankte von hinnen.

Die Rebellen aber schrien, nachdem sie ihre Rache an der unglücklichen Zaire gesättigt:

„Es lebe die Freiheit!“

Nicht lange währte es, so wurden die Schritte der Fliehenden neuerdings durch einen Zug gehemmt, der mit vieler Lustigkeit von Mac Cuddy angeführt ward. Er hielt die Zügel von einem seltsamen Gespann, das einen elenden, mit gleißenden Lumpen bedeckten Karren zog, worauf man zwei Karrikaturen sitzen sah. Zur Linken wandelte neben dem Narren ein geduldiger, aber bereits übellauniger Esel, der nur zuweilen mit den Hinterfüßen ausschlug, zur Rechten wälzte sich ein widerspenstiges Schwein fort, dem man Zaum und Gebiß angelegt hatte, obgleich es nur vermittelst des Schwanzes unter dem widerwärtigsten Geschrei weiter zu bringen war. Diese beiden Thiere zogen einen vom Abdecker entlehnten Karren, worauf ein gräßlicher Humor den Leichnam einer alten Frau und eine große Puppe in sitzender Stellung befestigt hatte. Jene war mit einem Reifrock angethan, trug einen Fächer in der kalten Hand und eine riesige Brille auf der eingeschrumpften Nase, so daß man die herabhängenden Augenlieder der Ermordeten nicht bemerken konnte. Die Puppe, welche neben dem Leichname unbeweglich saß, war in Purpur gekleidet, trug eine papierne Krone auf dem aus Kissen gebildeten Haupt und einen Szepter in der hölzernen Hand.

„Seht hier,“ sagte Mac Cuddy zu dem Pöbel, der ihn mit brüllendem Gelächter begrüßte, „seht hier, meine Herren, Se. Majestät unseren gnädigsten König und Herren, einen der herablassendsten Monarchen der bekannten Welt, der sich mit diesem bescheidenen Gespann, den Sinnbildern seiner Weisheit und Sittsamkeit, seiner Einsichten und Tugenden, an der Seite seiner Kupplerin, der tugendbelobten Frau Anastasia Samboro — welche vor einer Stunde an der Krank-

heit des Gewissens, mehr aber noch an den üblen Eindrücken, welche die Volkssouveränetät auf ihren zarten Hals gemacht, unglücklicher Weise verstorben ist, oder vielmehr bloß die Sprache verloren hat, was bei den Weibern dasselbe ist.“

„Weil ich euch nun so rüstig beisammen sah in der ehrenhaften Absicht, diesen euren gnädigen Herrn durch einige Püffe zu verhindern, daß er je wieder ungnädig sei gegen mich, seinen Narren, und gegen euch, nämlich den Allerwelts-Narren, so habe ich, um euch gefällig zu sein, ihn hergebracht, damit ihr ihn in effigie — wie die Betrüger sagen — verbrennt, hängt, oder steinigt und zwar zusammt mit dieser alten Hure, welche gewissermaßen seine Schwiegermutter zu nennen ist —“ hier unterbrach ihn ein Schlag ins Gesicht — „au weh — was war das? — es kam mir vor wie eine königliche Ohrfeige — so geschickt, so gnädig herablassend wie keine gemeine Maulschelle — halt, Du zerlumpter Bettler mit den königlichen Manieren — bei Gott, Du hast vergessen, den Werth in Empfang zu nehmen — ich will Dir das Silberstück in Kupfer klein machen, daß Dir der Grünspan ins Gesicht fahren soll wie Säuferblüthe.“

Vergebens suchte Alexis, der fast unwillkürlich diese Unvorsichtigkeit begangen hatte, zu entkommen, denn auf allen Seiten drängte sich die Menge heran, die komische Szene mit anzusehen. Mac Cuddy, voller Begierde sich zu rächen, hinkte ihm eilfertig nach und packte ihn, unterstützt von seinen lachenden Gesellen, bei den Schultern, so daß ein Theil des Untergewandes sichtbar wurde, an welchem Mac Cuddy sogleich den König erkannte.

„Sehr erfreut bin ich,“ sagte der Narr halblaut zu Alexis, indem er ihn zum Schein tüchtig schüttelte, „sehr erfreut in der That, Eure Majestät wohlbehalten wieder zu sehen. Wie lange mag es wohl her sein, seit ich das letzte Mal die Ehre hatte, von Euch geohrfeigt zu werden? Wie ging es Euch in der Zwischenzeit und Eurer Frau Liebsten?

Bringt ihr meinen Respekt. Die Zeiten haben sich sehr geändert, und wenn Ihr bedenkt, daß das Wetter heute nicht sehr günstig ist, um incognito weit zu reisen, so dürftet Ihr Euch bewogen fühlen, allenfallsige Kostbarkeiten, welche Ihr mit Euch führt, mir zur Verwahrung zu geben; denn ich sage Euch, diese Ehrenmänner sind nach ihnen und nach dem Leben ihres Landesvaters mehr, als billig ist, begierig."

„Habt Gewissen, Mac Cuddy," flehte das Mädchen, den König fortziehend, „laßt uns fort und Ihr werdet belohnt werden."

„Gewissen, mein Schätzchen," erwiederte Mac Cuddy, „Gewissen ohne Geld ist ein verteufelt schlechtes Ding und weit weniger schicklich für einen honetten Mann, als Geld ohne Gewissen. Ich kann Euch versichern, daß mir die Revolution bis jetzt nicht einen Pfifferling eingetragen, und wenn mir diese Ohrfeige keine Mitgift bringt, so haben wir, nämlich ich und der König, die schlechtesten Geschäfte gemacht. Darum gebt mir etwas von Euren Brillanten oder Wechseln, denn Ihr werdet mir doch nicht weiß machen wollen, daß ein König davon geht, ohne seine Nation um so viel bestohlen zu haben, als nothwendig ist, damit er auch in seinem Ex-Zustande standesgemäß leben könne."

Während dieser geheimen Vorstellungen des Narren, wurde die Aufmerksamkeit des Pöbels plötzlich von einer anderen Seite in Anspruch genommen. „Der König ist entkommen!" hieß es und die Wuth über diese Neuigkeit war so groß, daß man über die Puppe auf dem Karren herfiel und sie unter heftigem Geschrei an einen Pfahl anknüpfte.

„Geruhe Eure Majestät zu erwägen," sagte Mac Cuddy, „was für Eure Ehre ersprießlicher ist, in effigie gehenkt zu werden, und gesund und wohlbehalten als Bettler die Landstraßen mit den Lumpen zu fegen, oder mit der eigenen, allerhöchsten Person einen Galgen zu zieren. In der That, das ist eine delikate Ehrenfrage."

Indeſſen riß man die Puppe unter wüthendem Hohngeſchrei in tauſend Stücke, zertrat ein Bruſtbild des Monarchen mit Füßen, und ſchrie bei dieſer glänzenden That abermals:

„Es lebe die Freiheit!“

„Fort, fort!“ drängte das junge Weib, und ſuchte den König der Zudringlichkeit des Narren zu entziehen.

„Halt!“ rief Mac Cuddy, „laßt dieſen Bettler nicht aus den Augen, meine Freunde, denn ich habe meine beſonderen Gründe, ihn eurer Aufmerkſamkeit zu empfehlen —“

Neugierig drängten ſich die Rebellen herbei, und ſchon glaubte ſich Alexis ihrem Zorne überliefert, als Mac Cuddy den gefährlichen Verdacht, den er erweckt hatte, wieder beſchwichtigte.

„— Denn,“ fuhr er in ſeiner Rede fort, „ich will dieſen Ehrenmann, der von Profeſſion ein Bartſcherer des Königs iſt und nebenbei das Beutelſchneiden aus Liebhaberei betreibt, wider ſeinen Willen mir auf ewig verpflichten. — Geruht, einen Entſchluß zu faſſen,“ fuhr er gegen Alexis gewendet halblaut fort, „die Zeit drängt, bedenkt, daß mir die Jagd auf Euer Königthum nichts eingetragen hat, als einigen Schweiß und einige Loſung — gebt mir Schußgeld und ich will Euch laufen laſſen.“

Schrecklich war die Lage des Unglücklichen — die mißtrauiſchen prüfenden Blicke der noch von Blut rauchenden Mörder ſeiner Freunde, die Zudringlichkeit des unverſchämten Hofnarren, der, um ſeinen Theil von Beute betrogen, die Gelegenheit zu nutzen entſchloſſen war, das immer wachſende Gedränge von Menſchen, die ihn nicht lange verkennen konnten — alle dieſe Umſtände verkündigten eine zehnfache Lebensgefahr. Es war unmöglich, des Narren ſchaamloſes Begehren zu erfüllen, unmöglich, ſeiner Bosheit zu entfliehen, ohne der Menge als Opfer zu verfallen. Endlich befreite ein raſcher Entſchluß der Führerin den Willenloſen aus der

Ungewißheit seiner Lage. Mit einem Faustschlag betäubte sie den Narren und riß mit Behendigkeit und Kraft gleichzeitig den König mit sich fort aus den verdunkelten Augen Cuddys. Verblüfft taumelte dieser zurück.

„Halloh," schrie er, „halloh — haltet ihn fest — es ist der König — Dorthin, Bursche, dorthin."

Dabei wies er aber im Irrthume nach einer entgegengesetzten Seite hin, denn sein Gesicht war vom Schwindel befangen. „Halloh, halloh — hussah!" brüllte der blutdürstige Haufe, und rannte dem flüchtigen König nach, für welchen man einen der schnellfüßigsten seiner Verfolger hielt.

„Seht, wie er läuft," schrie Einer, der sich viel auf die Geschwindigkeit seiner Sohlen einbildete, „ich hätte mein Tag nicht geglaubt, daß ein König so laufen könnte; aber warte, ich muß dich kriegen, du langbeinige Seespinne," und dabei faßte er sein Gewand zusammen und lief, was er konnte, unter fortwährenden Flüchen.

„Haltet — he, he — das ist nicht der Rechte," schrie der zurückbleibende Narr, aber seine Mahnung wurde nicht mehr gehört, und in wenigen Minuten brachte man im Triumph einen gemeinen Kerl zurück, der vor Allen eifrig gewesen war, den Monarchen zu verfolgen. Vergebens betheuerte er, daß er, wie aus seinen Händen ersichtlich, ein Schuhflicker seiner Profession sei, man glaubte ihm nicht eher, bis ein Dutzend der Umstehenden seine Aussage bekräftigten.

Windschnell jagte indessen die Unbekannte mit dem König fort durch enge Gassen und Winkel der gährenden und rauchenden Hauptstadt, ohne sich umzublicken nach den irregeführten Verfolgern. Bald hörten sie den Lärm nur noch aus der Ferne, und näherten sich dem Quartiere, wo sich die Leichenhöfe befanden — dem einzigen Ort der Ruhe. Noch summten ihnen die Ohren im Nachklang des wilden Pöbelgeschreis, als sie am großen Kirchhofe anlangten, wo die weit aufgerissenen und unbewachten Thore und frische

Wegspuren andeuteten, daß dieser Ort der Matten in diesen Tagen der Mühseligkeit häufiger besucht war, als Schenke und Kirche, Bude und Amt. Der rothe Abglanz der Feuersbrünste, der am Himmel glühte, verbreitete eine zitternde Beleuchtung über die Gräber, und zeigte den halben Raum frisch aufgewühlt zu neuen Gräbern, worin frische Leichen die Gerippe längst Verstorbener verdrängten. Auf mehreren Haufen nachlässig und verächtlich zusammengeworfen, sah man hier die aschgrauen Gebeine eines vorigen Menschenalters, vermischt mit verfaulten Sargbrettern und modrigen Lumpen, einst fein gestickte Leichenhemden und Tücher. Neben diesen abschreckenden Resten lagen noch halb angekleidete Leichen von Gefallenen, die man zu beerdigen vergaß, verstümmelte Gliedmaßen und blutige Linnen. Schaudernd wandte sich das junge Weib ab und verdoppelte ihre Eile; allein Alexis sträubte sich, ihr zu folgen, mächtiger angezogen von der grausenvollen Atmosphäre des Todes. Er näherte sich den Gräbern mit blödsinniger Neugierde, gleichwie die zur Schlachtbank geführten Thiere mit weit geöffneten Augen und Nüstern, den Geruch des Blutes einsaugend, ihrem Schlächter folgen.

„Fort — mein König," bat das Mädchen, „schon höre ich die Stimmen unserer Verfolger aus der Ferne."

Alexis hörte nicht. Er näherte sich mit langsamen Schritten den Thoren und trat, nach allen Seiten umschauend, ein. Zitternd folgte ihm seine Begleiterin und ließ scheue Blicke auf den unbeerdigten Leichnamen umher irren. Da regte sich ein Haufen derselben, starre Glieder bewegten sich, und es streckten sich mit matter Anstrengung nackte, blutige Arme empor. Es waren schwer Verwundete, welche man für todt hierher geworfen hatte, die hier ihre letzten Seufzer ausstießen, oder schwach, unhörbar fast nach Hilfe stöhnten.

„Um Gotteswillen, fort von hier, gnädigster Herr!" flehte dringender das Weib, „wollt Ihr Euren Feinden in

die Hände fallen? — näher und näher kommen ihre Stimmen.“

Wie von Zaubergewalt an die Stelle gebannt, blieb Alexis stehen und antwortete nicht. Seine Augen waren auf einen Punkt geheftet, seine Ohren schienen sich am Gestöhn der Sterbenden zu weiden, sein geöffneter Mund den Moderduft mit Begierde einzuschlürfen. „Da, da!“ stammelte er mit verglasten Blicken, auf einen Punkt hinweisend, wo eine halb nackte Weibsgestalt mit verwilderten Zügen und den Blicken des Todes auf einem Leichnam saß und ihr aufgelöstes Haar ordnete. Sie schien sich um nichts in ihrer Umgebung zu bekümmern, und besah mit gleichgültigen Blicken bald ihre fleischlosen Arme, bald ihre vertrocknete Brust oder ihr verworrenes Haar. Zuweilen stieß sie plötzliche Laute aus, die gleich viel Aehnlichkeit hatten mit Gelächter, Weinen und Wehklagen. Eben so plötzlich ward sie wieder still. Als sie Alexis bemerkte, schien sie überrascht und machte einen raschen Versuch aufzustehen, sank aber ohnmächtig zurück, indem sie dem König vertraulich, wie einem alten Bekannten, zuwinkte.

„Kommt — kommt!“ drängte abermals das furchtsame Mädchen, aber vergeblich. Schüchtern näherte sich Alexis der Erscheinung. Ihr bittendes Auge zog ihn an, wie der Zauberblick gewisser Schlangen die Vögel an sich lockt. Es waren ihm bekannte Züge, die sich auf dem Gesichte der Kranken in gleichgültiger Todeserwartung entfalteten; sie erinnerten ihn an eine wehmuthreiche Zeit, berührten eine längst klanglose Saite in seinem erstorbenen Gemüth, ohne daß in seinem Geist die Erinnerung zum Gedanken, in seinem Herzen die unwillkürliche Bewegung zur Empfindung werden konnte. Das unglückliche sterbende Weib mit den dürftigen Lumpen, mit den nichtssagenden Geberden, den fahlen Wangen und erloschenen Augen war Angelika, die man nach vielfältiger, schmählicher Mißhandlung für todt hierher geworfen

hatte. Als sie Alexis erkannte, durchschütterte sie ein heißer Schauer, ein krankhaftes Roth flog auf ihre Wangen, und in ihren Augen blinkte ein mattes Glimmen auf, um sogleich wieder zu verlöschen.

„Alexis!?" rief sie nach einer Pause der Verwunderung mit vielbedeutender, doch räthselhafter Betonung. „Alexis!" wiederholte sie und wendete ihr Gesicht etwas ab, indem sie in halb sitzender, halb knieender Stellung eine Hand auf die Erde stützte, mit der anderen aber ihre Stirne umfaßte: „Alexis, es ist zu spät — unser Schicksal ist erfüllt, zu spät, zu spät ward es Tag in mir. — Dank indessen, heißen Dank dem Gott da oben, dem unbegreiflichen, unbegreiflichen, unbegreiflichen. — — Dank ihm für den erfüllten Wunsch meiner letzten Sehnsucht nach Dir, mein geliebter Bruder. Komm, Alexis, sei gnädig noch in unserer letzten Stunde. — Denn eine Ahnung — nein keine Ahnung, mehr als Ahnung sagt mir, Du wirst mich nicht überleben. — Komm, setz' Dich zu mir auf die morschen Bretter, höre Deine sterbende Schwester und gib ihr Verzeihung auf den Weg nach jenseits, auf den kurzen Weg da hinab zu den Würmern — die in der nächsten Stunde mich anfressen werden — hu, hu."

Alexis that, wie sie sagte, und seine Begleiterin zog sich zitternd zurück, während er seinen Bettlermantel der frierenden Angelika um die nackten Schultern warf. Ein frostiger Wind wehte durch die Thränenweiden und blies manche Seele aus hustenden Leichnamen der Todwunden, als Angelika, sich an den Bruder schmiegend, fortfuhr.

„Dank, Dank, — o Alexis, wie hell ists in meinem Kopf, seit ich sterbe! Dieses schändliche Gewand der Armuth habe ich Dir erworben, und mir diesen Tod — ha — sie haben mich zu Tode — o! es ist unaussprechlich. Gerecht war mein Schicksal, denn ich habe Dich, mein Bruder, zu Grund gerichtet — ja, ich, mein Alexis, ich war es, die jene Kannibalen wider Dich bewaffnet hat — ich, ich bin

die Urheberin jenes Brandes, der die Stadt zerstört, jenes Blutvergießens, und daß Dein eigenes Blut, Dein eigenes Blut — — ha, mein Alexis, ich sterbe — —"

„Halloh, halloh!" hörte man laut dazwischen schreien, als sich das Mädchen zu den Füßen des in seltsame Apathie versunkenen Monarchen stürzte, um ihn zur Flucht zu bewegen.

„Geh — flieh und verzeih mir, —" bat selbst Angelika.

„Ich verlasse Dich nicht lebend," erwiederte Alexis hohl, „mag uns Gott verzeihen — mir ist Niemand verschuldet."

Dankbar blickte Angelika auf. „Geh," wiederholte sie, „mit mir ists bald aus — ich kann auch einsam sterben, wie ich einsam gelebt habe, und wahrlich trostvoller ist mein Tod als mein Leben, da ich Dich versöhnt weiß — heißen Dank Dir, Bruder — flieh —"

„Nimmermehr — so lange Du athmest, weiche ich nicht von Deinem harten Lager."

Während er so sprach, näherte sich das Geschrei der Verfolger, drängte das furchtsame Mädchen, aber Angelika nahm die Rede des Bruders mit ruhigem Lächeln, reichte ihm die abgezehrte Hand, schauderte und — starb. So seine letzten Worte beantwortend, sank sie auf dem Grabhügel nieder und kehrte das Gesicht mit krampfiger Bewegung der Erde zu.

„Sie ist gestorben," schluchzte das fremde Mädchen, „Euer Weilen kann ihr nicht frommen — kommt."

Aber mißtrauisch sind die Verzweifelnden und hartnäckigen Unglaubens. Erst nachdem Alexis den Herzschlag gestockt, die Wärme entflohen, die Augen gebrochen, die Lippen kalt gefunden hatte, richtete er sich langsam auf und folgte gehorsam seiner Führerin. Oefters hemmte er seine Schritte, um auf die Leiche zurückzuschauen, ein Mal kehrte er sogar zurück, um dieselbe mit einer Handvoll Erde zu bestreuen,

aber dann beflügelte er seine Schritte und eilte über die Kirchhofmauer hinaus in das freie Land.

„Halloh, halloh, hussah!“ erscholl die Stimme des Narren in dem Augenblicke, als Alexis die Mauer überstieg, „dort sehe ich ein gesticktes Sammtkleid glänzen, und rathe euch, Brüder, darauf Jagd zu machen, denn es ist die Zeit der Leinwandkittel, da man keine sammtenen Kleider duldet.“

„Hurrah!“ wiederholte ein tausendfaches Echo und im Innern der Gräber hörten die schlummernden Geister dumpf und hohl das Getrappel einer schwerfälligen Menge, welche eilte, den Flüchtling zu verfolgen. Jenseits der Mauern aber harrte ein Paar flüchtiger Rosse der Fliehenden, welche wie Gedanken mit ihnen davon eilten. Wie ein schwarzes Meer von gluthumsäumten, acherontischen Flüthen, wogte vor ihren Augen im Dämmerlicht der noch verborgenen Sonne eine weite, ährenreiche Ebene, deren Saum ein im Morgenroth erglühendes Phantom begrenzte.

„Dorthin, mein König,“ bedeutete die Jungfrau, „dorthin lenkt Euer Pferd, dort wartet unser Hilfe.“

Alexis schauderte. Es schien ihm ein flammendes Höllengespenst am Saume des Horizonts zu sein mit emporgestreckten Armen, nächtlichen Wangen und blitzenden, grimmigen Augen, was nichts war als ein zerfallenes Schloß mit Fensterlücken, durch welche der Tag aus der Meerestiefe heraufschaute. Es schien ihm zu winken und zu drohen und wechselte Gestalt und Farbe wie ein neckisches Meteor. Weit griff der schnaubende Rappe aus und die Aehren stoben wie goldener Regen in die Luft, näher und näher rückte das Gespenst und deutlich sah man die Konturen der malerischen Ruine. Bald verklang das Geschrei des getäuschten Pöbels und die Flüchtlinge hörten nichts, als das Schnauben und den Hufschlag ihrer Rosse und das Pochen ihrer beklommenen Herzen. Bald wurden diese Laute von einem räthselhaften Getön übertäubt, das auf dem finsteren Plane sich bald

näherte, bald entfernte. Ehe sie sich noch über die Ursache desselben unterrichten konnten, sahen sich die Fliehenden fernher von allen Seiten mit kämpfenden Rebellen umringt, die hier mit dem letzten Rest der königlichen Armee ins Handgemenge gerathen waren. Da sie von keiner Seite die Gefahr abmessen konnten, behielten sie ihre erste Richtung, bis sie von den Kämpfenden bemerkt wurden, worauf sie einen Trupp regelloser Reiter sich in Bewegung setzen sahen, um sie einzuholen. Es war ein gräßlicher Wettlauf und der Preis war das Leben. Kein wildes Geschrei verwirrte Verfolger und Verfolgte, es war ein stillschweigendes, aber ernstliches Abmessen der Kraft. Die Pferde thaten ihr Möglichstes, weißer Schaum verwandelte die Farbe des Rappen, Rauchwolken von Schweiß folgten seinen Hufen, aber schneller und kräftiger schienen die Pferde der Verfolger, von welchen Einer, allen Uebrigen voraneilend, den angstvoll Umblickenden sichtlich immer näher kam. Endlich waren die kolossalen Ruinen erreicht, jenseits welcher die versprochene Hilfe harrte, aber dicht an ihren Grundfesten brach das Pferd des Königs zusammen, um nie wieder aufzustehen.

„Halt, ruchloser Tyrann!“ erscholl eine klangreiche, jugendliche Männerstimme in dem Augenblick, als das Pferd des Erreichten stürzte, „sende ein Stoßgebet zum Himmel, denn Deine Stunde hat geschlagen, die Rache des Herrn ereilt Dich durch meinen Arm.“

Mit diesen Worten schwang sich ein bleicher Jüngling vom Pferde und eilte mit gezücktem Stahl auf den Gefallenen los. Ihm entgegen stürzte sich aber schnell die Jungfrau, indem sie laut nach Hilfe schrie. Schnell erkannte der Jüngling seine Begegnung von gestern und zauderte, gerührt von der Schönheit und Angst der Edelmüthigen, aber bald siegte sein Entschluß über die erwachte Liebe. Indessen hatte sich Alexis aufgerafft und versuchte zu entkommen. An einer engen Pforte winkte ihm — Magus. Rasch trat er in das

finstere Innere der moderathmenden Mauern — aber der Jüngling bemerkte seine Flucht und eilte, sich losreißend, sie zu vereiteln.

„Richte nicht, so wirst Du nicht gerichtet werden!“ ermahnte Magus, „diese Schwelle betritt Dein frevelnder Fuß nur dann, wenn Du den Muth hast, einen Greis von weit über hundert Jahren niederzustoßen.“

Staunend wich der Jüngling zurück, aber in dem Augenblicke waren seine Gefährten angekommen und fragten neugierig nach der Spur des Entflohenen. Um durch sie nicht der Ehre einer kühnen und raschen That beraubt zu werden, drängte er ungestüm in den Greis, ihm den Weg frei zu lassen zur Verfolgung des Tyrannen, und bahnte sich endlich mit Gewalt den Weg der Rache. Magus ward von seiner kräftigen Faust hinweggeschleudert und sank in die Arme seiner Enkelstochter, der Führerin des unglücklichen Königs. Während er sich aufraffte, folgte der erhitzte Jüngling der Spur des Flüchtlings über zerfallene Mauern und eine halb zertrümmerte Treppe in den Wartthurm der Veste, wo Alexis sich zu verbergen suchte. Höher und höher klommen sie hinan mit wunderbarer Geschwindigkeit, bis sie auf eine morsche Terrasse gelangten, wo sie nur den Himmel über sich und einen tiefen Abgrund zu ihren Füßen erblickten. Auf wenigen Spannen Raum standen sie sich gegenüber und unten jubelte der Pöbel.

„Bring ihn nicht um,“ schrieen die Wilden, „dem Volke gehört die Rache — wir wollen ihn eines langsamen Todes sterben lassen.“

Neugierig betrachtete der Jüngling sein Opfer. Angesicht in Angesicht standen sie einander gegenüber, Alexis mit weit aufgerissenen Augen, gesträubtem Haar und todtbleichen Wangen, der Jüngling glühend — aber unschlüssig. Wie sein Anblick den unglücklichen Monarchen entsetzte, denn dieser glaubte sich selbst in verjüngter Gestalt zu erblicken, also

ward auch er im Anschaun seines Feindes wunderbar bewegt. Die Wuth wich einer räthselhaften Rührung. Scham und Mitleid ergriff seine Seele, als er in die verstörten Züge des Verfolgten sah. Furchtsam und staunend über sich selbst legte er Hand an den König, um ihn der Rache des Volks zu überliefern — da rief Magus mit starker Stimme:

„Halt ein, Knabe — Du mordest Deinen Vater!"

Ueberrascht murrte die Menge — aber bald ließ sie wieder das Geschrei nach Rache vernehmen. Sinnend stand der Jüngling dem König gegenüber und faßte ihn an beiden Armen, seine Augen mit den Blicken durchbohrend. Bange Erwartung lähmte alle Zungen und Todtenstille herrschte, während die Beiden regungslos am Rande des Abgrundes standen. Unter ihren Fersen löste sich der morsche Kalk von den Steinen los und kollerte zerbröckelt in die Tiefe. Der Jüngling schien mit einem schrecklichen Entschluß, mit Zweifeln und Hoffen zu kämpfen. Sein Opfer war unerrettbar. Es blieb ihm kaum die Wahl zwischen einem schmählichen Tod durch die grausamen Hände gemeiner Plebejer und dem Tod durch die Hand des Bastards. Ein schwacher Schrei entschied endlich den zweifelhaften Augenblick und in derselben Sekunde taumelten die Unglücklichen fest umschlungen in die Tiefe. Schaudernd bekreuzten sich die Rebellen, laut wehklagend stürzte sich die Jungfrau auf die Leiche des Jünglings und Magus sprach mit ernster, feierlicher Stimme:

„Das sind die Letzten aus dem Hause Portius!"

Ein Erdbeben verschlang bald darauf die Trümmer ihres Stammsitzes.

Zu spät kam die von Magus vorbereitete Rettung. Er hatte Juveno beredet, das Leben des unglücklichen Königs

gegen die Wuth des Pöbels in Schutz zu nehmen und seine Flucht aus dem verheerten Lande zu unterstützen. Als er mit seiner Schaar edler Freiheitsmänner, deren Gesinnungen von denen des Pöbels verschieden waren, und von welcher sich der Jüngling, in voreiliger Thatbegier und getrieben von innerer Unruhe, getrennt hatte, ankam, fand er nur die Leichen der Zerschmetterten.

Magus hatte die Wahrheit gesprochen — der fremde Jüngling war der Sohn des Königs. Schon durch Samboro in alle Geheimnisse der Familie eingeweiht, hatte er sie immer wie ein guter Geist bewacht. Um das durch die Herzogin gerettete Kind dem Verhängniß zu entreißen, entfernte er es aus der Obhut, welcher es vertraut war, um es im Hause eines unglücklichen Freundes erziehen zu lassen. Dadurch lenkte er die Nachforschungen des Fürsten Auson auf eine falsche Spur und veranlaßte so die Komödie mit dem falschen Prinzen, aber seine eifrigste Wachsamkeit konnte das Schicksal selbst nicht irre leiten. Der Erzieher des Prinzen, ein Feind der Knechtschaft, pflanzte in das Gemüth des Knaben seinen Haß der Tyrannei und erzog ihn so zum Mörder seines eigenen Vaters.

Traurig war das Schicksal der dieß Ereigniß Ueberlebenden. Yuveno starb bald darauf unter den mordlustigen Händen derselben Freiheitsmänner, die den Thron gestürzt hatten und nun einzeln nach Herrschaft und Raub strebten. Yuveno, der sein Vaterland befreien wollte, widersetzte sich jedem Versuch, eine neue Gewaltherrschaft einzuführen, ward ein Opfer seiner Vaterlandsliebe und bereute in seinem letzten Augenblick den Irrthum seiner Seele, welche in dem irdischen Kreis Recht und Gleichheit zu finden hoffte. Iduna lebte noch viele unglückliche Tage und starb endlich aus Gram — weil sich kein anderer Gemahl finden wollte. Doktor Schiefnase ernährte sich kümmerlich von elenden Pamphleten, worin er die Kostbarkeit der Freiheit und Volkssouveränetät nach

Kräften pries und dem Pöbel schmeichelte, allein da das Volk seine Gelehrsamkeit und seine edlen Gesinnungen nicht gehörig zu würdigen wußte, so starb er endlich in Mangel und Elend mit einem Fluch über die Freiheit. Mac Cuddy allein hatte ein leidliches Schicksal. Seine Menschenkenntniß war ihm zur Erbeutung ansehnlicher Summen behilflich, welche er in seiner Heimath gemächlich verzehrte. Er starb bald als ein angesehener Mann, als Mitglied des Parlaments und Besitzer großer Ländereien, hinterließ eine schöne Frau, die sich allein rühmen konnte, ihn betrogen zu haben, und ein halbes Dutzend keineswegs selbst verfertigter Kinder. Das Reich selbst wurde nach einer kurzen Anarchie den Nachbarfürsten zur Beute.

Troſt- und Bußpredigt an die Leſer.

Im Namen Mac Cuddy's des Narren und aller ſeiner Genoſſen.

> Kommt herzu, ihr Heiden, und höret; ihr Völker, merket auf; die Erde höre zu und was darinnen iſt; der Weltkreis ſammt ſeinem Gewächs!
>
> Jeſaia C. 4.

Verehrte Zuhörer! Nicht weil ich etwa eine beſonders große Ehrfurcht für Sie verſpüre, nenne ich Sie ſo, ſondern weil es die Redensart ſo mit ſich bringt; nicht um durch eine nachträgliche captatio benevolentiae Ihr vielleicht nicht ganz werthloſes Urtheil zu beſtechen, wende ich mich an Sie, ſondern nur, Ihnen eine große Wahrheit zu Gemüth zu führen, die Ihnen wenigſtens eben ſo großen Nutzen bringen wird, wie alle großen Lehren der Philoſophie — nämlich keinen. Warum ſollte ich Sie wirklich verehren? Warum ſollte ich unter verehrten Leſern etwas Anderes verſtehen als Leſer, welche von Anderen verehrt werden? Ich bitte Sie inſtändigſt, betrachten Sie ſich unter einander ohne Vorurtheil und Eigenliebe, oder ſelbſt mit der letzten, und wenn jeder Einzelne von Ihnen nicht findet, daß die weit größere Mehrzahl ſeiner Genoſſen — natürlich begreift er ſich ſelbſt in der beſſeren Minderzahl — aus Ignoranten und Thoren beſteht, ſo will ich mich gerne Ihrer beſſeren Einſicht unterwerfen. Welche Anſprüche hätten

Sie aber, wenn meine Ueberzeugung mich nicht trügt, auf die Hochachtung des Ihnen durchaus nicht unterthänigen Narren? Gibt Ihnen wohl Ihre Anzahl einen solchen Anspruch? Dann, meine Herren, verdienen die zahllosen Insektenschwärme, die Millionen Frösche; Fliegen ꝛc. weit mehr Ehrerbietung als Sie. Oder wurde in diesem Verhältniß dadurch etwas geändert, weil Sie meines Geschlechts sind, weil ich mich nur wie eine Einheit zu einer gleichartigen Vielheit verhalte? Verzeihen Sie mir dann, daß ich einen Anschlag nicht gelten lassen mag, nach welchem der Narr in einem Tollhause eben so gut eine Einheit ist, wie ich. Noch weniger als Ihre Anzahl gelten mir Ihr Rang und Ihre Titel, die Sie von Ihrem Nächsten erhalten haben, denn man kann mir nicht zumuthen, daß ich zum Exempel den Kaiser von China anbete, weil er der „Kaiser des Himmels, der Sonne, des Mondes und der Sterne" genannt wird, wenn ich nicht irre, noch weniger Ihre Reichthümer, weil ich sie nicht besitzen kann und weil sie nur dadurch Werth für mich erhalten können, noch weniger Ihre Fähigkeiten, weil ich aufs Bestimmteste weiß, daß Sie in Bezug auf die wichtigsten Gegenstände des Wissens nicht mehr erforschen können als ich, was sehr wenig ist, noch weniger Ihren ehrenwerthen Charakter, weil ich eben so bestimmt weiß, daß Sie alle nicht einmal das thun, was Sie für gut halten, geschweige denn, was wirklich gut ist, was freilich äußerst schwierig zu ermitteln.

Doch, ich komme zu meinem Gegenstand. Sie haben hier ein Buch gelesen, meine Herren, und hätten Ihre Zeit vielleicht besser verwenden können, denn es ist ein Buch wie alle Bücher, nämlich ein solches, woraus sie nicht so viel an Verstand, Einsicht und Gemüthswollust gewinnen können, als Sie durch Verabsäumung nützlicher Handlungen verloren haben. O wenn Sie wüßten, welch' ein großes Verbrechen es ist, Bücher zu lesen und insbesondere Romane! Legen Sie die Hand an's Herz und prüfen Sie sich! Sie setzen sich hin auf ein Sopha

und nehmen einen Roman zur Hand in der frevelhaften Absicht, die Zeit zu tödten und Ihrer Phantasie Nahrung zu geben. Sie handeln daher nicht vernünftiger als der dümmste Türke, welcher in derselben Absicht Opium frißt. Und doch halten Sie Ihre Beschäftigung für edler, während sie doch nichts ist, als raffinirtes Laster, denn der Zweck schändet und heiligt die Mittel. Und doch entspringt das Interesse, welches sie an Romanen nehmen, aus einer Quelle, der nach allen Glaubenslehren ein Sumpf von schmutzigen Begierden ist, nämlich aus dem Geschlechtstrieb. So entschieden ist der Charakter dieses Interesses, daß sie in der Regel jene Romane am meisten lieben, worin die beiden Liebenden nach mannichfaltigen Drangsalen endlich doch zur Befriedigung ihrer Leidenschaft gelangen. O wie gemein, rufen einige Koketten, wie gemein ist diese Erklärung der edelsten und reinsten Empfindungen, wie genügsam ist die reine Liebe, ein Händedruck befriedigt sie, ein Kuß ist ihre höchste Wonne — ja der Besitz einer Haarlocke ist ihr Genuß! Mag sein; aber es gibt meines Wissens kein Liebespaar, das mit solchen Kleinigkeiten auf die Dauer zufrieden gewesen wäre, und selbst das Interesse an solchen Kleinigkeiten hat seinen Grund in der erwähnten Urquelle. Traun, es ist einerlei, ob ein Dieb nach großer oder kleiner Münze begehrt in Ermangelung besserer Gelegenheit, und die erwähnten Kleinigkeiten sind nichts als die kleine Münze der Liebe. Das Romanlesen selbst aber ist in Pfennige gewechselter Geschlechtsgenuß.

Da ich Sie also eines sündhaften Begehrens überführt habe, so bin ich der Meinung, daß Sie es wohl verdient haben, was bei Lesung dieses Buches Ihnen widerfahren ist. Man hat die Gefühle auf die Folter gespannt, Ihre Meinungen und Vorurtheile mißhandelt, Ihre Erwartungen getäuscht. Ich sehe Sie blaß, mit hohlen Augen gähnend, unmuthig vor mir. Was in dem Buche gut ist, hat Sie nicht interessirt, was darin leichtsinnig erzählt ist, hat Sie er-

schreckt, erzürnt, gekitzelt, aber moralisch entrüstet. Ich sehe mondsüchtige Damen, welche durch diese Fülle von Gräueln entnervt, abgemattet, betäubt sind, welche halb ohnmächtig die schauderhafte Geschichte von sich werfen und den Einbruch der Nacht fürchten, die ihnen die Fratzenbilder des Dichters vorführen dürfte. Ich sehe ehrbare Spießbürger, welche das Buch nur zur Hälfte gelesen haben und eilen, das Satanswerk aus ihrem Dunstkreis zu entfernen. Ich sehe Pfaffen, welche seufzen, daß die Scheiterhaufen der Inquisition nicht mehr brennen, Polizeimänner, welche mit wichtiger Miene das Buch versiegeln und als „staats- und sittengefährlich" dem Verleger zurücksenden, ich sehe ausgepeitschte Schulbuben, welche an Recensirinstituten um Tagelohn Bogen füllen, mit dreisten, stupiden Gesichtern, nicht wissend, was sie sagen und berichten sollen, kurz, all das sündhafte Volk von Zion', gemartert von der gesunden Vernunft, heulend und zähneklappernd über die eigene Nichtswürdigkeit. Und daneben sehe ich ein kleines Häuflein Verständiger, welche traurig sind, aber nicht verdrossen. „Und mich sollte nicht jammern Ninive, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert zwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Thiere?" Wahrlich, sie jammern mich und ich will ihnen die Tröstungen nicht versagen, welche ich geben kann. Vernehmen sie denn die frohe Kunde, daß von dieser schrecklichen Mordgeschichte nicht ein Wort wahr, vielmehr alles erdichtet ist. Ja sogar für mich selbst kann ich nicht mit Gewißheit behaupten, daß ich wirklich vorhanden sei.

Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß ein müßiger Autor in Teutschland eine solche Geschichte ersonnen und so viele Welt- und Menschenkenntniß darin entwickelt hat, daß er in dringende Verlegenheit gerieth um die daraus zu ziehende Moral, weil die Geschichte unter seinen Händen unglücklicher Weise so beschaffen wurde, daß sich darin eigentlich

keine bestimmte moralische Richtung erkennen ließ, so habe ich mich entschlossen, dem bedrängten Autor zu Hilfe zu eilen und ihm geeignete Rathschläge über eine auf chemischem Wege zu gewinnende Sittenregel zu ertheilen. Ich las die sonderbare Geschichte mit vielem Erstaunen und einigem Verdruß, denn die Zeichnung meines Charakters war eben nicht schmeichelhaft. Beinahe hätte mich mein guter Vorsatz gereut, als der Verfasser mit der unschuldigsten Miene von der Welt behauptete, er habe mich treu abkonterfeit und wünsche mich nicht zu beleidigen. Da ich aber durch seine Bemühungen zu einiger Berühmtheit zu gelangen hoffte, so beschloß ich, um diesen Preis mir den Schandfleck gefallen zu lassen, nach dem Beispiele so vieler großer Männer, welche für den Ruhm ihre Ehre geopfert haben. Dennoch konnte ich nicht umhin, meine Ausstellungen an dem opus zu machen und den Verfasser mit Vorwürfen über seine Vernachlässigung aller ästhetischen Regeln zu überhäufen. Er fragte mich demnach mit unverschämtem Lächeln um meine Ansicht von den ästhetischen Regeln und der Autorität, welche sie aufstellt, und ich antwortete ihm Folgendes:

Mein lieber Verfasser! Aesthetische Regeln sind die alltäglichen Sprech- und Schreibe-Arten, Manieren und Formen, welche gewöhnlich von den Schriftstellern angewendet werden. So gab es einst eine Zeit, in welcher jede Erzählung mit „Es war ein Mal ꝛc.“ anfing, und so lange dieser Gebrauch allgemein war, galt er für eine ästhetische Regel. Es gab andere Zeiten, in welchen jedes Schauspiel höchstens drei, andere, in welchen es fünf Akte haben mußte, wo man den Chorus einschaltete oder wegließ, die aristotelischen Zeiten beobachtete und nicht beobachtete, und alle diese Gebräuche waren eine Zeitlang ästhetische Regeln und sind es zum Theil noch. Die dermalen modernen ästhetischen Vorschriften in Bezug auf Romane sind folgende:

1. Nimm einen tugendhaften Champion im Alter von

17 bis 28 Jahren, wenigstens 5 Fuß 6 Zoll hoch, von schöner Gestalt, muthig wie ein Löwe, tollkühn, melancholisch, leichtsinnig — mit dem Verstande darfst du es nicht so genau nehmen.

2. Nimm ein tugendhaftes Weibsbild von 16 bis 20 Jahren, schöner Gestalt, schwärmerisch, leidenschaftlich, unbesonnen oder streng, pfiffig oder verschämt.

3. Nimm etliche griesgrämige Väter, zänkische Mütter, kurz grausame, hartherzige, edelstolze oder geldstolze Eltern.

4. Nimm ferner etliche alte Weiber, Stadtklatschen, Zuträgerinnen und dergl.

5. Nimm einen Böswicht von 40 bis 50 Jahren mit rothen oder schwarzen Haaren.

6. Nimm einen alten ehrlichen Mann, Priester, Eremit, Bedienten oder dergl.

7. Nimm ein lasterhaftes Weibsbild.

8. Nimm noch ein Dutzend verschiedener Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Charakters und thue alle die tugendhaften und lasterhaften Personen in verschiedene Verhältnisse zusammen, laß sie intriguiren, kämpfen, duelliren, wo dann einige Nebenpersonen immerhin drauf gehen können, laß die Tugend von allen Seiten attaquiren und endlich doch siegen, so wirst du zum Beifall des geneigten Publikums einen gut beschaffenen Roman produziren, der in allen Leihbibliotheken zerrissen werden wird. Probatum est!

Allein, mein lieber Verfasser, wie schwer hast Du Dich gegen diese hauptsächlichen Regeln versündigt! Statt eines tugendhaften Helden und einer tugendhaften Heldin führst Du einen jungen Menschen von sehr zweideutiger Herkunft, unmoralischer Erziehung vor und eine Heldin, welche ihren Liebeswandel mit Ehebruch beginnt! Keine der agirenden Personen ist fehlerfrei und keiner ist ein so ausgemachter Böswicht, daß Du nicht dann und wann das Wort für ihn nähmest. Die Tugend wird mißhandelt, das Laster gewinnt die

Oberhand, scheint es; aber näher betrachtet erscheint Laster und Tugend durchaus eingestaltig. Und aus dieser Geschichte — o Verblendeter! — worin der blinde Zufall wüthet, worin echt katholische Christen und ungläubige Ketzer, Gotteslängner, Diebe, Mörder und Personen von edlem Charakter fast dasselbe Schicksal erleiden, aus diesem fatalistischen Gemengsel der unglaublichsten Dinge willst Du eine Moral ziehen, eine Sittenregel aus einem Buche, worin die größte moralische Regellosigkeit herrscht? Wahrlich, Du wirst es büßen, denn jeder echte Christ wird das Buch verabscheuen, woraus sich nicht die zehn Gebote des Moses ableiten lassen. Noch mehr aber werden Dich Jene verachten, welche vergeblich sich bemühen, die politische Tendenz dieses Romans zu erforschen!

Nachdem ich den Frevler also mit Worten bestraft, beriethen wir uns über die geeigneten Mittel, wenigstens den drohenden Vorwurf der Zwecklosigkeit von dem Erdichter abzuwenden. Endlich kamen wir darin überein, daß ich diese Verwahrung zu bewerkstelligen habe, denn einerseits bleibt der bedrängte Verfasser schuldlos, wenn dem Publikum meine philosophischen Folgerungen mißfallen sollten; zweitens ist es weltbekannt, daß die Narren keine Rechenschaft geben dürfen für die Sünden ihrer Zunge.

Im Namen der Narrheit also erkläre ich Ihnen, meine verehrten Herren, Folgendes: Nachdem sowohl in der vorliegenden Geschichte, wie auch in der vorliegenden Welt die Tugend und Weisheit der Menschen so häufig zu Schanden geworden ist; nachdem wir ferner gefunden haben, daß die sittlichen Vorschriften der Menschen in jedem Zeitalter in ihrem Wesen bedeutende Veränderungen erlitten haben; nachdem es uns klar geworden ist, daß wir keinen unwandelbaren und verläßlichen Maßstab für unser sittliches Betragen besitzen, da weder der Erfolg noch die Vernunft unsere Handlungen stempelt; nachdem es ferner erwiesen worden, daß die philosophischen und Glaubenssysteme aller Jahrhunderte uns nicht zur

Richtschnur dienen können, nachdem es uns ferner in unserer Einfalt bedünken wollte, daß kein Mensch, er sei auch noch so einfältig, verpflichtet sein kann, einer anderen als der eigenen Ueberzeugung zu folgen und eine andere als seine eigene Meinung zu adoptiren, sie mag nun von einem Zeitgenossen herrühren oder von einem Bürger der vorchristlichen Jahrhunderte; nachdem wir endlich ergründet haben, daß alle politischen Systeme nicht minder gleich viele Vernunft gegen sich als für sich haben, daß trotz allen Doktrinen der Zeit der größte Theil der Menschen einem stets sich gleich bleibenden Instinkt gefolgt ist (wobei vernünftiger Weise nicht anzunehmen ist, daß diese Mehrzahl der Menschen ihre Bestimmung verfehle), einem Instinkt, der alle menschlichen Satzungen, alle politischen und Glaubenssysteme überdauert, daß es also scheint, als könne es keine erdachte Regel geben, welche so unwandelbar und ewig wäre wie dieser Instinkt; so könnten wir sowohl aus diesem Romane, als auch aus dem Romane, worin die Menschheit den Helden, die Natur die Heldin spielt, folgern, daß — — — — man nicht Alles sagen soll was wahr ist. Es hat Philosophen gegeben, welche den Menschen sagten: „Seid glücklich!" aber es ist mir noch Niemand vorgekommen, der auf Befehl eines solchen Weisen glücklich geworden wäre. Andere sagten: „Seid gut!" und die Menschen befleißigten sich gut zu sein, und ermordeten, und verbrannten aus lauter Eifer nach dem Guten ihre Brüder und Schwestern, und Jeder hatte so seine eigenen Ansichten vom Guten und Bösen. Noch Andere kamen, welche sagten: „Verachtet alles Irdische!" und sie ließen sich von den Erdgebornen die Einlaßzettel für die Freuden der Ewigkeit mit irdischem Gelde bezahlen, allein aus diesem fernen Reiche sind bisher keine Zeitungen über ihre Ankunft und ihr Wohlbefinden angelangt. Etliche aber meinten: „Seid weise!" und die Menschen bestrebten sich, weise zu sein, konnten es aber nie dahin bringen; ja es mag unter diesen Jüngern der Weisheit

viele gegeben haben, welche, mit blinder Hast nach dem Tempel des Lichts rennend, in die offenen Thore des Tempels der Narrheit stürzten. Unter diesen Lehrern der Menschheit — ewiger Nachruhm danke ihnen ihre fruchtlosen Bemühungen! — gab es viele, welche von allgemeinen Sittenregeln wenig oder nichts wußten, aber doch die Glückseligkeit der Menschen durch Gesetze regeln wollten. Diese herrschsüchtigen Lehrer der Menschheit sagten zu den Völkern: „Seid frei!" und die Völker bemühen sich, seit Anbeginn der Gesellschaft, frei zu sein, und verstricken sich immer mehr in die Ketten ihrer Befreier. Anfangs gab es nur Wenige, welche nach Freiheit, das ist, nach Herrschaft strebten, aber in einem späten Jahrhundert wuchs die Anzahl der Herrschsüchtigen so an, daß ihr Ruf so häufig ist, wie der Schafe Geblök. Aber die Stärkeren siegten immer über die Schwächeren, und so war es in allen Zeiten.

Während dem die Menschen alle diese verschiedenen Lehren mit mehr oder minderem Eifer zu befolgen strebten, blieben gewisse Uebel ihre unzertrennlichen Gefährten, welche sie begleiteten in allen Zeiten, wie der Tod das Leben begleitet. Keine von den erwähnten Lehren konnte sie beseitigen, und selbst ihr Maß blieb sich in großen Zeiträumen immer gleich, als ob die Fortschritte der Menschheit keinen Einfluß auf sie hätten. Zwar wurde die Menschheit zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Heilanden erlöst von dem Uebel, allein das Uebel blieb hartnäckig und unbekümmert um das Erlösungswerk des Wortes bei den Zeiten und den Menschen. Legt man die Jahrhunderte auf die Wage, so haben sie alle dasselbe Gewicht an Jammer und Narrheit.

Wenn man die gänzliche Nutzlosigkeit so vieler Lehren (sofern man nämlich ewige Darnachhaltung als Zweck jeder Lehre betrachten muß) in Erwägung zieht, so wird die Lehre, welche ich zu geben die Ehre haben werde, für das Produkt eines Narrenverstandes noch ziemlich vernünftig klin-

gen, obgleich sie vielleicht die überflüssigste von allen ist. Mit wenigen Worten haben gelehrte Männer oft genug dasselbe gelehrt, als sie sagten: „Menschen, entzieht euch nicht den allgewaltigen Gesetzen der Natur, suchet glücklich zu werden ꝛc.“ allein so bündig hat diese Vorschriften noch Niemand versucht zusammenzufassen, wie ich es versuchen werde zu thun. Dabei erinnere ich, daß diese merkwürdige Lehre wunderbarer Weise die einzige ist, welche in allen Zeiten mit dem größten Vergnügen befolgt worden ist und befolgt werden wird, obgleich sie fast allgemein mißbilligt und verworfen wird. Und doch hat die Menschheit der Befolgung dieser Lehre Alles zu danken, was sie ist, und Alles war stets wohlgethan. Und von so wunderbarer Evidenz ist die Wahrheit dieser Lehre, daß man nach allen Religionen Gott lästert, wenn man sie lästert, indem man in ihr auch ihre Wirkung und zugleich Gottes Werk beschimpft; denn die Menschenwelt in ihrer vermeintlichen Beschaffenheit ist ihr und das Resultat des göttlichen Willens. Und diese merkwürdige Lehre heißt:

Thut was ihr wollt und könnt

und

Alles ist wohl gethan.

In der möglichen Submission erstirbt mit diesen weisen Worten:

Mac Cuddy,
erdichteter Hofnarr des erdichteten
„Königs.“

Gedruckt bei C. L. Eifert in Tübingen.

Stanford University Libraries
3 6105 126 664 882
PT
2281
G56K6
V.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.